Acad. Pr. 3884-1

Vorlesungen

Emil
Lang
Jurs.

<36608199900018

<36608199900018

S

Bayer. Staatsbibliothek

Lect. 382k

Vorübungen

Pulse?

R

Vorübungen

zur

Erweckung der Aufmerksamkeit

und

des Nachdenkens.

Zum Gebrauch einiger Klassen
des Königl. Joachimthalischen Gymnasium.

Mit allergnädigsten Freyheiten.

Berlin, bey Friedrich Nicolai,
Buchhändler unter der Stechbahn.

1771.

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS

Von dem Endzwecke und dem Gebrauche dieses Buchs.

Die gemeine Art, nach welcher die Jugend in den öffentlichen Schulen unterrichtet wird, hat zwey sehr grosse Fehler: man lernt wenig, und dieses wenige bezahlt man mit grosser Mühe und starkem Ekel. Von den verschiedenen Fähigkeiten der Seele, wird eigentlich nur das Gedächtnis bearbeitet: die Aufmerksamkeit, die genaue Beobachtung, das Nachdenken, die Beurtheilung des Wahren und endlich die Empfindung des Schönen und Guten, werden fast ungeübt und unbearbeitet gelassen. Man läßt es der Natur und dem Zufall über diese so wesentliche Vermögen der Seele zu entwickeln. Dasjenige aber, was geschieht, wird so gethan, daß nur gar zu ofte Lehrer und Schüler nothwendig dabey verdrüßlich werden müssen. Denn es ist nicht möglich, daß das Auswendiglernen blosser Töne und willkührlicher Regeln der Jugend Vergnügen machen, oder das Ueberhören des Gelern-

ten den Lehrer, der sogar mechanisch Handeln muß, bey guter Lust erhalten könne.

Die Kunstgriffe, deren man sich bedient, der Jugend solche niederdrückende Arbeit beliebt zu machen, haben die schädliche Würkung, daß diejenigen Knaben, bey denen sie anschlagen, meistentheils Pedanten werden; Leute die daß Grosse, das Edle oder das Wichtige übersehen, und einen Wörterkram für wichtige Dinge halten; die darauf stolz thun, daß sie Dinge wissen, die man ohne an Verstand oder an irgend einer andern guten Eigenschaft, Abbruch zu leiden, gänzlich missen kann; da hingegen die gemeineste gesunde Vernunft und das Gefühl dessen was schön, gut und der Vernunft würdig ist, ihnen gänzlich fehlet. Wie ofte werden in den Schulen die Belohnungen solchen Eigenschaften gegeben, die gerade nach solcher Pedanterey hinführen? In den untersten Schulklassen, ist gar ofte derjenige der Beste, der einem dummen Papagoy am nächsten kommt.

Wenn die gewöhnliche Lehrstunden, in denen Lehrer und Schüler meist nur mechanisch handeln, mit einigen andern untermenget würden, in denen die Wissenslust der Jugend gereizt, ihre Aufmerksamkeit geübt, der Beobachtungsgeist und das

Urtheil

Urtheil geschärft und die moralische Empfindungen rege gemacht würden (jedes von diesen Dingen nach Maaßgebung des Alters und der Fähigkeiten); so ist kein Zweifel, daß die Jugend nicht vielmehr und mit Lust lernen würde. Zu solchen Lehrstunden müßte ein Buch zum Grunde gelegt werden, bey dessen Durchlesung man alle bemeldte Uebungen vornehmen könnte. Zu einem solchen Zweck ist gegenwärtiges kleine Werk bestimmt, und es soll hier gezeiget werden, wie es zu brauchen ist, damit der Endzweck erhalten werde *).

Die Materien sind so gewählt, daß das Buch in allen Klassen, von den untersten bis in die obersten kan gebraucht werden. Nur muß jeder Lehrer, dasjenige, was den Begriffen seiner Zuhörer am angemessensten ist, auswählen können. In jedem Abschnitt kommen Sachen vor, die Kindern zur Uebung dienen, zugleich aber auch solche, die schon einen reifern Verstand anstrengen können. Da auch

*) Man erkennet die Mängel dieser Sammlung, und will also dieses Buch nicht, als ein Muster darstellen. Derjenige, der den Entwurf dazu gemacht, hatte selbst nicht Zeit ihn auszuführen, und war in Umständen sich mit dieser Ausführung, wie sie hier ist, zu begnügen. Er wird aber dafür sorgen, daß künftig etwas vollkommeneres erscheine.

die mit den Materien dieses Buches vorzunehmende Uebungen von mancherley Art sind, wie nun gleich wird gezeiget werden; so muß der Lehrer auch dasjenige auszusuchen wissen, was sich zu jeder Uebung am besten schicket. Er muß also zu jeder Lehrstunde dasjenige, was er darinn aus dieser Sammlung zu wählen hat, mit Ueberlegung auszeichnen. Wir wollen jeder verschiedenen Uebungen, für welche dis Werk bestimmt ist, jetzt insbesondere betrachten, und denenjenigen Lehrern die es nöthig haben möchten, einige Anleitung geben, wie dieselben vorzunehmen seyn.

Erste Uebung zu Bildung der Stimme u. der Aussprache.

Das erste, was man in den Schulen lernt, ist das Lesen. Man setzt hier voraus, die Kinder seyen im Lesen schon so weit gekommen, daß sie jedes einzele Wort ohne Anstoß lesen können. Viel Lehrmeister glauben, daß damit der ganze Unterricht des Lesens geendiget sey. Das ist aber beynahe eben soviel, als wenn man sich einbildete, daß ein Kind, welches jede Sylbe aussprechen kann, auch jedes Wort werde lesen können. Jedermann weiß, wie sehr viel darauf ankommt, daß jede Sylbe gerade den Ton bekomme, die sie in dem Worte, darinn sie steht, und nicht an sich selbst, haben muß. Hat man z. B. die Sylbe ben alleine; so läßt man dieselbe in einem gewissen Ton aussprechen

der

der nicht derjenige ist, den sie in jedem Worte hat. Denn in Benjamin hat sie einen ganz andern Ton, als in Leben.

Was hier von den Sylben erinnert worden, das gilt auch von ganzen Wörtern, und sogar von Sätzen: ihr Ton ändert sich sehr verschiedentlich ab. So wenig man darum schon lesen kann, daß man jede einzele Sylbe für sich auszusprechen weiß, so wenig kann man darum lesen, daß man jedes Wort einzeln auszusprechen weiß. Jedes Wort muß schneller oder langsamer, höher oder tiefer, mit mehr oder weniger Stärke ausgesprochen werden, nachdem es der Satz, darinn es steht, erfordert. Die Kraft der Beredsamkeit hängt größtentheils davon ab. Gar ofte haben die Sachen selbst, die man sagt, weniger Kraft als der Ton worin sie gesagt werden. Die blosse Aussprache kann Ueberzeugung oder Zweifel hervorbringen, der blosse Ton kann uns den Redner, als einen ehrlichen, aufrichtigen Mann, oder als einen Heuchler und Betrüger darstellen.

Es ist demnach ein wesentliches Stück einer guten, um sovielmehr einer gelehrten Erziehung, daß man den wahren Ton der Rede für jeden Inhalt treffen, daß man gut lesen und gut sprechen lerne. Dieses kann aber ohne vielfältige und anhaltende Uebung nicht geschehen. Dazu kann

gegenwärtige Sammlung gute Dienste thun. Es ist kaum ein Ton, wozu man nicht Stücke finden wird. Für die Stunden also, welche zu den Uebungen im Lesen bestimmt sind, wählt der Lehrer nach der Fähigkeit seiner Zuhörer, die Stellen, welche sollen gelesen werden. In dem ersten Abschnitt findet er solche, wobey nichts als die Deutlichkeit im Lesen, und das ordentliche Absetzen oder die Bemerkung der Einschnitte und der Perioden zu beobachten ist. – Im zweyten Abschnitte findet er Stellen wo schon ausser der Deutlichkeit ein interessanter Ton anzunehmen ist, welcher nach Beschaffenheit der Beschreibung oder Erzählung sich abändern muß. – Im dritten Abschnitte finden sich Sachen die mit Affect müssen gelesen werden, und da auf besondere Sachen ein starker Nachdruck zu legen ist. – Endlich sind in den zwey letzten Abschnitten Stücke in gebundener Rede, welche noch mehr Kunst erfordern.

Für eine Stunde wählt der Lehrer nur eine oder zwey Stellen; diese liest er der Klasse vor, um ihr durch das Beyspiel eine Anleitung zu geben, wie sie sollen gelesen werden. Hierauf aber muß von den Zuhörern einer nach dem andern lesen, und dabey bringt der Lehrer seine Erinnerungen über das, was gut oder schlecht getroffen worden ist, bey, und

läßt

läßt jede Stelle so ofte vorlesen, bis er glaubt, daß der wahre Ton getroffen sey. Er muß sich nicht verdriessen lassen allenfalls mit einer einzigen Stelle, wenn sie etwas schwer ist, eine ganze Stunde zuzubringen. Auch darf er sich nicht scheuen gewisse Stellen zu verschiedenen Zeiten wieder vorzunehmen.

Bey diesen Uebungen soll der Lehrer auch auf alle Fehler und Tugenden der Stimme und der Aussprache Achtung geben und es dahin zu bringen trachten, daß jeder seiner Zuhörer so viel möglich eine reine Stimme und eine deutliche Aussprache bekomme. Zu dem Ende muß er diejenige, deren Sprache am Fehlerhaftesten ist, am öftersten aufruffen; weil die Fehler nur durch anhaltende Uebungen können verbessert werden.

Zweyte Uebung: zu Erweckung der Aufmerksamkeit.

Die zweyte Uebung dazu dieses Buch die Gelegenheit geben soll, kann eine Uebung der Aufmerksamkeit genennet werden. Sie besteht überhaupt darinn, daß die Jugend geübt wird, auf dasjenige, was ihr vorgelesen wird, dergestalt acht zu haben, daß sie das gehörte nach den wesentlichsten Theilen fasse, und sich klar genug vorstelle, um es wieder erzählen zu können. Es ist zum hören nicht genug ein gutes Ohr zu haben; der Geist muß sich während der Rede alles, was vorgetragen wird mit eini-

gem Grad der Deutlichkeit vorstellen; eines mit dem andern vergleichen, und das wesentliche der Sache, von dem Zufälligen unterscheiden. Dieses sind die Handlungen des Geistes, die ohne viel Uebung nicht gelernt werden. Wenn man bedenket, wie verschieden eine und eben dieselbe Sache, die von vielen Personen zugleich gesehen oder gehöret worden ist, von verschiedenen erzählt wird; so erkennt man die Nothwendigkeit, die Jugend früh zur genauen Aufmerksamkeit, auf das was sie hört oder sieht, anzuhalten. Dieses wird denen noch wichtiger vorkommen, welchen verschiedene Fälle bekannt sind, da blos eine, aus Mangel der Aufmerksamkeit entstandene Verstümmlung oder verkehrte Erzählung dessen, was man gehört oder gesehen, Mißverständniß und Verwirrung von grosser Wichtigkeit hervorgebracht hat. Es kann also nicht anders, als nützlich seyn, wenn in Schulen eigene Stunden zu Uebung der Aufmerksamkeit im Hören und wieder Erzählen, ausgesetzt sind.

Diese Uebungen können ungefähr auf folgende Art angestellt werden. Der Lehrer sucht eine Stelle, nach der Fähigkeit seiner Zuhörer aus, vermahnet zur Aufmerksamkeit und liest sie, oder läßt sie allenfalls lesen; ein oder zwey mal. Unter-

diesem Lesen macht er, wo es nöthig ist die Bedeutung der vorkommenden Wörter bekannt, daß jeder Zuhörer den buchstäblichen Sinn der Stelle verstehen könne. Wenn dieses geschehen, fordert er einen auf, von demjenigen, was er gehört hat, Bericht abzustatten, und zeiget ihm, wo er etwas wesentliches aus der Acht gelassen, oder etwas Zufälliges als nothwendig vorgestellt; wo er unrecht gehört oder unrecht verstanden hat; wo er den Zusammenhang übersehen hat, und was sonst in seinem Bericht mangelhaft oder unrichtig ist. Wenn er die Sachen durch seine Anmerkungen in etwas berichtiget hat, so kann er einen andern auffordern, die Sache nun noch einmal vorzutragen, und zuletzt nimmt der Lehrer selbst das Wort auf und trägt die gelesene Stelle so vor, wie die Sache es erfordert. Mit diesen Uebungen wird es anfänglich etwas schwer gehen, und es ist höchstnöthig, mit den leichtesten Sachen den Anfang zu machen. Aesopische Fabeln, kleine Geschichtchen, geographische Merkwürdigkeiten, Beschreibung natürlicher Seltenheiten sind das leichteste; denn folgen solche Stellen welche Gebräuche und Sitten schildern, und zuletzt solche, die Betrachtungen enthalten. Jeder Lehrer muß zu beurtheilen wissen, was für Sachen sich für seine Klasse schicken.

Mit dieser kann eine andre höchstwichtige Uebung in den ersten Anfängen der Beredsamkeit verbunden werden; nämlich die, wodurch die Jugend lernt etwas richtig vorzutragen und zu erzählen. Der Lehrer muß die genaueste Aufmerksamkeit haben, daß er bey dem Vortrag der Jugend nichts falsches, nichts halbgesagtes, nichts zweydeutiges, nichts weitschweifiges, nichts pöbelhaftes in dem Ausdruck leide. Alles was von diesen Fehlern vorkommt, muß er verbessern, und überhaupt seinen Zuhörern bey diesen Uebungen angewöhnen, kurz und mit den richtigsten Ausdrücken und Redensarten, jede Sache zu erzählen. Wenn er sich bey einer Stelle (denn mehrere in einer Stunde vorzunehmen, ist nicht rathsam) so lange aufgehalten hat, als nöthig ist, um sie seiner Klasse recht fassen zu machen; so bringt er die übrige Zeit damit zu, daß er sich mit seinen Zuhörern, über die darinn enthaltene Sachen unterredet, und ihnen alles deutlich und faßlich macht, wobey er besonders Gelegenheit nehmen muß, die Jugend auf das, was täglich vor ihren Augen liegt, aufmerksam zu machen.

Es lassen sich zu solchen Unterredungen keine Regeln geben: alles kommt auf die Beurtheilungskraft des Lehrers an. Ein einziges Beyspiel, wie in den untersten

Klas-

Klassen hiebey zu verfahren wäre, soll statt aller Regeln dienen. Man hat die Fabel vom Einsiedler und dem Bären gelesen, und es ist nun so weit gekommen, daß jeder diese Fabel ordentlich wieder erzählen kann. Nun fängt der Lehrer ein freundschaftliches Gespräch darüber an. Was dünkt euch von dieser Freundschaft des Bären? — — Er meinte es doch gut. — — Es ist also nicht genug, es gut meinen, gute Gesinnungen zu haben. — Woran fehlte es denn dem Bären um ein recht guter Freund zu seyn? — Also muß bey allem, was wir thun, erst guter Wille, aber denn auch Verstand, Nachdenken, Ueberlegung seyn. — Hier wird es dem Lehrer leicht seyn, aus dem Leben und den kleinen Beschäftigungen seiner Knaben Beyspiele zu nehmen oder zu erdichten, dabey ihnen kann gezeigt werden, wo es bey allem guten Willen, an Ueberlegung gefehlt hat. Diese Zurückführung auf ihre eigene kleine Handlungen ist von grosser Wichtigkeit.

Hat der Lehrer sich eine Zeitlang bey dem moralischen der Fabel aufgehalten, so kann er nun auch, wenn er Zeit dazu hat, über andere Dinge reden. Er erzähle, was ein Einsiedler ist; wie in gewissen Ländern es Leuthe giebt, die aus übel verstandenen Religionslehren, sich in die Einsam-

samkeit begeben, andre aus Ueberdruß der Welt. Er spreche von dieser Leuthe Lebensart. Auch kann er sagen, was für ein Thier der Bär ist, und auf diese Weise wird er gewiß, sowohl sich selbst, als seinen Zuhörern die Stunde angenehm machen. Und eine solche Stunde, da es dem Lehrer gelungen ist, die Jugend angenehm zu unterhalten, wird derselben andere, weniger angenehme versüssen.

Auch über die Stellen, die nichts moralisches oder unmittelbar Lehrreiches haben, kann ein verständiger Lehrer sich nützlich mit seinen Zuhörern unterreden, und ihnen angewöhnen auf das, was vor ihren Augen liegt Acht zu haben. Wenn man die Beschreibung der Erdzonen oder der wilden Völker gelesen hat, so führt der Lehrer die Aufmerksamkeit erst auf das, was bey uns geschieht, und hernach zeigt er den Unterschied zwischen diesem und dem, was andere Länder und andere Völker zeigen. Wir haben einen Sommer und einen Winter — — warme und lange, kalte und kurze Tage. — Es giebt Länder wo dieser Unterschied noch weit grösser ist als bey uns — — auch solche, wo er geringer ist, — — wo er gar aufhört. — Solche da ein ewiger Frühling herrscht. — Solche wo es sehr selten, niemals stark regnet, — wo man solche

Dächer,

Dächer, wie die unsrigen nicht nöthig hat — wo weder Fenster noch Oefen nöthig sind. — Wo keine Einsammlung des Wintervorraths nöthig ist. Allgemeiner Begriff von der Lebensart gesitteter Völker, Städte und Dörfer, Feldbau, Handwerker, Handlung. Völker, die von allem diesen nichts wissen, da jeder Hausvater die Nahrung selbst schaft, die Kleider im Haus selbst verfertiget, die Hütte ohne Handwerksleute gebauet wird. Es ist nicht nöthig hierüber weitläuftiger zu seyn. Jeder verständige Lehrer sieht leicht, wie diese Uebung ihm Gelegenheit verschaffen kann seine Jugend mit angenehmen Gesprächen zu unterhalten, und ihr nach und nach einige Begriffe von dem, was in der weiten Welt geschieht, beyzubringen. Es ist aber dabey höchst wichtig, daß er den ungezwungenen Ton einer freundschaftlichen Unterredung annehme, und sich gegen seine Zuhörer so betrage, wie er in vertraulichen Stunden gegen seine Kinder thut. Er muß immer bedenken, daß diese Stunden zur Ergötzung der Jugend, und um ihr Lust zur Schule zu machen, dienen sollen.

Dritte Uebung. Schreiben.

Das Vermögen aufzumerken und richtig zu fassen, kann noch bey jungen Knaben durch eine dritte Uebung gestärkt werden. Diese besteht darinn: daß der Lehrer

rer ihnen Stellen aus diesem Buche in die Feder angiebt, und das geschriebne nachher durchsieht und berichtiget. Bey dieser Uebung ist auf die Rechtschreibung, auf die richtige Punctirung und auf die Richtigkeit des Textes selbst achtung zu geben. Wenn diese Uebung nützlich seyn soll, so muß der Lehrer nicht Wort vor Wort angeben, sondern einen Einschnitt auf einmal, damit die Jugend lerne, eine Rede richtig ins Ohr fassen. Wenn eine Stelle geschrieben ist, so läßt sich der Lehrer alle Papiere geben, und zeiget jedem wo es gut oder schlecht getroffen worden. Kinder lieben gegen einander zu wetteifern: dieses ist eine gute Gelegenheit dazu.

Die bisher angezeigten Uebungen dienen alle dazu, daß die Jugend aufmerken lernet, und daß sie sich Genauigkeit und Fleiß in ihren Verrichtungen angewöhnet. Keine davon wird ihr beschwerlich oder verdrüßlich seyn, sie wird im Gegentheil Lust zum lernen bekommen, wenn nur sonst die Lehrer durch ein allzusteifes, finsteres oder gebietherisches Wesen den guten Eindruck nicht hindern. Das Lesen und die Unterredungen, deren bey der zweyten Uebung gedacht worden, wird auch die Wissensbegierde der Jugend zu reizen anfangen, da sie Sachen hören wird, die ihr neu sind, ohne unverständ-

lich,

lich, ausserordentlich, ohne unbegreiflich zu seyn.

Die vierte Uebung, die wir hier vorzuschlagen haben, hat hauptsächlich die Schärfung des Beobachtungsgeists und der Ueberlegung zum Grunde, obgleich sie dabey auch in andern Absichten nützlich seyn kann. Hiezu kann vorzüglich der sechste Abschnitt dienen, darinn einzelne Stellen aus einigen unsern besten Dichtern stehen. Der größte Theil derselben ist so beschaffen, daß sie ohne Nachdenken, ohne genaue Beobachtung des ganzen Zusammenhanges, ohne Ueberlegung besonderer Umstände, nicht können verstanden werden. Wenn also der Lehrer diese Stellen mit seinen Zuhörern liest; so muß seine erste Aufmerksamkeit dahin gehen, daß er ihnen helfe den eigentlichen Sinn, jeder Stelle und jedes nachdrüklichen Worts, zu bestimmen. Hiebey kann er fast alle ihre Verstandeskräfte in beständiger Wirksamkeit erhalten, ohne die geringste Ermüdung zu verursachen. Man hat sich angelegen seyn lassen, nur solche Stellen hier einzurüken, die zu dieser Absicht dienlich sind.

Die vierte Uebung. Schärfung des Beobachtungsgeists und der Ueberlegung.

Die Methode, die der Lehrer dabey zu befolgen hat, kann ohngefehr folgende seyn. Er läßt erst die ganze Stelle lesen, und sagt währendem Lesen, ganz kurz und

ohne den Zusammenhang zu unterbrechen, so viel, daß kein Wort seiner gemeinen Bedeutung nach unbekannt bleibt. Alsdenn fordert er einen der Zuhörer auf, den Inhalt der vorgelesenen Stelle, so kurz als möglich, anzuzeigen; hernach frägt er nach den Hauptgedanken, über die Sache, und endlich nach einzeln Gedanken, Bildern oder Anmerkungen. Wenn die gelesene Stellen auf diese Art zergliedert worden; alsdenn wird die besondere Stärke einzelner Gedanken, der Nachdruck jedes einzeln Worts gezeiget, und nach allen diesen Anmerkungen wird endlich die Stelle noch einmal gelesen.

Diese allgemeine Beschreibung der Methode, kann durch ein besonderes Beyspiel etwas erläutert werden. Gesezt die Stelle: Verblendte Sterbliche 2c. *) werde vorgenommen. Während dem Lesen, welches mit gehöriger Stimme und Nachdruck geschehen muß, wird der Sinn der Wörter und Redensarten erkläret, welche dunkel seyn könnten: als Hamen, soviel als Halfter, heischen für fordern: Stern, die Ehre eines Ritterordens; selbstgezogen, selbst aufgezogen; angestorben ererbet. Denn frägt der Lehrer: Was enthält die gelesene Stelle? Eine solche Frage ist der Jugend oft schwe

zu

*) S. 234.

zu beantworten. Der Lehrer muß da alles Unrichtige, alles Unbestimmte, alles nur halbgesagte verwerfen, und seine Zuhörer über die Stelle im Nachdenken üben, bis sie entdekt haben, sie enthalte eine ernstliche Vorstellung des Satzes: daß die zeitliche Glükseligkeit und Zufriedenheit nicht in einer hohen Lebensart, sondern vielmehr in einem niedrigen Stand zu suchen sey. Wenn der Innhalt also bestimmt ist, so frägt der Lehrer: in welchen Worten trägt der Dichter diesen Satz vor? — In den Worten: kein Stern macht froh u. s. f. Wie bezeichnet nun der Dichter überhaupt die Beschaffenheit der höhern Lebensart? — Erstlich durch drey Hauptzüge.

1. In der grossen Welt, ist man bis an das Ende ein Sklave des Geizes, oder der Ehrbegierde, oder der Wollust.

2. Die so kurze Lebenszeit wird mit immer neuen Sorgen und mit immer vergeblicher Mühe, verbittert.

3. Man fodert Dinge, die gar keine Bedürfnisse der Natur sind, und macht Sachen zur Nothdurft, die es gar nicht sind.

Bey diesem Satz erklärt der Lehrer, was das ist: Sachen zur Nothdurft machen u. s. f.

Diese allgemeine Säze werden hernach noch durch foldende besondre erläutert.

1) In den so gelobten grossen Städten ist die größte Verstellung.

2) Pracht und äusserliche Zeichen des Ansehens sind in der That grosse Beschwerden, ob sie gleich dem Unwissenden anders dünken.

3) Beschwerlichkeit den Grossen aufzuwarten.

4) Mangel der Ruhe.

5) Mangel des größten Gutes; der Freundschaft.

6) Man muß Zeuge von der Tyranney der Grossen seyn.

7) Man muß Verläumdung, Haß, Spott, entweder ausstehen, oder Zeuge davon seyn.

8) Elend der Wollust.

9) Elend des Geizes und der Unersättlichkeit.

Hiemit wird der erste Saz hinlänglich erläutert seyn, und so verfährt der Lehrer auch mit dem zweyten Satz.

Seine Hauptsorge muß dahin gehen, daß seine Zuhörer bey jeder Stelle die Gedan-

danken des Verfassers genau treffen lernen, und soviel, als dazu an anderweitiger Kenntniß nöthig ist, muß er in seinen Anmerkungen herbey bringen.

Es ist leicht zu sehen, wie sehr hiebey Aufmerksamkeit, Ueberlegung und Nachdenken geübet werden. Und dieses ist bey solchen Uebungen die Hauptabsicht. Es ist eben nicht nöthig, daß der Lehrer allemal die vorgetragene Sätze, Meinungen oder Aeusserungen des Dichters, annehme, und den Zuhörern erkläre. Denn es gehört zu den langweiligsten Dingen, daß man andern Sachen beybringen, deutlich machen, oder bestätigen will, die man selbst nicht gedacht hat. Der Lehrer muß sich hierinn keinen Zwang anthun. Er mache seinen Zuhörern verständlich, was der Verfasser hat sagen wollen, und wo er selbst weiter nichts dabey denkt, lasse er es bey dieser Erklärung bewenden.

Trift er aber unter diesen Stellen solche an, die mit seiner Erfahrung, mit seiner Art zu denken übereinkommen, da erzähle er seinen Zuhörern, so weitläuftig als er will, was er selbst über diese Materie beobachtet, erfahren, und durch Ueberlegung herausgebracht hat, oder was er für wahrscheinlich hält. Fühlt er bey der angeführten Stelle, das, was der Dichter gefühlt hat, so beschreibe er den

Zuhörern seine Erfahrungen; glaubt er aber selbst, daß ein Ordensband eine hohe Glükseeligkeit gebe, so begnüge er sich, seinen Text verständlich zu machen.

Ueberhaupt kann der Lehrer, nachdem er seinen Text exegetisch erkläret hat, sich, nach Beschaffenheit der Umstände, mehr oder weniger weitläufig über die Sachen selbst mit seinen Zuhörern unterreden, und bey diesen Gelegenheiten ihnen richtige Begriffe über wichtige moralische Gegenstände beybringen. Nur muß er sich hüten auf der einen Seite, ihnen etwas zu sagen, daß noch über ihre gegenwärtige Begriffe geht, und auf der andern Seite, muß er alles leere Geschwäz, alles Gerede über nichtsbedeutende Dinge, vermeiden. Das wesentlichste hiebey ist, daß er auf solche Dinge sehe, die seinen Zuhörern wahrhaftig nüzlich sind.

Fünfte Uebung. Schärfung des Verstandes und Witzes.

Zur Schärfung des Verstandes und Witzes, wird besonders der vierte Abschnitt dienen. Die Artikel darinn sind so ausgesucht, daß jeder eine ganz deutliche Probe des Verstandes oder Unverstandes darlegt, oder einen scharfsinnigen Einfall enthält. Wenn ein solcher Artikel gelesen worden, so hat der Lehrer eine gute Gelegenheit die Beurtheilungskraft seiner Zuhörer zu prüfen, und sie zu schärfen. Hier muß seine Hauptbemühung dahin gehen, daß

daß er den Geist und die Kraft jeder Stelle der Jugend begreiflich macht. Gesetzt der Artickel vom Kallipedes sey gelesen worden. Der Lehrer kann dabey die Urtheilskraft seiner Zuhörer auf folgende Art prüfen. „Was ist denn an dieser Historie merkwürdig? Was ist von dem Betragen des Kallipedes zu halten? Worin besteht denn eigentlich der Unverstand dieses Betragens? Was hätte denn dieser Mensch, bey dem Kützel den er hatte, vom Könige gegrüßt zu seyn, überlegen sollen? Wie findet ihr die Antwort des Agesilaus? Worinn besteht eigentlich die Schärfe, oder das Erniedrigende der Antwort? Und wodurch ist der eitle Mensch noch mehr gedemüthiget worden, als bloß durch die Antwort?„ Dergleichen Stellen, so einfach sie scheinen, erfodern von Seiten des Lehrers eine genaue Ueberlegung, und die helleste Beleuchtung um das entscheidende darinnen fühlbar zu machen.

Auch bey dieser Gelegenheit kann ein verständiger Lehrer der Jugend, nachdem er ihren Verstand geprüft und geübet hat, noch viel nützliches sagen. Er kan sie auf das Verständige und Unverständige in ihrer eigenen aufführung, in dem, was sie täglich siehet oder hört, aufmerksam machen, und ihr Regeln der Klugheit und des vernünftigen Betragens beybringen.

Die sechste Uebung in dem Gefühl des Guten und des Bösen.

Endlich kann diese Sammlung auch gebraucht werden, der Jugend eine Kenntniß der verschiedenen Grundtriebe zu geben, aus denen die sittlichen Handlungen der Menschen entstehen, und nach welchen sie moralisch, gut oder böse sind. Man findet in dem dritten Abschnitt eine Menge Beyspiele sowol von den Triebfedern und Grundsätzen moralischer Handlungen, als von den Handlungen selbst, welche aus denselben entstehen. Der Lehrer, welcher selbige mit seinen Untergebenen liest, kann ihnen dabey auf zweyerley Weise nützlich werden. Erstlich dadurch, daß er ihnen den Menschen von der sittlichen Seite kennen lehret. Er sagt ihnen bey Gelegenheit dessen, was gelesen wird, was Ehrgeiz, was Stolz, was Mäßigung seiner selbst, was Uneigennützigkeit sey, und wie die Menschen verschiedentlich handeln, nachdem eine Empfindung oder ein Grundsatz in ihnen würksam ist. Er hat Gelegenheit bey Anlas der einzeln Fälle, die in dieser Sammlung vorkommen, von den verschiedenen Charaktern der Menschen, von den Leidenschaften, durch welche sie beherrschet werden, von den Würkungen derselben, richtige Begriffe zugeben und den Menschen in seinen verschiedenen allgemeinesten Gestalten kennen zu lehren. Das Charakteristische der Sachen ist dabey das, worauf

auf es hauptsächlich ankommt. Die Jugend muß auf die wesentlichen Züge, welche in jedem Fall, die Tugend oder das Laster, wovon die Rede ist, eigentlich bezeichnen, aufmerksam gemacht werden. Worinn zeiget sich denn eigentlich die Großmuth? die Mäßigung? die edle Freymüthigkeit?

Wenn der Lehrer das nöthige zu Aufklärung und genauer Bestimmung der sittlichen Begriffe, gethan hat, so kann er zweytens bey jeder Stelle das sittliche Gefühl der Zuhörer prüfen und schärfen. Was dünkt euch von dieser Handlung? worauf gründet sich denn das Schöne oder Häßliche derselben? das Gefallen oder Wolgefallen, welches man daran hat?

Hier hat man bey schon etwas erwachsenen Zuhörern fürtreffliche Gelegenheit die wichtigste Sittenlehren vorzutragen und überhaupt die wichtigste Wahrheiten über den moralischen Menschen, nicht als bloße Speculationen, sondern als höchstwichtige praortische Kentnisse unter die Jugend auszubreiten. Es ist aber bey dergleichen Lehren sehr nothwendig, daß der Lehrer seine Beyspiele zur Erläuterung aus dem Leben und aus der eigenen Erfahrung seiner Zuhörer hernehme; daß er sie beständig auf sich selbst, auf das, was sie selbst erfahren oder beobachten können, zurück

führe. Denn nur auf diese Art wird das, was man ihnen vorträgt, ihren eigenen Gedanken einverleibet.

So viel hat man nöthig erachtet, von dem Gebrauch dieses Buchs, mehr zum blossen Fingerzeig, als zur vollständigen Anweisung, zu sagen. Verständige Lehrer werden bald einsehen, wie sie zu verfahren haben, um bey solchen Uebungen der Jugend recht nüzlich zu werden.

Uebrigens ist auch das Buch selbst mehr ein Beyspiel, als eine vollständige Sammlung. Jeder Lehrer von Ueberlegung wird im Stande seyn, aus seinem Büchervorrath dieses zu vergrössern, und wenn er damit fertig worden, selbst aus andern Büchern Sachen auszusuchen, die zu den verschiedenen vorher beschriebenen Uebungen dienen können. Berlin, den 16. März 1768.

Vor-

Vorerinnerung.

zur zweyten Ausgabe.

Bey der zweyten Auflage dieses Schulbuches, welche der gänzliche Mangel an Exemplaren nothwendig gemacht, hat sich derjenige, dem die Besorgung derselben von dem ersten Herausgeber, welchem viele und wichtigere Geschäfte nicht erlaubten, Hand anzulegen, überlassen worden, zwar vorgenommen, nicht nur das Buch zu vermehren, als welches vornehmlich verlangt wurde; sondern sich auch einige in Wochenschriften über dasselbe gemachte Anmerkungen zu Nutze zu machen. Er sahe wohl ein, daß bei solchen Schriften das meiste

ste auf die Art und Weise, wie die Begriffe zu-
sammengestellet und vorgetragen werden, an-
kommt. Den Artikeln, in denen die wichtigste
Seite, die, welche auf nützliche Ueberlegungen
führen sollte, nicht auch dem weniger scharfsichti-
gen ins Auge fällt, hätte durch kleine Anmerkun-
gen sollen aufgeholfen werden. Man hätte dar-
auf rafiniren sollen, alle mögliche Gattungen von
Hauptbegriffen, unter einer faßlichen und anreizen-
den, und wo möglich sinlichen Einkleidung in das
Buch zu legen, um dadurch auf alle Art und Wei-
se, nach allen Wendungen und Biegungen den
gesunden Menschen Verstand (bon sens.) zu
üben. Es würde zur Bequemlichkeit der Lehrer
gedienet haben, wenn hin und wieder historische
und geographische Anmerkungen wären hinzuge-
kommen u. s. w. Allein von allem diesem konnte
kaum die Hälfte geleistet werden. Der Herausge-

ber hatte bei seiner Lectur jeden Artikel aufgezeich-
net, von welchem er geglaubt, daß er in dieses
Schulbuch konte gebraucht werden. Verhinderun-
gen aber von einer sehr angenehmen Art —
welche zu allen Zeiten allem Guten entgegen gewe-
sen, und manche redliche Absichten vereitelt ha-
ben — erlaubten ihm nicht die ausgezeichneten Ar-
tikel sogleich ins reine zu schreiben; und da diese
Collectanea alle in Ordnung gebracht, und dem
Druck übergeben werden solten, war ihm heftiger
Kopfschmerzen wegen, kaum möglich unter der gros-
sen Menge die besten Stücke auszulesen, und eini-
ges in dem Stil zu ändern. Man wird daher auch
einige Artikel zu lang, einige zu kurz finden, in dem
man zuweilen wie bei der Rubrik: Schilderungen
sich gezwungen gesehen, das hineinzusetzen, was vor-
han den war, dessen Wenigkeit keine Wahl statt
finden liesse. Noch ist bei den zwey ersten Artikeln

versucht

versucht worden, eine mehrere Ordnung einzufüh-
ren; allein erwehnten Ursachen ist zuzuschreiben, daß
einige Stücke, als der Bernstein und die Seiden-
denwürmer, nicht ihre gehörige Stelle bekommen.
Indessen hoffet man doch, daß diese Unregelmäßig-
keiten und Fehler den Nutzen nicht hindern, wel-
cher bisher aus diesem Buch von der Jugend ist
gezogen worden. Ein kluger Lehrer wird selbst die
Irregularitäten des Stils — welche er freilich anzei-
gen und verbessern muß — sich zu Nutze machen
können, so wie er auch eine Auswahl desjenigen zu
treffen hat, was er der Capacität seiner Unterge-
benen angemessen glaubet. Es mußte nothwendig
eine grosse Ungleichheit in den Begriffen, was die
Faßlichkeit betrift, in diesem Buch statt haben,
weil Leute von 8 biß 16 Jahren dasselbe lesen müs-
sen.

Wenn die Rede von natürlichen Sachen ist, so mögen einige glauben, daß man hierinn zu frei gewesen; als bey der Abweisung, die der Bauer dem August gab, bey der Schilderung einer Gesellschaft u. s. w. Allein wenn meine wenige Erfahrung mich nicht betriegt, so kommt sehr vieles auf den Ton an, in welchem solche Sachen gesagt werden. Der geheimnißvolle, der scherzende, der leichtsinnige Ton schickt sich freylich hier nicht, sondern der ernsthafte, verständige, gleichmüthige. Die Ideen von solchen Dingen kommen immer von selbsten — und hiebey ist das Beste, daß man der Jugend zeige, wie vernünftige Leute davon sprechen, da sie nur zu früh und zu oft auf eine ekelhafte, die Einbildungskraft verderbende Weise davon reden hören.

Sollte dem Besorger der gegenwärtigen Ausgabe überlassen werden, eine dritte, wenn diese vergriffen ist, zu veranstalten, so wird er sich angelegen

gelegen seyn lassen, die noch vorhandenen Mängel zu ersetzen, welches er desto sicherer versprechen darf, da es das Ansehen hat, als ob ein grosser Theil von den unangenehmen Verhinderungen nun weg-fallen werde. Berlin den 3ten März 1771.

I. Merk.

I.

Merkwürdigkeiten der Natur.

Die Erde, der Geburtsort und Wohnplatz der Menschen und einer unzählbaren Menge von Thieren, ist eine Kugel, überall mit Luft umgeben. Ihre Oberfläche ist so groß, als ein Platz, der 5000 Meilen lang und 1800 Meilen breit wäre. Von diesem ganzen Raum ist kaum der dritte Theil trocknes Land, der übrige liegt unter dem Wasser. Wenn also die Wasserthiere eben so mannigfaltig sind, und sich eben so vermehren, wie die Landthiere, so muß ihre Anzahl ungleich größer seyn, indem sie einen weit geräumigern Aufenthalt haben.

Die großen Gewässer oder Meere allein bedecken schon mehr als die Hälfte des Erdbodens. Sie liegen in den tiefsten Thälern der Erde, in welche sich alles aus höheren Gegenden herablaufende Wasser sammlet; denn so wie sich die Quellen und Bäche in die Flüße, so ergießen sich alle Flüße zuletzt in das Meer.

Das Meer ist eines der furchtbarsten Elemente, wenn es mit seinen aufgethürmten Wellen bey Sturm und Ungewitter tobet. Es verschlägt die Schiffe weit von ihrer

Straße, und erschüttert sie so stark, daß sie leck werden, und endlich von Wasser angefüllet, zu Grunde sinken müssen, wenn man durch Pumpen und Ausbessern der Löcher und Ritzen nichts mehr ausrichten kann. Oder es wirft die Schiffe auf Sandbänke, oder an Klippen, wo sie zerscheitern. Die Wasserstrudel drehen das Schiff in einen Kreis, oder verschlingen es in den Abgrund. Die Orcane oder Seesturmwinde sind am stärksten in der Ostsee und dem großen Weltmeere. Am gefährlichsten aber sind sie im mittelländischen Meere.

Eine bekannte Begebenheit der See ist die Ebbe und Fluth. Das Meer schwillt alle Tage, oder besser zu reden, alle 25 Stunden zweymal auf, und fällt auch wieder zweymal. Das Aufschwellen des Wassers wird die Fluth, und das Fallen die Ebbe genannt. Jedes währet sechs Stunden. Wenn Ebbe ist, kann man am Strande des Meers eine ziemliche Strecke auf dem entblößten Seegrunde gehen und Muschelschalen, Corallen und viele andere Seekörper aufsuchen. Man muß sich aber hüten, daß einen die Fluth nicht übereilet, welche oft mit gewaltsamen reissenden Wellen kommt. Folgende Umstände, deren Ursachen die Naturkündiger mit vieler Zuversicht zu erklären wissen, sind allerdings anmerkungswerth: Es ist immer an zween Orten der Erde Ebbe und Fluth, und diese beyden Oerter sind einander entgegen gesetzt, so daß die Gegenfüsser zu eben derselben Zeit Fluth haben, wenn wir dieselbe wahrnehmen. Die Fluth ist allemal um die Zeit, da wir das erste und letzte Mondsviertel haben, am kleinsten. Die höchste Fluth aber ist

mehrentheils drey Tage nach dem Neumond oder Vollmond. Jedoch können zufällige Ursachen bewirken, daß die Fluth einmal zeitiger kommt und heftiger ist, als das andereinal. Auf die jetzt beschriebene Art äußert sich die Ebbe und Fluth an den Küsten des großen Weltmeeres. Gegen die Pole zu ist sie schwächer, und wird endlich ganz unmerklich. Im mittelländischen Meere ist Ebbe und Fluth auch nur schwach. In einigen andern Meeren beobachtet man sie gar nicht, wie z. E. in der Ostsee. In solchen Flüssen, welche in ein Meer hineinfließen, darinn sich Ebbe und Fluth zuträgt, zeiget sich ebenfalls, bis auf eine gewisse Weite von dem Ausgange des Flusses, ein Steigen und Fallen des Wassers. In dem Amazonenfluß bemerkt man die Ebbe und Fluth 200 Meilen weit ins Land bis an das Fort Pauxis; in der Garonne und Themse viersig Meilen weit.

In der offenen See giebt es Ströme, da das Wasser viele Meilen breit und lang, nach einer gewissen Gegend, mit unwiderstehbarer Gewalt, hinfließet; das Wasser an den Seiten aber gleich Ufern still zu stehen scheinet. In solchen Strömen werden die Schiffe von ihrer Bahn, zuweilen bey hundert Meilen, abgeführt. Einige dieser Ströme sind so heftig, daß man mit dem Strom in zwey Tagen einen Weg zurück legt, den man wider den Strom in 6 bis 7 Wochen kaum machen kann, wie zwischen dem grünen Vorgebürge und Fernando Po; und daß ein Ankerthau von 24 Daumen dick, wie in den Lazaris scheeren, entzwey gehen soll. Es giebt Ströme, welche das ganze Jahr durch gleich sind, andere fließen nur zu gewissen Jahreszeiten, und andere entstehen ohne gewisse

Ordnung, ändern auch wohl ihren Lauf. Beständig soll das Meer von Osten nach Westen, und von Norden nach Süden fließen. Die Umdrehung der Erde, die Drückung des Mondes, die beständigen Winde, die stärkere Ausdünstung und Salzigkeit der wärmeren Meere soll dieses verursachen. Die kleinere Ströme haben in der Nähe der Küsten, der Art der Winde, der Veränderung der Sandbänke, der Unebenheit, Klippen, Berge und Thäler des Meergrundes, der Ebbe und Fluth ihren Grund.

Das Meerwasser ist bitter und so salzig, daß in einem Pfund Wasser bis vier Loth Salz seyn soll. Jedoch ist es gegen Süden und in der Tiefe salziger, als gegen Norden und auf der Oberfläche. Poissonier hat die Kunst entdeckt, dieses Wasser trinkbar zu machen. Wer nicht weiß, daß das undersüßte Meerwasser tödtliche Krankheiten verursacht, dem muß es sonderbar vorkommen, daß ganze Schiffe voll Menschen mitten auf dem großen Weltmeer vor Durst verschmachtet sind.

Die große See hat verschiedene Tiefen. An einigen Orten hat man den Grund noch nicht erreichen können, man hat sich aber auch nicht genug Mühe deswegen gegeben. Die Inländischen Meere sind nicht tief, das Mittelländische zum Beyspiel hat nicht über 1500 Faden an den tiefsten Oertern. Das Weltmeer ist ungleich tiefer. Wunderbar ist es, daß an einigen Oertern das Meer oben still, auf eine gewisse Tiefe aber voller Ströme ist, ja daß es Oerter giebt, wo zwey Ströme gegen einander und zwar der eine über den andern wegläuft. So bergähnlich auch die großen Meerwellen, und so tief, aus einem auf deren Spitze geschleuderten Schiffe, die Abgründe scheinen,

so

so sollen doch die tiefen Wasserlagen bey den größten Stürmen unbeweglich bleiben. Auf zwanzig Faden tief soll kein Sturm dringen können.

Das Meer hat nicht einerley Farben, außerdem daß sich in allem Wasser die Farben des Grundes und des Himmels abdrücken, und es in großer Tiefe schwarz, bey Sturm weiß schaumend, und wenn die niedergehende Sonne darinn scheinet, als mit den glänzendsten Farben bemahlet, und mit Gold und Silber bestreut, aussieht, so geben ihm die verschiednen Gattungen von Insekten, die Fäulung der Seepflanzen, die verschiednen Mischungen, die die Flüsse mit sich führen, hin und wieder ganz besondere Farben. Die Nordsee und das Atlantische Meer ist bläulicht, zwischen dem 20 und 24sten Grad N. B. bey Africa und um Florida ist die See grün wie eine Wiese, bey Vera Crux weiß, um die maldivischen Inseln schwarz, an der Mündung des Platastroms ganz roth. Zuweilen scheinet die stille See mit tausend blitzenden Sternen bestreut zu seyn, oft leuchtet der Weg eines Schiffes wie ein Feuerfluß, und die Fische, die aus dem Wasser hervorspringen, glänzen helle. Es giebt ganze Feuerfelder von vielen Meilen. Diese Erscheinungen sind theils den schweflichten, öhlichten und andern feuerfassenden und jährenden Theilen des Meeres, theils den von Rigaut entdeckten leuchtenden Polypen und andern Insekten zuzuschreiben.

Die Tromben oder Wasserhauben oder Wirbelwolken sind große Wassersäcke, die der Wind aus der See in die Höhe hebt. Sie schweben über der See in der Luft, und werden vom Winde in einen beständigen Wirbel getrieben. Sie zerplatzen oft mit großem Krachen und Ungestüm, und thun großen Schaden. Denn wenn sie auf das Schiff kom-

kommen, so setzen sie sich in die Seegel, heben das Schiff in die Höhe, und lassen es wieder fallen, so daß es zerscheitert; oder sie zerbrechen den Mast und die Seegel; oder ergiessen ihr Wasser in das Schiff. Auf solche Art verunglücken bisweilen Schiffe auf der See. Um ihren gefährlichen Wirkungen zu entgehen, ziehen die Schiffer, wenn sie Wasserhauben in einiger Entfernung erblicken, so fort alle Seegel ein, und thun einige Kanonenschüsse auf diese Wassersäulen, die, wenn sie getroffen werden, ihr Wasser mit großem Krachen fallen lassen.

Unter die Merkwürdigkeiten der See gehören auch die Meerwirbel, welche zuweilen die größten Schiffe mit in die Tiefe reißen; doch haben die Alten die Gefahr allzu groß gemacht, weil sie in der Schiffbaukunst und Seefahrt nicht so erfahren waren, als die neuern. Ursachen solcher Wirbel sind Vertiefungen in der See, wo Ströme anzutreffen, Enge der Ufer, Klippen. Der berühmtesten einer ist der Mahlstrom unterm 68sten Grad der Breite an den Norwegischen Küsten. Ein Strom, der gegen die Ebbe und Fluth läuft, und von den Lofoden Inseln und der Küste gedränget wird, verursacht ihn. Wenn er am stärksten ist, beträgt die Axe des hohlen Kegels nicht über 2 Faden. Ein Stück Holz wird so lange herum getrieben, bis es unten in der Spitze ganz still steht. Die Schiffe dürfen sich demselben auf eine Meile gegen Osten und auf fünf Meilen gegen Westen darum nicht nähern, weil der Boden gleich dabey untief und voller Klippen ist. Bey voller Fluth und gefallner See ist er so still, daß man darinn fischen kann. Der Strumbö-mönch, bey den Federinseln, soll auch bey der größten Stille Schiffe in den Grund ziehen. Sein größ-

ter

ter Umkreis ist bis 90 und die Tiefe bis 12 Faden. Er macht vier Schneckengänge in der Runde. Die Klippen, daraus der Grund besteht, sind nur acht Faden unter dem Wasser.

Je genauer man die Natur beobachtet, desto mehr Leben und belebte Wesen entdecket man in allen ihren Theilen, so daß man nicht eigentlich weiß, wo das Leben aufhöret. Die Luft und das Wasser wimmeln von Thierer. Das Wasser vornehmlich. Doch scheinen die Wasserthiere nicht so mannigfaltig zu seyn, als die Landthiere, aber an Größe, an Alter, an Gleichgültigkeit gegen allerley Klima übertreffen sie die Land- und Luftthiere um vieles. Die Elephanten und Strauße sind kleine Thiere gegen die Wallfische: Diese leben so lange als die Eichbäume, und lassen sich mit keinem Landthiere in Ansehung des Alters vergleichen. Der Wallfisch reiset von Pole zu Pole, von einem Ende der Erde bis zum andern.

Wie weit die Natur, so wohl ins Große als ins Kleine, bey Bildung lebendiger Geschöpfe geht, ist uns gleichfalls unbekannt.

Das größte Thier, von dem uns Nachricht gegeben wird, ist, wenn man den Nachrichten trauen darf, der Krabbe. Dieser ist ein Seekrebs von ungeheurer Größe, der sich in den nordlichen Gewässern aufhält. Er nimmt einen erstaunlichen Raum ein, und die nordlichen Fischer sind recht froh, wenn sie auf einen Fleck in der See kommen, wo er sich im Grunde aufhält. Denn über ihn sind allezeit Fische im größten Ueberflusse. Sie erkennen auch seine Gegenwart an der Seichte

der Orte in der See. Wenn sie einen Bleywurf einsenken, und einen Ort, der sonst 80 bis 100 Klaftern tief seyn müßte, nur 20 bis 30 Klaftern tief befinden; so schließen sie daraus, daß der Krabbe unten ist. Sie müssen aber wohl Achtung geben, ob die Tiefe einerley bleibet, oder die See noch seichter werde. Im letztern Falle ist es ein Zeichen, daß der Krabbe in die Höhe steigt. Dann greifen sie ohne Verzug zu den Rudern, und eilen geschwind davon. Wenn sie die gehörige Tiefe erreichet haben, halten sie mit dem Rudern inne. Wenige Augenblicke darnach sehen sie dieses ungeheure Thier nach der Oberfläche des Wassers herauf kommen. Doch kömmt er niemals mit seinem ganzen Körper zum Vorschein. Allem Vermuthen nach hat ihn nie ein menschliches Auge gesehen. Sein Rücken oder der obere Theil davon, hat dem Ansehen nach, anderthalb englische Meilen im Umfange. Anfangs sieht er wie eine Anzahl kleiner Inseln aus, die mit etwas, das nach Art der Seekräuter herumschwimmt, umgeben sind. Hier und da bemerkt man eine größere Erhöhung, die den Sandbänken ähnlich ist. Darauf sieht man allerhand kleinere Fische herum pringen, bis sie von den Seiten herab ins Wasser rollen. Zuweilen stehen sie hoch, und so groß in die Höhe, als die Mastbäume der Schiffe von mittlerer Größe. Vermuthlich sind dieses die Arme des Thieres, und man sagt, es würde das größte Kriegsschiff, wenn es solches damit anfassen sollte, in die Tiefe herunter ziehen. Wenn dieses Ungeheuer eine kurze Zeit in der Oberfläche des Wassers gewesen ist, so fängt es nach und nach an, wieder unterzugehen. Dann ist die Gefahr so groß als vorher. Denn es verursacht eine solche Aufschwellung der See,

und einen Rückprall oder Wirbel, daß es in seinem Kreisel alles mit sich herunter ziehet. Die herumschwimmenden Inseln sind nichts anders, als dieser Kraken. Zieht man von diesen Nachrichten so viel ab, als man von allen Erzählungen solcher Leute, der Fischer und Matrosen, abziehen muß, betrachtet man die Größe der Meere, den Ueberfluß an Nahrung, besonders in den nordlichen Gewässern, und wie oft man in der Naturgeschichte, was uns unmöglich schien, realisirt findet; so kann man diese Krabben nicht ganz ins Reich der Träume verweisen.

Unter die merkwürdigsten Thiere, welche in dem Meere leben, gehören die Wallfische. Es giebt ungemein viele Arten derselben. Sie sind die größten unter allen Seefischen, und haben überhaupt nur durch ihre äußere Gestalt eine Aehnlichkeit mit den Fischen. Nach ihrer innerlichen Beschaffenheit aber kommen sie mit dem Landthieren überein. Sie haben ein thierisches Fleisch, Knochen und große Blaselöcher. Ihr eigentliches Vaterland ist das Eismeer. Sie treten aber oft in die Nordsee aus, um die kleinern Fische, sonderlich die Heringe, zu verfolgen, welche sie gern speisen. Die Länge eines Wallfisches beträgt öfters 60 bis 70 Fuß. Man wird ihre Ankunft viele Meilen weit an dem schmalen springenden Wasser in der Luft gewahr, daß sie durch ihre Blaselöcher mit Gewalt von sich stoßen, wenn sie Athem holen. Kurz darnach scheinet es, als wenn die See mit lauter rauchenden Schornsteinen bedeckt wäre. Die Europäer fangen sie mit Harpunen und Lanzen, und begeben sich auf dauerhaften Schiffen gegen das Frühjahr nach Island, Grönland, die Straße Davis, Spitzbergen und Nova Zembla, wo sie mit Aexten und Beilen sich durch die Eisschollen den

Weg nach den festen Eisfeldern bahnen müssen. Wenn der Fang glücklich ist, so ist er allemal sehr einträglich. Die Waaren, die vom Wallfische genommen werden, sind der Speck, der Thran, der aus dem Speck ausgebrannt wird; die Baarden, welche inwendig im Maule sitzen, und woraus man das Fischbein bereitet; der Wallrath, welcher das ausgenommene und getrocknete Hirnmark ist.

Die Nordcaper sind nächst den Wallfischen die größten von den uns bekannten Fischen, ordentlich bis 40 Fuß lang, aus ihren Nasenlöchern spritzen sie das Wasser in einer armdicken Colonne, und höher als alle unsere Wasserkünste. Wenn sie, wie es oft geschieht, bey Tausenden versammlet sind, so machen sie ordentliche Bänke von fünf bis sechs Meilen im Umkreis, das Meer wird wie vom Wind erregt, und man siehet eine Menge weit prächtiger Springbrunnen, als alle Potentaten zu machen im Stande wären. Der Nordcaper ist gewöhnlich mit ein paar Jungen umgeben, welche in die Höhe springen und auf seinem Rücken ausruhen. Er soll weit munterer und schneller seyn, als der Wallfisch.

Der Tiger des Wassers ist der Hay, der nichts fürchtet, nichts, was er anpackt, fahren lässet, und alles, auch Eisen, verschlingt; er hat drey Reihen der schärfsten Zähne, mit welchem er einen Arm auf einmal, als wenn er gesäget wäre, entzwey beist. In seinem Schwanze hat er, zumal da seine ganze Länge zuweilen 30 Schuh ist, eine unglaubliche Stärke, so daß er einen mittelmäßigen Balken damit entzwey schlägt. Was dieser Fisch im Großen, das ist der acht Zoll lange Peri im Kleinen; er beißt mit seinen scharfen Zähnen alles an, und die Enten und Wasservögel müssen oft ihre Beine zurück lassen. Der gefräßige

Hay

Hay schonet doch einen heringlangen Fisch, den man den Piloten nennt, der beständig um ihn her ist und sich an seinem Rücken anhängt, ja der sogar unbeschädiget in seinem Rachen hineingehen und hinausgehen soll.

So wie die großen Affen, die Satiren der Alten, so mögen die Prixemalker oder Ayualla und Mosa ihre Sirenen seyn. Ein Fisch, der im Zaire häufig gefangen wird, Aerme und Hände hat, jedoch kürzer als ein Mensch, und die Finger wie die Gänse, durch eine Haut verbunden, das Weibgen hat Brüste, wie eine Frauensperson, und einen etwas runden Kopf, unten ist es ein ordentlicher Fisch, allein er ist weder wild, noch aber hat man ihn jemals singen hören.

Dieser Fisch hat etwas von dem Menschen, der fliegende aber von den Vögeln. Er ist etwa eine halbe Elle lang, und seine Flügel sehen Fledermausflügeln ähnlich, die er alle paar Minuten wieder anfeuchten muß, sonst tragen sie ihn nicht. Weil er ein gutes Fleisch hat, so würde diese Gattung von den andern Fischen, die ihm sehr nachstellen, bald ausgerottet werden, wenn er nicht fliegen könnte. Man sieht sie bey Hunderten oft zusammen fliegen. Ihre größte Feinde sind

Die Delphine. Diese sollen unter allen Fischen den besten Geruch haben, und am schnellsten schwimmen können. Ihre Länge ist bey 5 Fuß, und weil sie gefräßig sind, auch ihr Fleisch wohl schmeckt, so werden sie von den Schiffern häufig und leicht gefangen; oft fressen sie sich selbst unter einander, wenn sie von den Schiffen nichts abkriegen und sich keine fliegende Fische sehen lassen; bey stillem Wetter kann man mehrere Tausend beysammen sehen.

Der

Der Schwerdtfisch hat ein Waffen, einige Schuh lang und einer Hand breit, an den Seiten mit fingerlangen Graden Sprossen versehen an dem Kopf, mit welchem er fürchterlich aussieht. Der Katzenfisch kann seine vordern Flosfedern wie Hände brauchen, mit denen er alles zum Maul bringet. Man braucht den Goldfisch unter den Wasserthieren wie die Bologneser Hündchen, Murmelthiere und Affen unter den Landthieren zum Spiele. Weil er sehr klein, aber doch sehr lebhaft, artig gebildet, und von hoher Gold- und Silberfarbe ist, so füttert man ihn in Gefäßen mit Wasser, und belustiget sich an seinen immer ändernden blinkenden Farben und muntern Sprüngen.

Eines der nützlichsten Fischgeschlechte ist das Geschlecht der Heringe. Unter dem Nordpol vermehret sich dieser Fisch so, daß seine Nahrung daselbst nicht hinlänglich ist; daher er in Zügen von unzählbarer Menge nach dem Nahrungsreichen Ufern von Schottland, Norwegen, Island, Grönland ziehet. Dort passen ihm aber die Wallfische, Nordcaper, Finnfische, Hayen auf, und würgen ihn bey Millionen; auch den großen Wasservögeln, davon die nördlichen Gewässer voll sind, ist dieser Fisch ein niedliches Gericht. Die armen Heringe drängen sich, von diesen Feinden geängstiget, so in die Enge, daß man ihre Ankunft an einigen Orten, durch die gekreiselte See leicht merken kann, und die Isländer solche Schwärme nur Fischberge nennen, und die Heringe mit den Schifskellen fangen können. Sind sie näher nach Süden gekommen, so finden sie da unter allen ihre ärgsten Feinde, eine Menge Schiffe von allen Nationen, die auf sie lauren, sie fangen, hernach einsalzen und in ganz Europa versenden.

Man

Man rechnet, daß jährlich zu diesem Fang 10000 große und kleine Schiffe gebraucht werden, und 400000 Menschen davon sich ernähren.

Fast eben so beträchtlich ist der Stockfischfang bey der Insel Neuland auf der viele Meilen langen Bank gleiches Namens. Dieser Fisch ist größer, als der Hering und in erstaunlich großer Menge daselbst zu finden. Ein großer Theil von Amerikanern lebet von demselben. In den Antillischen Inseln ist dieser die vornehmste Speise der Neger. Gegen 100000 Menschen soll diese Fischerey beschäftigen. Denn der Fisch wird nicht nur frisch oder eingesalzen verkauft, sondern die meisten werden gedörret, und so versendet; auch zieht man aus desselben Haut ein Oel, welches in Lohgerbereyen gebraucht wird.

Die dünne Schiffsmuschel ist wegen ihrer Schiffarth merkwürdig. Wenn sie sich aus dem Grunde der See auf die Oberfläche desselben begiebet, so treibt sie eine ziemliche Weile, nachdem sie Wind oder sonst was merkt, mit dem Kiel ihrer Schaale aufwärts gekehret; wenn sie aber nichts widriges merkt, auch der Wind ihrer Natur leidlich ist, so wirft sie sich geschwind um, daß das offene in die Höhe kömmt, und zieht alsdann ihren Leib zusammen, läßt aber ihre Hände, Vorderfüße, die ein fleischichtes, zasichtes, am Leibe etwas breites, am Ende aber spitzig zu laufendes Wesen sind, an beyden Seiten der Schaale ins Wasser hängen bey dem Kiel, dadurch das Schifflein hinten schwer und vornen leichte wird, daß das breite hohle Ende, oder der offene Mund über dem Wasser stehet, da sie denn, weil sich der Wind in die offenen Höhlung sperret, immer fortsegelt, die Füße aber statt des Ruders gebrauchet, und zwar mit solcher Aufmerksamkeit, daß, wenn sie nur ein Blatt

oder sonst was angenehmes bemerket, gleich darauf zuseegelt; wenn sie aber etwas Widriges, oder einen harten Wind merkt, so fliehet sie mit der größten Geschwindigkeit in den Grund —

Die Perlenmuschel ist, wegen der darinn befindlichen Perle, welche den feinsten Edelgesteinen gleich geschätzt wird, merkwürdig. Was sie eigentlich sey, ist so ganz ausgemacht noch nicht. Viele halten sie für Eyerchen der Muscheln und Austern. Die meisten Schalfische haben Steinchen oder Perlen in sich. Diejenigen aber, die man als Edelgesteine schätzet, findet man in den Austern und Muscheln, und die Schalen, worinn sie liegen, nennet man Perlenmuttern. Man hat zwar in einigen europäischen Gewässern, vornehmlich in Schweden, Dännemark und Norwegen, Perlen dann und wann ausgefischet; allein solche fallen sehr sparsam, und sind nicht von der Güte derer, die so häufig im Orient getroffen werden. In der Elster bey ihrem Ursprung ist eine Perlenfischerey künstlich angelegt, und wird auch künstlich unterhalten, woraus jährlich gegen drittehalb hundert Stück gezogen werden. Der Perlenfischer muß sie setzen, paaren, söndern, durch kleine Oeffnungen, die Güte, ehe sie zeitig sind, erforschen, ihnen die Perlen, ohne sie zu tödten, benehmen; es braucht eben so viel Kunst, als Seidenwürmer zu warten. Die beträchtlichsten Perlenfischereyen geschehen in den ostindianischen und amerikanischen Meeren. Die orientalischen und asiatischen Perlenfischereyen sind an vier Orten: 1) Um die Insel Baharem im persischen Meerbusen. 2) Bey der Stadt Catif, die an demselbigen Meerbusen im steinigten Arabien liegt. 3) Bey Manar an der westlichen Küste von Zeylan, oder auf der sogenannten Perlenküste. Und 4) an der Küste von Japan. Hierzu

kann

kann 5) noch diejenige, die in der chinesischen Tartarey, nahe bey der Stadt Nipehoe, in dem See gleiches Namens, geschicht, gerechnet werden. Die amerikanischen oder westindischen Perlenfischereyen sind fast alle in dem Mexikanischen Meerbusen, längs der Küste des vesten Landes, wo auch die Insel Margarita liegt, welche sonst die Perleninsel genennet worden, die aber jetzt an Perlen ganz erschöpft ist. Die Perlenfischerey ist nächst dem Bergbau die mühseligste und gefährlichste Arbeit. Es finden sich Leute, welche sich an den Grund der See in das Wasser herunter lassen, und die Perlenmuscheln auffammlen. Diese Leute nennt man Taucher. Solchem Taucher bindet man unter den Armen einen Strick um den Leib, dessen Ende an der Barke vest gemacht ist. Unter seinen Füßen bevestiget man einen Stein von 20 bis 30 Pfunden, damit er desto hurtiger zu Boden gehe. Er nimmt ein Messer und einen Korb oder ein Netz mit sich herunter. Mit dem erstern löset er die Austern von den Felsen ab, welche er in letzteren hineinthut. Wenn der Korb voll ist, oder wenn der Taucher nicht mehr so viel Athem hat, daß er noch länger unter dem Wasser bleiben könnte, so bindet er den Stein unter den Füssen los, und schüttelt den Strick, den er um den Leib hat, um dadurch ein Zeichen zu geben, daß man ihn wieder herausziehen soll, welches auch so fort und sehr hurtig geschiehet. Jeder Taucher geht in den zehn oder zwölf Stunden, in welchen der Perlenfang dauert, etlichemal auf den Grund, und hat nicht länger als eine Viertelstunde Zeit zum Ausruhen. Die Muscheln öffnet man entweder mit einem Messer, oder läßt sie faulen und sich selbst eröffnen. Darauf nimmt man die Perlen heraus. Selbige haben eine verschiedene

Größe,

Grösse, Gestalt, Farbe und Glanz; und nach dieser Verschiedenheit sind ihnen mannigfaltige Namen beygeleget worden.

Der Bernstein hat hauptsächlich das Königreich Preussen zu seinem Geburtsort. Von seinem Ursprung und Wesen ist unter den Gelehrten viel gestritten worden. Einige halten ihn für ein Product aus dem Pflanzenreiche, andere für ein Erdpech. Daß er anfangs flüßig gewesen sey, und erst nach und nach seine Härte erlange, bezeugen die verschiedenen in demselben eingeschlossenen Körper. Man findet nemlich nicht selten Fliegen, Spinnen, Mücken und andere Insekten darinn, ja man hat auch metallische Theile und Wassertropfen in demselben bemerkt. Man hat bekanntermaßen weißen nnd gelben Bernstein. Die Naturkündiger leiten seinen Ursprung von einem subtilen, flüßigen, harzigen und erdigten Oele her, welches durch Beymischung sehr zarter Erdtheile und eines sauren vitriolischen Salzes in eine harte Masse durch Hülfe der unterirdischen Wärme ist verwandelt worden. An dem Sudanischen Ufer in Preußen finden sich zwo Adern, in welchen man nicht nur allemal ohne Zweifel Bernstein antrift, sondern auch glaubet, daß er daselbst erzeuget worden sey. Man hat durch eine genaue Untersuchung befunden, daß sich die Bernsteinadern bis auf den Abgrund des Meeres erstrecken, aus welchen der Bernstein entweder durch die Wellen losgerissen, und nach der Oberfläche des Wassers gebracht, oder durch Kunst heraus gefischet wird. Man hat einen gewissen schwarzen Stein, der auch Agtstein oder besser Gagatstein genennet wird. Beyde Körper sind sehr von einander unterschieden, und müssen daher nicht verwechselt werden.

Die

Die Phoken, Morsen und Lamentine sind eigentlich Amphybien, weil bey ihnen allein das eyförmige Loch in der Herzwand, welches macht, daß die Geburt im Mutterleibe ohne Odemholen leben kann, immer offen ist. Bey andern auf dem Lande lebenden Thieren schliesst es sich zu, so bald als das Thier auf die Welt kömmt. Diese Thiere aber können es nach Belieben öffnen und schließen, und daher mit und ohne Luft leben.

Der Phoka oder Seehund ist ein artiges lebhaftes Thier, es hat einen runden Kopf, Fischotterschnauze, Wolfszähne und sehr verständige Augen, die den Augen des Hundes am nächsten kommen. Der übrige Leib hat die Gestalt eines Wallfisches im Kleinen; an der Brust sitzen zwey Floßfedernähnliche Hände mit Klauen bewafnet, mit welchen er den hintern Theil nachschleppen kann; an dem Ende des Schwanzes, der ganz fischartig ist, stehen noch zwey solche Hände, die aber mehr zum Schwimmen, als zum Gehen taugen. Dieses Thier ist gelehrig, und läßt sich abrichten, kennt die Stimme seines Herrn und seinen eigenen Namen. Seine Stimme hat vielen Ausdruck und viele Veränderungen, der Stimme des Hundes kommt sie nahe; auch ist es gesellig, und lebt immer in großen Heerden. Gras und Fleisch ist seine Nahrung, welche es unter dem Eis und auf dem grünen Rasen der nordlichen Küsten, wo es eigentlich zu Hause gehöret, mit vieler Geschicklichkeit zu finden weis. So plump es ist, und so mühsam es seinen Leib schleppen muß, so kann es doch auf dem Lande so schnell kriechen, als ein Mensch laufen kann; im Wasser ist es äußerst schnell. Allein ist es zu sehen, wie diese Thiere einander beystehen, wenn sie angegriffen werden oder sonst leiden; ein feines Ohr müssen sie haben, da die Junge ihre

Mutter unter vielen Hunderten an der Stimme erkennen; Die Alten trauern so um den Tod ihrer Jungen, daß sie sich bisweilen todt hungern. Am Blitze und Donner scheinen sie sich zu vergnügen, und sie sind nie munterer, als beym Ungewitter. Ihr langes und hartes Schlafen auf Eisschollen und der Sonne ausgesetzten Felsen ist ihnen verderblich, denn da fangen sie die Lappen, Grönländer, Isländer mit leichter Mühe, da es sonst nicht so leicht angeht; indem das Thier kühn ist, erstaunlich viel Leben hat, und halb geschunden und mit Wunden bedeckt noch Eisen durchbeißt. Der Seehund nährt, kleidet, bedecket die nordlichen Einwohner größtentheils. Das Fleisch ist sehr gut und leicht, die große Menge Fettes brauchen sie zu den Lichtern und ihre Speisen fett zu machen. Das Fell giebt Kähne, Schlauche, Balken darauf zu legen und Flöße zu machen, Oberkleider und Decken, womit die runden in eine Spitze zulaufenden Hütten bedeckt werden. Aus den Zähnen macht man die Spitzen der Harpunen und andere Waffen, welche ihre Härte wegen auch wohl die Stelle der eisernen vertreten können. Bey uns brauchte man ehemals diese Felle zu Muffen, noch verbrämt man die Pelzmützen damit, am gewöhnlichsten aber werden die Coffre damit beschlagen.

Im Großen ist der Meerlöwe, was der Seehund im Kleinen ist, gegen 20 Fuß lang, und bis 4000 Pfund schwer. Die Bartborsten sind so dick, daß man Zahnstocher daraus machet. Dieses Thier ist rund um in einen Schuhe tiefen Speck eingehüllet, und so blutreich, daß an einem mittelmäßigen aus einer Wunde, die er an den Hals bekommen, 2 Oxhoft Blut ausgelaufen. Wenn sie sich an einem Ort nieder-

niederlassen, so stellen sie Wachen aus, weil das Thier viel Zeit zubringt, von dem Lande ins Wasser zu kommen. Wenn sie sich um die Weibchen schlagen, welches oft geschieht, so bleiben zuweilen bey Dutzenden auf dem Platze, und die See und das Gestade ist mit Blut auf mehrere Meilen weit umher befleckt.

Der Morse oder die Seekuh ist auch ein großer Seehund, nur hat er zwey große den Zähnen der Elephanten ähnliche Hauer in einer umgekehrten Richtung, deren Knochen feiner und kostbarer ist, als das Elfenbein, auch kann sie das Wasser aus ihrer Nase in die Höhe spritzen wie der Nordcaper. Ihr Fett wird so theuer als das Fett vom Wallfisch verkauft, und eine mittelmäßige Seekuh giebt eine halbe Tonne Thran. Diesen Thieren hat man erstaunlich der Zähne wegen zugesetzt. Anno 1708 fieng man neunhundert in sechs Stunden, und anno 1706 achthundert in eben so viel Zeit, man tödtete sie, nahm die Zähne, und schmiß das übrige dann weg. Es ist wohl keine Gattung Thiere, die mehr und schneller, und so ohne Noth, zerstören kann, als der Mensch. Jetzo sind die Morsen entweder meistens ausgerottet, oder haben sich an unbekannte Gegenden hinbegeben, denn man findet nicht mehr viele an den bekannten nördlichen Küsten.

Man reiset über die Meere in großen Schiffen, welche von dem Winde fortgetrieben werden, der in die ausgespannten Seegel bläßt. Auf diese Weise könnte man aus einem Lande in alle andere kommen. Es sind aber noch nicht alle Länder oder Theile des Erdbodens bekannt. Vermuthlich werden künftig noch große Länder entdeckt werden, von denen man jetzt nichts weiß. Von den be-

kannten Ländern ist nirgends ein großer Strich, der nicht von Menschen bewohnt sey.

Alle bekannten Länder des Erdbodens werden in vier Hauptheile abgetheilt, welche man Europa, Asia, Afrika und Amerika nennet. Europa ist der kleinste Theil, aber seine Einwohner herrschen über viele Länder der drey übrigen Theile, und haben sich fast die halbe Erde unterwürfig gemacht. Keine andere, als die Europäischen Völker, reisen in alle vier Theile der Welt, um aus allen Ländern das, was ihnen gefällt, zusammen zu holen. Von allen Völkern der Erde sind die Europäer die, welche am meisten wissen, und die meisten Künste gelernet haben. Europa ist der einzige Welttheil, welcher überall angebaut und mit Städten oder Dörfern angefüllt ist; dessen Einwohner Gemeinschaft mit einander haben, und sich, (wenige ausgenommen,) zu einer allgemeinen Religion bekennen. Die andern Welttheile sind von vielerley Völkern bewohnt, die sich unter einander entweder gar nicht, oder nur wenig kennen, und an Sitten, Lebensart und Religion, sehr von einander unterschieden sind.

Asia ist das größte Stück in der Runde liegenden an einander hängenden Landes, an welchem Europa bloß eine Halbinsel ausmachet. Da die mittleren Gegenden die temperirende Seeluft nicht genießen, auch nicht wasserreich sind, und große Ebenen oder unfruchtbare Gebirge ausmachen, so ist die Wärme und Kälte daselbst sehr heftig, das Erdreich zum Anbauen ungeschickt, und deswegen, so lange wir von diesem Stück Land etwas wissen, niemals ordentlich cultiviret gewesen. Noch jetzo wohnen dort keine andere als nomadische Völker, die ihre Dörfer und

Städte

Städte am Morgen abbrechen, mit denselben einige Meilen weiter rücken, und sie am Abend in einer Stunde wieder aufgebaut sehen. Sommer- und Winter-Wohnstätte zu haben, ist eine allgemeine Mode. Man kann sagen, daß die Natur selbst hier das irrende Leben nothwendig, und die Einrichtungen, Gesetze, Staatsverfassungen, Reiche dieser Völker hinfälliger und veränderlicher gemacht hat, als diese Dinge sonst ihrer Natur nach sind. Ganz Asien hat mehrmal unter der unruhigen Gemüthsart dieser Völker gelitten. Auch der nordliche Theil Asiens, der voll Wasser, Sumpf, Waldungen hat und äußerst kalt ist, war niemals ordentlich bewohnt. Wer sich von einem Tyrannen frey machen wollte, fand darinnen einen sichern, aber traurigen Schutzort; wer aber nach eigenen Belieben sich einen Aufenthalt wählen konnte, zog gegen Süden. Diese südlichen und dann die östlichen und westlichen Länder in Asien sind die schönsten von der Welt, besonders die südlichen, da sie die Nahrung in Ueberfluß hervorbringen, so ist die Fruchtbarkeit der Einwohner äußerst groß. Weder die Tyranney hat Indien, noch die Einfälle aller Gattungen von Tartaren China entvölkern können; nur den westlichen Barbaren gelang es, diese ehemals so bevölkerten Länder, Syrien, klein Asien, Pontus, Persien, Medien, Phönicien wüste zu machen.

Afrika ist nächst Asien das größte in die Runde liegende Land. Da es in der heißen Erdgegend lieget, so findet man daselbst Wüsten von Sand und Asche, himmelhohe Gebirge, ganze Stücke von abgebrandten Waldungen, Ungeheuer von allen Gattungen, die die unnatürlichen Triebe der Thiere erzeugen. Das Vaterland des Goldes scheinet hier zu seyn, und zugleich das Vaterland

der größten Gleichgültigkeit gegen dasselbe. Auch Trägheit und Dummheit gehört hier eigentlich zu Hause. Die Hitze schwächt alle Werkzeuge des Denkens. Nach ordentlichen Plan zu handeln, ist hier den Einwohnern unmöglich; daher wenig ordentlich eingerichtete Staaten zu finden sind. Auch hat noch keine dahin handelnde Nation Großmuth genug gehabt, nur einmal zu versuchen, wie weit diese Völker etwa zu civilisiren wären, man begnüget sich, ihnen ihr Gold, ihr Elfenbein, ihren Pfeffer und ihre Sclaven für unnöthige Kleinigkeiten abzunehmen. Das Innere von Afrika kennet man fast gar nicht, und dieser Theil ist, obschon uns Europäern der nächste, doch zugleich der unbekannteste. Den Alten waren die innern Länder von Afrika das Vaterland der Wunder und Ungeheuer, und den Poeten und Kaufleuten ein reicher Stoff zu Fabeln und Lügen. Der Neuern Kenntnisse gründen sich auch bloß auf die ungewisse Nachrichten über die Neugierde der Europäer mißvergnügter Wilden, denen diese Neugierde immer zum Verderben gereichet.

Amerika ist der erst vor einigen hundert Jahren von den Europäern entdeckte Welttheil. Er besteht aus zwey durch eine Erdenge, die mit einer Reihe von Inseln umgeben ist, verbundnen großen Stücken Landes. Die Kälte, der wenige Vortheil und die Entlegenheit von dem bewohnten Lande sind die Ursach, daß man den nordlichen Theil nicht ganz kennet; in welchem aber, so viel wir wissen, kein gesittetes Volk von Eingebornen zu finden ist. Wälder und Sümpfe bedecken noch das Erdreich, und nur an dem östlichen Ufer haben die Europäer etwas angebauet. Im südlichen Theil fand man einige große Reiche, die mit den alten assyrischen und ägyptischen Monarchien viel ähnliches

hatten,

hatten, das übrige war von wilden Völkern bewohnt. Dieses ist das Land der größten Insekten, Schlangen, Ungeziefer, Flüße, Wasserfälle, Berge, Flächen. Es ist im Umfange das größte und an Einwohnern das ärmste Land.

So groß der Unterschied zwischen verschiedenen Völkern ist, so groß ist er auch zwischen verschiedenen Ländern in Ansehung der Witterung der Jahreszeiten, der Thiere und Gewächse, die darinn erzeuget werden.

Es giebt Länder, wo nur eine einzige Jahreszeit, nämlich ein beständiger Sommer herrscht, und wo jeder Tag im Jahr so warm ist, wie bey uns die wärmsten Sommertage. Diese Länder liegen mitten auf dem Erdboden, und nehmen auf demselben den Raum ein, den man den heißen Erdstrich (zona torrida) nennt. Die wohlriechendsten und kräftigsten Früchte, welche die Natur hervorbringt, wachsen nur in diesem Erdstrich, und die Natur hat überhaupt in demselben ihren größten Reichthum gezeiget. In diesem Erdstrich haben die Tage und Nächte fast das ganze Jahr hindurch immer einerley Länge.

Hingegen giebt es auch Länder, in denen, den größten Theil des Jahrs hindurch, eine so große Kälte herrscht, die unsre strengste Winterkälte noch weit übertrift. Nur binnen wenigen Wochen im Jahr wird es so warm, daß die wenigen Kräuter und wilden Bäume grünen und wachsen. Aber weder Obst noch Erdfrüchte, welche die Menschen genießen könnten, wachsen in diesen kalten Erdstrichen. Daselbst sieht man die größte Ungleichheit der Tage und der Nächte; indem es sowol Tage als Nächte giebt, die ganze Monate währen. Diese kalten Erdstriche werden auch die Polarländer genennet; weil sie an den beyden

Enden der Erde, um den Nordpol und um den Südpol, liegen.

Den größten Theil des Erdbodens machen die zwey gemäßigten Striche oder Zonen aus, die zwischen der heißen und den beyden kalten Zonen liegen. In diesen Ländern bemerkt man vier verschiedene Jahreszeiten mehr oder weniger deutlich, je nachdem sie der heißen oder einer kalten Zone näher liegen. Den Frühling, wo Bäume und Kräuter ausschlagen und blühen, die Hitze mäßig, und die Tage den Nächten meist gleich sind; den Sommer, wo die Felder und Baumfrüchte reifen, die Hitze am größten ist, und die Tage merklich länger als die Nächte sind den Herbst, wo alle Früchte und Saamen abfallen, und das Gras verwelket, da die Tage und Nächte wieder in Gleichheit kommen, und die Wärme merklich abnimmt; den Winter, wo der Wachsthum der Pflanzen ganz oder größtentheils aufhört; wo die Nächte länger als die Tage sind, und die Kälte mehr oder weniger überhand nimmt.

Die Länder der gemäßigten Erdstriche liegen dergestalt, auf beyden Seiten der heißen Zone, daß die Jahrszeiten in beyden einander gerade entgegen gesetzt sind. Es ist in dem einen Winter, wenn es in dem andern Sommer ist, und Herbst, wenn der andre Frühling hat.

Diese Länder scheinen die größte Mannigfaltigkeit so wohl an Feld und Baumfrüchten, als an Thieren zu haben; der Wein ist ihnen eigen, welcher weder in den ganz heißen, noch in den ganz kalten Ländern fortkommt. Vornämlich sind die Menschen, welche diese Länder bewohnen, den übrigen vorzuziehen. Die Einwohner der kalten Zonen sind vom Leibe sehr klein und am Geiste dumm; die in der heißen Zone sind von schwächerm Temperament,

von geringern Leibes- und Gemüthskräften und von heftigern Leidenschaften, als die Bewohner der gemäßigten Zonen.

Die schönsten und glücklichsten Länder sind die, welche mitten in den beyden gemäßigten Zonen liegen. In Europa Spanien, das mittägliche Frankreich, Italien und Griechenland.

Jedes Land bringt vornämlich das hervor, was seinen Bewohnern nach der Beschaffenheit des Klima, am unentbehrlichsten, am nothwendigsten ist. Den Völkern der heißen Erdstriche spinnet ein Wurm, der sich von den Blättern des Maulbeerbaums nähret, ein Gewebe, woraus die Seide verfertigt wird, welche zu leichten Kleidern dienet; und so wohl ein Baum als ein Strauch tragen eine Art Schoten, welche voll von einer leichten und feinen Wolle sind, woraus ebenfalls leichtes Gewand verfertiget wird. Dagegen wimmeln die kalten Länder von Thieren, die das Pelzwerk zur Kleidung der Nordländer im Ueberfluß dargeben, und sind meistentheils mit dicken Waldungen besetzet, die das zur Feuerung nöthige Holz in Menge liefern. Damit das hitzige Blut der Südländer nicht zu sehr entzündet werde, so verschaffen ihnen ihre Felder oder Gärten, und die Pommeranzen- Zitronen- und Olivenwälder die erquickendeste und erfrischendeste Früchte.

In den kalten Ländern ersetzet die Natur den Mangel der Feldfrüchte durch die große Menge Fische, welche das Meer und die See in sich halten, und durch den Ueberfluß der Thiere, die zwar mehrentheils in den Wäldern herumirren, und den Menschen ein Schrecken sind, sonst aber die schönsten Felle zur Kleidung, ein gutes Fleisch

zur Nahrung, und viele Materien zu dem nöthigen Hausrath darreichen. Die nördlichen Völker sind stark und dauerhaft, des rauhen Wetters, großer Strapazen und harter Kost sehr gewohnt.

Ein Vorzug des Menschen ist es, daß er unter allen Himmelsstrichen ausdauern kann; welches die wenigsten Thiere im Stande sind: Pferde, Hunde, Ochsen, Schafe, Ziegen pflanzen sich zwar in Norden und Süden fort; allein Löwen, Tiger, Elephanten können so wenig ein kaltes Element vertragen, als die Bären, Rennthiere und Wölfe ein warmes. Diejenigen Thiere selbst, welche für beyde Klima gebildet sind, verändern sich sehr. Der Hund verliert seine Haare und Stimme in warmen Ländern, der Ochse bekommt gewisse Auswüchse und wird unbändiger, die Pferde werden in Norden sehr klein und schwächlich. Alle Thiere, die ein wärmeres Klima gewohnt sind, verlieren ihren Muth und Stärke in einem kältern.

Die an Farbe, Gestalt, Größe und Stärke vorzüglichsten Thiere wohnen in dem heißen Himmelsstrich.

Die größten Landthiere sind die Elephanten. Sie gehen gemeiniglich truppweise, und denn schaden sie Niemanden. Wenn sie sich aber vom Trupp trennen und einzeln gehen, sind sie gefährlich, fallen die Menschen an und fressen sie. Sonst aber, wenn sie etwas zahm gemacht sind, lassen sie sich gut lenken. Macht man sie aber zornig, so sind selbst ihre Führer der größten Lebensgefahr unterworfen. Man braucht sie zur Fortbringung großer Lasten im Kriege und auf Reisen. Doch sind sie nur für große und reiche Leute, weil sie sehr kostbar zu unterhalten sind. Sie sind von ansehnlicher Größe, können gewaltige Lasten tragen, und thun allemal sichere Schritte, so daß sie ihre

Bürden

Bürden selten fallen lassen. Man kann einen Elephanten unterrichten, allerley mit seinem Rüssel vorzunehmen, wenn es sein Führer will. Dieser sitzt auf des Thieres Nacken, wenn er die Exercitien mit demselben vornimmt, und regieret es mit einem kleinen eisernen Stocke. Wenn der Elephant wüthend wird, bändigt man ihn mit brennenden Schwärmern, die man auf ihn wirft. Man hält dafür, daß ein Elephant an hundert Jahr alt werde.

Der Rhinoceros oder das Nasehorn ist nach dem Elephanten das größte Thier der warmen Länder in Afrika und Asien. Seinen Namen hat es von einem dicken und starken Horn, so es gleich oben an der Nase trägt. Dieses Thier hat viel Aehnlichkeit mit dem Schweine. Seine Haut ist ohne Haare, sehr hart und unbiegsam, und hat viele Falten, die dem Thiere ein Ansehen geben, als wenn es mit einem Harnisch bedeckt wäre. Es ist auch in der That fast unverletzlich. Mit seinem Rüssel kann es durch Hülfe des Horns die Erde aufreißen und ganze Bäume mit den Wurzeln ausheben. Es wird nicht zahm gemacht, wie der Elephant, und scheinet überhaupt nicht tüchtig, ein Hausthier zu werden.

Das Cameel ist ein sehr brauchbares Thier im ganzen Orirent, und zu weiten Reisen durch die Wüsten ungemein geschickt, weil es acht bis zehn Tage ohne Trinken leben kann. Es lebt auch, ob es gleich eine ziemliche Größe hat, nur von weniger Speise. In Persien haben die Cameele nur einen Buckel, in Indien und Arabien aber zwey Buckeln oder Höcker. Die größten können eine Last von zwölf bis dreyzehnhundert Pfund tragen. Die kleinen bringen nur siebenhundert Pfund fort. Sie sind einmal abgerichtet, daß sie sich von selbst mit dem

Bauch

Bauch auf die Erde legen, wenn sie sollen beladen werden. Sie schlafen auch in keiner andern Stellung. Im Frühjahr verlieren sie alles Haar, so daß sie alsdenn wie ein abgebrühetes Schwein aussehen. Alsdenn beschmieret man ihre Haut über und über mit Fett, damit sie nicht von den Mücken beschädigt werde. Noch eines ist an dem Cameel sehr besonders. Man lehret es nach gewissen Tönen in einer Art von Takt laufen, und es richtet seine Schritte darnach ein; so daß es nach Verschiedenheit des Takts bald langsamer bald schneller fortgeht. Eine gewisse Art von Cameelen dienet auch sehr gut zum Reiten. Selbige laufen einen starken Trapp, und so schnell, daß ihnen ein Pferd nicht anders, als in vollem Gallop, folgen kann. Man nennet sie Rehavie. Endlich weiß man auch in Persien das Cameel zur wilden Ziegenjagd ganz artig abzurichten.

Der Löwe ist an Stärke und Geschwindigkeit allen andern Thieren überlegen. Die von der größten Gattung sind vier bis fünf Fuß hoch und von der Spitze des Kopfes bis an des Schwanzes Anfang gegen neun Schuhe lang. Mit ihrem fünf Schuh langen Schwanz schlagen sie den stärksten Mann zu Boden; ihre Füße sind mit langen scharfen Klauen, die sie wie die Katzen verbergen können, bewaffnet, womit sie in die zäheste Haut eindringen und ein Thier in Stücken zerreißen können. Sie runzeln ihre Stirne im Zorn und schwingen ihre sehr lange Hals- und Kopfmähne, ohne den Kopf zu bewegen, so, daß die Haare in der Luft hin und her fliegen. Ihr Rachen ist ungeheur groß und ihre Zähne stark genug, die härtesten Knochen zu zermalmen; ihr Gebrüll hört man auf viele Meilen weit. In der Wüsten von Zaara und den innern von Aethiopien, wo sie ihre Stärke mit der Menschen Stärke nicht probiren kön-

können, sind sie äußerst wild; ein einziger Löwe greift ganze Caravanen von Menschen an, und sind nach einem langen Kampf seine Kräfte erschöpft, so flieht er nicht, sondern kämpft noch im Zurückziehen. Die Löwen hingegen, welche um die Dörfer der Indianer und Hottentotten sich aufhalten, sind schon zahmer; sie erkühnen sich nicht, den Menschen anzugreifen, und wenn sie zu unrechter Zeit das kleine Vieh anfallen, so lassen sie sich von Weibern und Kindern verscheuchen und den Raub wieder abjagen. Einiger Erziehung ist dieses Thier fähig, man hat sie schon statt der Hunde zur Wache gebraucht, und vor die Triumphwagen gespannet; aber hungern darf man sie nicht lange lassen, auch ist es gefährlich, mit ihnen zu spielen, wenn sie nicht selbst dazu aufgeräumt sind. Das merkwürdigste ist, daß sie großmüthiger Empfindungen der Dankbarkeit, des Schonens, des Edelmuths fähig scheinen, wovon man häufige Beyspiele hat. Der Löwe ist nicht grausam, denn er ist ruhig und unschädlich, so bald sein Hunger gestillt ist. Er hat eine würdige Gestalt, einen kühnen Blick, einen trotzigen Gang, und Stärke und Schnelligkeit ist mit dem schönsten Ebenmaaß aller Theile so verbunden, daß ihm hierinn kein Thier gleich kommt.

Der Tiger in die südlichsten Gegenden von Asien, zum Glück für die belebte Natur verbannet, ist etwas länger, aber nicht so hoch von Beinen, als der Löwe. Er hat ebenfalls sehr große Stärke, und in seinem ganzen Betragen viele Aehnlichkeit mit den Katzen, seinen Grimm ausgenommen; denn er ist unter fast allen uns bekannten Thieren der grimmigste, mordet, um das Blut der Thiere zu saufen, ja mordet bloß aus Wuth, ehe er seinen ersten Raub verzehret hat, fällt er einen andern an. An den

Flüssen, wo die Thiere des heißen Klima genöthiget sind, oft des Tages sich zu erfrischen, richtet er sein gewöhnliches Blutgerüst auf. Er lauret in einem Hinterhalt, springt mit einem entsetzlichen Sprunge von mehrern Ruthen, wenn es nöthig ist, auf seinen Raub, reißt ihm den Leib auf, um das Blut herauszusaugen; verscheuchet ihn etwas, so läuft er mit einem Pferde oder Ochsen, den er nachschleppt, so leicht weg, daß seine Schnelligkeit wenig dadurch gehindert wird. Im Zorn runzelt er seine Stirn, knirscht mit den Zähnen, und schreyet auf eine widrige, durchdringende Weise. Die rothe erhitzte Zunge hängt ihm immer zum Maule heraus, und seine Augen sind so tückisch und zugleich so blitzend, daß es scheußlich anzusehen ist. Noch keine Kunst hat ihn bändigen können. Oft frißt er seine eigene Jungen auf, und bringt die sie vertheidigende Mutter ums Leben. Was man von diesem Thiere brauchen kann, ist die Haut, welche in Europa wenig, in China aber sehr hochgeschätzt wird, und sein Fleisch, welches den Indianern wohl schmecken soll.

Die Orientaler richten einige wilde Thiere zur Jagd ab. Die Unze ist dasjenige, welches am öftersten dressirt wird. Es ist ein etwa vier Fuß langes Katzen ähnliches Thier, schöngefleckt, von scharfen Gesicht, und vollkommen zum Springen gemacht. In Persien nimmt ein Reuter eine solche Unze hinter sich aufs Pferd an eine Kette gebunden, auch werden ihr mit einer Mütze die Augen bedecket; sieht man ein Gewild, so nimmt man dem Thier die Mütze ab, richtet ihm den Kopf gegen den Ort, und läßt es loß. Kaum ist die Unze herunter, so ist sie dem Thier schon in drey bis vier Sprüngen auf dem Nacken, und hat dasselbe erwürgt. Verfehlt sie den Raub, so wird sie verdrüßlich,

und

und geht still, man muß sie denn mit Liebkosungen wieder zurückrufen, sonst wird sie wild.

In Amerika ist ein Thier, welches dieser Unze gleich kommt an Gestalt und Stärke, dessen Farbe aber weit schöner ist. Es soll das stärkste und wildeste Thier in diesem Welttheil seyn. Man nennet es Jaguar. Wenn es satt ist, ist es unschädlich und furchtsam.

Der Zibeth, diese ehedem so sehr beliebte Spezerey, kommt von einem Thier, welches auch in den südlichen Ländern zu Hause gehört; länglicht und niedrig, wie einer Katze, ist sein Leib, der Kopf aber wie eines Fuchses. Holländische Kaufleute haben es nach Holland gebracht, und fuhren fort, den Zibeth zu bekommen. Diesen tragen die Männer dem Schwanz in einem Beutel, welcher ihnen alle Wochen zweymal geleeret wird. Fleisch, Eyer, Reiß, kleine Vögel und Federvieh sind ihre Nahrung, und je mehr und delikater sie zu fressen kriegen, desto mehrern und bessern Zibeth geben sie. Diese Thiere haben etwas grimmiges, lassen sich doch aber so zähmen, daß man mit ihnen umgehen kann. In der Wildniß leben sie wie die Füchse vom Raube, besteigen auch wohl die Bäume, und wenn Thiere ihnen abgehen, so behelfen sie sich mit den Wurzeln der Bäume.

Der Bisam kommt auch von einem in Süden lebenden Thier her, es gehört ins Geschlecht der Schweine, und trägt den Bisam in einem Beutel unten bey dem Nabel. In Suchueu und Junnan ist dieses Thier sehr häufig. Aus dem Königreich Butan aber wird der meiste Bisam gebracht. Denn im Winter kommen sie, wegen Mangel des Futters, Heerdenweise aus den Gebirgen hervor, und suchen auf den Reisfeldern ihre Nahrung, wo ihnen aber die Bauern

aufs

aufpassen, sie todt machen, und ihnen den Bisam nehmen. Der Bisam ist unter allen Spezereyen die heftigste, so daß der Beutel sogleich, wenn man ihn abschneidet, Oeffnung haben muß, sonst würde dem, der daran röche, das Blut vor Heftigkeit aus der Nase stürzen; alle Theile des Thieres haben diesen Geruch, und auch der Bisam, welcher wiewohl verfälscht nach Europa kommt, riecht doch noch sehr heftig und durchdringend.

Der Armadillo, dessen Fleisch wie das delikateste Spanferkel schmeckt, welcher eben so groß als ein Spanferkel ist, und alle Monat vier Junge macht, hat keinen Schutz, als seine biegsame Rückenschaale, und die Schaale vor der Brust, darinn er seinen Kopf verbergen kann. In seinem Loch, welches er sich gegraben, wird er oft von einer Schlange beschützt, welche da Schatten sucht. Unter den Chirikoas und Guijanos sind immer vierzig bis funfzig einhändige: aus Begierde, diese ihre fast einzige Nahrung zu haschen, greifen sie schnell in die Gruben, beißt sie eine Schlange, so wird das Glied gleich weggeschnitten, anders wissen sich diese Leute nicht zu helfen.

Der Osso Herminquero (*), der mit seinem großen und langhaarigten Schwanz sich ganz beschatten kann, ist wie ein großer Barbet. Mit seinen drey Klauen an den Füßen kann er einen Tiger, einen Adler so vest halten, daß sie sich nicht mehr losmachen können und beyde sterben müssen. Sein Kopf ist ein drey Viertel Ellen langer Rüssel, in welchem ein kleines Loch wie eine Bohne groß ist, aus welchem er eine lange Zunge hervor und in den Ameisenhaufen steckt, dieselbe, wenn sie voll ist, hineinzieht, und

(*) Ameisenfresser.

und sich auf diese Weise sättiget. Die Ameisen dienen nicht allein diesem Thiere zur Speise, sie schmecken auch den Wilden; besonders die geflügelten, die größer als die unsrigen und in ungeheurer Menge sind. Der Wilde speiset sie als eine große Delikatesse. Diese Ameisen sind so stark, daß sie des Nachts einen Haufen Mais oder Jucca klein machen können, und durch ihre gifrige Zähne alle Pflanzen verderben. Noch viel schädlicher sind die rothe Ameisen, die in dem Palo Santo, von Ansehn einem der schönsten Bäumen, sich aufhalten. Zehen davon können einem Menschen durch ihre Stiche ein böses Fieber verursachen.

Der Rapurita, so groß wie ein kleines bolognesisches Hündchen, von schöner Farbe und Haaren, ein lebhaftes und freches amerikanisches Thier, fürchtet sich vor dem größten nicht; denn so bald es verfolget wird, kehret es sich um und giebt einen solchen Gestank von sich, welcher seinen Feind halb beläubet.

Die Gazellen sind im Süden, was die Hirsche und Rehe im Norden, deren Gestalt sie auch haben; ihre Gattungen sind sehr zahlreich. An einigen Orten fängt man sie mit abgerichteten Leoparden. Der Leopard wird auf einem kleinen Wagen, mit einer Mütze über die Augen und angekettet, mit geführt. Sieht man ein Thier, so läßt man ihn loß und nimmt ihm die Mütze ab; kaum hat er eine der Gazellen, die meistens in Rudeln gehen, erblickt, so schleicht er durch viel Nebenwege und Krümmungen auf dem Bauch, wie eine Katze, bis etwa auf fünf Sprünge nach, und springt alsdenn wie ein Blitz über sie her. Auch braucht man hierzu einen zahmen Bock, dessen Hörner mit Stricken behangen sind; so bald man Gazellen sieht, läßt man diesen loß, der Bock der Rudel geht auf ihn zu, um ihn

abzutreiben, verwickelt sich aber in den Stricken, und wird gefangen: oder wenn es lauter Sien sind, so verwickeln sie sich beym Spielen in den Hörnern des Bocks, und müssen still halten, bis man sie tödten oder lebendig fangen kann.

Das größte Thier in ganz Amerika ist der Anta. Er ist in Brasilien zu Hause, ohngefehr so groß, als eine kleine Kuh; jedoch stärker von Knochen, ohne Hörner, mit kurzen Beinen und einem gebognen Leibe, auch einem Rüssel, wie das Nasehorn. Er liebt das Wasser sehr, kann auch gut und lange unterm Wasser schwimmen, erhält sich von Kräutern, und Wurzeln. Er ist feig, und vertheidiget sich nur mit der Flucht. Sein Fleisch wird von den Indianern, ob es schon grob ist, gegessen, und aus seiner Haut, welche so dick ist, daß Flintenkugeln nicht durchdringen, verfertigen sie Schilder, durch welche, wenn sie dürre sind, auch kein Pfeil geht.

Das höchste Thier auf der ganzen Erde ist die Giraffe, bis sechzehn Fuß hoch und bis zwey und zwanzig Fuß lang. Die vordere Füße sind noch einmal so hoch, als die hinteren Füße, der Hals ist sehr lang und grade in die Höhe; doch muß es seine Knie biegen, und die vorderen Beine aus einander sperren, wenn es an die Erde sich bücken will, es ist ohne Waffen, aber auch zu nichts zu gebrauchen, so sanft, daß es den Leuten, die zu den Fenstern aussehen, aus der Hand frißt, und sich mit einem an seinen Hals gebundenen Strick von einem Kinde leiten läßt. Der Kopf ist wie ein Hirschkopf mit kleinen Hörnern. Die Ohren sind wie an einer Kuh, und am Halse hat es eine feine Mähne. Es gehet anders als alle andere Thiere, indem es immer die

zwey

zwey Schenkel an einer Seite zugleich hebet, es wackelt also, und kann nicht schnell laufen.

Der Landkrebs in Amerika wohnt gewöhnlich einige Meilen von der See, auf einem kleinen Gebirge, wo diese Thiere des Tags über in ihren selbst gemachten Höhlen liegen, des Nachts aber auf Nahrung ausgehen. Alle Jahr thun sie eine Reise nach dem Wasser, und wenn sie ihre Eyer abgesetzt haben, so kehren sie wieder zurück; sie füllen im August ihre Höhlen mit Gras und Gewächsen, und legen darinn ihre alte Decke ab, wofür sie eine neue bekommen. Wird der Krebs auf seiner Reise angegriffen, so begiebt er sich auf die Flucht, hält aber seine Scheeren beständig in die Höhe, um was sich nahet, zu zwicken. Gewöhnlich bricht er, wenn ihm etwas aufstößt, sein Instrument ab, allein er verfolget, ohne sich darum zu bekümmern, seinen Weg.

Die Affen sind, nach dem Ritter von Linné, vierfüßige Thiere von menschlicher Gestalt, sie haben an beyden Augenliedern Haare. Ihre Hinter- und Vorderfüße gleichen den Armen und Beinen der Menschen. Die Pfoten der vordern sind der menschlichen Hand ähnlich, und sie thun damit eben die Verrichtungen. Die Zehen gleichen den Fingern einer Hand; auch ist die mittelste die längste. In dem Werkzeug des Gehörs der Affen fehlen unter den kleinen Gehörknochen der sogenannte Steigbiegel, der Amboß, und der Hammer. An beyden Seiten der Kinnbacken haben die Affen zween Säcke, in welchen sie alle Speise zusammen drücken, die sie, nach gestilltem Hunger, aufbehalten wollen. Den Weibchen hängen die Nahrungsbehältnisse für ihre Jungen vorne an der Brust herab.

Hierinn sind alle Affen einander gleich, unterscheiden sich aber von einander durch ihre Gestalt und Farbe. Einige haben gar keine, einige kurze, andere sehr lange Schwänze. Einige sind mit einem Hundekopf und spitzigen Zähnen versehen. Es giebt Affen, die vier bis fünf Fuß hoch sind, und breite Schultern, wie ein Mensch, haben, und andere sind nicht viel über einen Fuß.

Alle Arten von Affen sind sehr künstlich und sinnreich in allem, was sie vornehmen. Empfindlich, wenn es ihnen wohl geht, und ängstlich in der Noth, geben sie ihre Leidenschaften zu aller Zeit durch ihr Stampfen mit den Füßen und Veränderung der Gesichtszüge aufs nachdrücklichste zu erkennen. Sie seufzen, wehklagen, weinen, zischen, lachen, je nachdem sie Entsetzen, Zorn oder Verspottung ausdrucken wollen. Sie wissen so lächerliche Stellungen anzunehmen, daß bey dem Anblick der schwermüthigste Mensch sich des Lachens nicht würde enthalten können.

Unter sich selbst beobachten diese Thiere eine gute Disciplin. Kömmt es darauf an, ein beträchtliches Melonenland zu verwüsten, so gehen sie in starker Anzahl nach dem Garten. Hier stellen sie sich so in eine Reihe, daß zwischen zweyen nur ein mittelmäßiger Zwischenraum bleibet. Nach Endigung dieser klugen Anstalt werfen sie sich die Melonen von Hand zu Hand. Jeder von ihnen fängt die ihm zugeworfene Melone geschickt, und mit ausserordentlicher Geschwindigkeit auf. Die Linie, welche sie machen, endigt sich gemeiniglich auf einem Berge. Alle diese Anstalten geschehen beym tiefsten Stillschweigen.

Eben diese Thiere stehen bey einem Ueberfall einander bey. Ihre Waffen bestehen in Baumästen, die sie zerbrechen, in Kieselsteinen, welche sie sammlen, und in ihrem

eigenen Unflath, den sie in die Hände nehmen. Im Noth-fall werfen sie dieses alles ihren Feinden nach dem Kopfe. Unter ihnen giebt es weder Ueberläufer, noch Marodeurs. Auf dem flachen Lande laufen sie sehr schnell, und springen, wo es angeht, sehr geschwinde von einem Baum auf den andern. Wird einer unter ihnen verwundet, so machen sie, unter Verdoppelung ihres hülfreichen Eifers, das entsetzlichste Geschrey. Ihre Nahrung sind Früchte, vornämlich Weintrauben und Aepfel, Blumen, Würmer, Spinnen und anderes Ungeziefer. Doch zeigen sie auch einen feinern Geschmack; indem sie die Nahrungsmittel der Menschen sehr gern genießen, und manches Hirse- und Reisfeld plündern.

Durch die Gefangenschaft scheinen diese Thiere von ihren natürlichen Fähigkeiten nichts zu verlieren. Man trift sie in den Häusern so listig, kühn, schelmisch, geil und spöttisch an, als in der Freyheit. Beym Essen setzen sie sich auf ihren Hintern, und halten die Nahrungsmittel in der Pfote. Man kann sie leicht lehren auf dem Seil zu tanzen, das Rad zu schlagen, sich zu putzen, Feuer anzumachen, die Handkarren zu brauchen, die Trommel zu schlagen, Gläser auszuspülen, einem zu trinken zu geben u. s. w. Ja man hat Affen gesehen, die mit der einen Pfote einen Bratspieß herum dreheten, mit der andern aber einen Bissen Brodt in die Bratenbrühe eintunkten und verzehrten. Die Affen mögen schlafen, arbeiten, oder heimlich aufs Plündern ausgehen, so sind immer einige dabey zu Wachen ausgestellt, deren gutes Gehör, Gesicht und Geschrey ihnen zur gemeinschaftlichen Sicherheit dienet. So bald die Wache durch ihr höchst sonderbares Geschrey ein Zeichen giebt, fliehet alles. Die Jungen, welche das

Rennen noch nicht recht gewohnt sind, steigen auf den Rücken der Aeltesten, worauf sie sich auf eine kurzweilige Art vest halten. Es giebt Beyspiele, da sie die Schildwachen, die ihre Schuldigkeit nicht genau beobachtet, mit dem Tode bestraft haben. Sie verstehen die menschliche Sprache, ohne sie nachreden zu können; aber sie sind vortrefliche Pantomimen, und sehr geneigt, alles nachzumachen, was vor ihren Augen geschieht. Sie antworten, fordern oder schelten durch vernehmliche Zeichen, ja sie machen Gebehrden und Stellungen, welche den menschlichen sehr nahe kommen. Was man sie lehret, das lernen sie vollkommen, und oftmals auch das, was sie nicht wissen sollen. Während des Aufenthalts der Herrn von Condamine und Bouguer in Peru, waren besondere Affen auf die Beobachtungen, welche diese Academici auf den Gebirgen anstelleten, so aufmerksam, daß man hernach in einer von Affen aufgeführten pantomimischen Comödie, zu welcher unsere Naturkündiger von den Bewohnern der Gegend eingeladen wurden, mit Erstaunen Affen sah, die sich gewisse Zeichen gaben, nach der Uhr liefen, schrieben, die Sterne durch Brillen ansahen u. s. w.

Der Schwanz dient denselben öfters zum dritten Bein, um von den Bäumen herunter steigen zu können. Wird einer unter ihnen durch einen Zufall verwundet, so untersuchen sie die Wunde sorgfältig, und stopfen geschickt gekäuete Blätter statt der Karpey, in dieselbe. Die Weibchen tragen ihre Jungen auf eben die Art, wie die Schwarzen ihre kleinen Kinder. Diese jungen Affen halten sich mit den Hinterpfoten auf dem Rücken ihrer Mutter veste, und umfassen mit den Vorderpfoten den Hals derselben. Wenn die Mütter ihre Jungen säugen wollen, nehmen sie selbige

in

in ihre Arme, und geben ihnen die Brust auf eben die Art, wie die Weiber ihren Kindern. Die Affen, vornämlich die rothen und blauen bey Jambra, halten sich immer bey drey bis viertausenden zusammen. Sie formiren Republicken, wo die Ordnung und Unterwürfigkeit genau beobachtet wird. Ihre Reisen stellen sie in guter Ordnung unter gewissen Heerführern an, die gemeiniglich von der größten Art sind. Das Hintertreffen oder der Nachzug besteht allezeit aus einer beträchtlichen Anzahl der größten Affen, unter welchen, wenn sie ihre Sprache reden, einige befindlich sind, deren Stimme, wo es die Umstände erfordern, über alle andere wegschallet, und die übrigen zum Stillschweigen bringet. Ihr Rückzug ist für die Europäer allemal ein sehr ergötzendes Schauspiel.

Die Insulaner halten diese Affen für eine Art herumschweifender Menschen, welche sich nicht die Mühe nehmen wollen, Hütten zu bauen. Die Negers suchen die Affen allemal mit ihren Pfeilen in dem Gesicht zu verwunden, weil die getroffene ohnfehlbar fallen, indem sie die Wunde alsobald mit ihren Pfoten zuhalten. Zuweilen geschieht es, daß die langgeschwänzte Affen oder Cercopithecken im Fallen ihren Schwanz um einen Ast winden, welcher hieran so starr wird, daß dergleichen Affen, nachdem sie bereits gestorben, noch daran hangen bleiben, und so verwesen oder vertrocknen. So bald ein Affe auf diese Art schwer verwundet oder gar getödtet worden, verfolgen oft andere starke Affen die Negers bis an ihre Hütten, und wenn man ihnen die Thüre vor der Nase zuschmeißt, decken sie aus Bosheit die Hütten ab, zerbrechen die Trinkgeschirre der Neger, und tragen alles weg, was ihnen unter die Pfoten geräth.

Man würde nicht aufhören können, von der List, Behutsamkeit, Bosheit und merkwürdigen Lebensart dieser Thiere zu reden, wenn man, mit einem philosophischen Blick, sie bey allen ihren Unternehmungen verfolgen, und die gemachte seltene Beobachtungen alle aufzeichnen wollte.

Der schönste wilde Vogel in den mitägigchen Ländern ist der Pelican, den man auch Tacab, das ist, Wasserträger nennet. Man bemerkt nämlich an ihm in den Wüsten Arabiens und in andern Orten, wo kein Wasser ist, daß er sein Nest um der Sicherheit willen, weit vom Wasser bauet, weil das Volk allemal in der Nähe eines Wassers sein Lager hat. Damit er aber seinen Jungen zu trinken verschaffe, so holet er das Wasser zuweilen zwo Tagereisen weit in dem Sacke seines Schnabels herbey. Die Mahometaner glauben, daß Gott diese Vögel zum Besten der Pilgrimme, die nach Mecca reisen, und in den Wüsten kein Wasser finden, erschaffen habe. Das ist fabelhaft, daß er sich in die Brust beißet, um seine Jungen mit seinem eigenen Blute zu nähren. Er hat weiße und sehr sanfte Federn, aber einen Kopf, der in Verhältniß mit seinem großen Körper ungemein klein ist. Unter dem Schnabel hängt ein Sack, welchen er verengern und erweitern kann, und der ihm zum Wassereymer dienet.

Der surinamische Falke bläßt im Zorn seinen Kopf so auf, daß er größer wird, als sein übriger Körper.

Der Spottvogel kann, welches auch die meisten Indianer können, aller Vögel Stimmen nachmachen.

Der schönste und zugleich kleinste Vogel ist der Colibri. Seine Eyer sind wie Erbsen, und er selbst wiegt oft nicht über funfzig Gran. Seine Nahrung ist Thau und Honig,

den er durch seine Zunge aus den Blumen saugt, indem er sich mit ausgebreiteten Flügeln schwebend über den Blumen zu halten weiß. Das Männchen trägt Baumwolle, die Materialien zu dem Nest zusammen auf den Ast eines Fruchtbaums, und das Weibchen legt sie dann zurechte.

Gifte und giftige Thiere, sind vornehmlich in den warmen Ländern zu finden, so wie auch alle Gattungen von Insekten und Ungeziefer, welche in größerer Menge von Leibe stärker und dem Menschen beschwerlicher sind, als in dem kaltem Klima.

Schlangen findet man besonders in Amerika zwischen den Wendezirkeln eine ungeheure Menge.

Der Buio, eine einer abgestorbenen Fichte ähnliche Sumpfschlange, oft acht Ellen lang und eine in der Circumferenz, bewegt sich sehr langsam, und kaum eine halbe Meile weit in einem Tage; sie drückt ihre Gestalt der Erde ein, wie ein Mastbaum, den man schleppet; hört sie ein Geräusch, so hebt sie den Kopf, und verlängert sich wohl zwey Ellen, öffnet ihren Rachen und bläßt einen Hauch von sich, der den Tiger, Löwen, Menschen betäubt, ihn an sich zieht, bis er nahe genug ist, daß ihn die Schlange anfassen, nach und nach hineinschlingen und zugleich tödten und aussaugen kann, sie braucht einige Tage, weil sie keine Zähne hat, ihren Raub zu verschlingen. Man kann sich von dieser anziehenden Kraft nicht anders befreyen, als wenn ein andrer zwischen der Schlange und dem angezogenen Gegenstande durchläuft und die Luft zwischen ihnen entzwey schneidet. Eine ähnliche aber bezähnte Schlange beschreibet Hans Sloane in den philosophischen Transactionen. Das scheußlichste Schauspiel ist, wenn ein Buio einen Caiman verschlingt. Die Wilden können

sie, durch eine ungemeine Geschicklichkeit ihrem Oden auszuweichen, mit Lanzen tödten. In Spanien soll es kleinere solche Schlangen geben, welche die kleinen Vögel bezaubern. Die spanische große Kröte Scorzon hat eben diese Eigenschaft. Salmon fand in Mindanao die Schlange Ibitin von gleichen Kräften und die Einwohner bedienen sich dergleichen Mittel, sich davon zu befreyen; so findet man auch solche auf Nevra, Lentos und Poulo-Ay, Rodrignos und Akuva an dem Fluß Marannon.

Die Cassadoros ist viel länger als der Buio, und ungemein schnell, so, daß ihr fast kein Thier entrinnet; sie greift Menschen und die größten Thiere an.

Die Schellenschlange ist aufs höchste fünf Fuß lang, ihre Farbe ist gräulicht. Alle Jahre wächst ihr ein Beinchen im Schwanz, von welchem die Medici ein Gegengift machen; mit diesem Beinchen giebt sie einen sehr lauten Ton von sich, welches vornämlich geschieht, wenn sie zornig ist.

Die Schlange Macaurell soll mit der allergrößten Geschwindigkeit und List, auch mit einer ungemeinen Wuth alles anfallen.

Die erdfarbige Sibucan ist fast nicht zu erkennen, sie kann sich in ein ungemein kleines Volumen ziehen, alsdann sieht sie einem von der Sonne ausdörreten Kuhkoth gleich, sie springt brusthoch und ihr Biß ist giftig. Sie halten sich gewöhnlich an dem Fuß des Cordilleras bey den Salzquellen Chita auf.

Die zwey Palmen lange giftige Schlange mit zwey Köpfen, die, wenn sie nach der einen Seite geht, die andere nachschleppt, hat eine langsame Bewegung, sie verbirgt sich in den Ameisenhaufen, und kommt nur bey Regen hervor, schneidet man sie in der Mitte entzwey, so nä-

hern

herrn sich wieder beyde Theile, und wachsen zusammen. Eben so auch, wenn sie der quer in Stücke geschnitten wird. Man hat dem Condamine gesagt, daß sie so gar wieder lebendig werden, wenn sie auch in der Luft ganz verdörret sind; man dürfe sie nur wieder auf den feuchten Boden legen.

Die nach der Macaurell giftigste Coran ist die schönste an Farbe; in einem fleischfarbnen Grunde hat sie schwarze, weiße und gelbe Flecke.

Ein gefährliches Thier ist die große Fledermaus, welche in Amerika sehr häufig ist; sie hat drey Viertel Ellen von einem Flügel zum andern. Diese Mäuse suchen Menschen und Thiere bey Nacht auf, das Blut auszusaugen, sie fächeln die Unglücklichen mit ihren Flügeln, unterdessen stechen sie dieselben so, daß auch, wenn sie von Blut satt sind und wegfliegen, dasselbe doch immer wegfließt. Diese Stiche sind so fein und so künstlich, daß man Mühe hat, den Ort zu entdecken, wenn das Blut noch nicht fließt, und so unschmerzhaft, daß man nichts als ein Kitzeln verspüret. Wer einen harten Schlaf hat, schläft und stirbt, ohne sich etwas bewußt zu seyn. Die Indianer schlafen, um sich vor diesen Thieren zu schützen, in Hangebetten, und haben Umschläge von Cannefas oder Gazen, Morquiteros genannt, vor; die Wilden salben sich mit Butter, Oel oder Achiolt. Die Otomacos schlafen in Gezelten von Palmblättern, die Guamas und Chirikoas aber schlafen immer an freyer Luft, werden aber auch oft, und zwar bloß von den Insekten, mit denen sie ganz bedeckt sind, getödtet.

Unter

Unter den Insekten sind die fliegenden und vor allen aus die Mosquiten, welche allein vom Blut leben, sehr beschwerlich, am Tage fallen die großen Zacudos mit langen weißfleckigten Beinen alle entblößte Theile an. Die eines Pulverkorns großen Gezenos, und die gleich großen Rodadoras, die nicht mehr fliegen können und sterben, so bald sie sich voll gesoffen haben, kann man noch verjagen und tödten, aber die schnellen schwarzen Mücken Golofes sind so schnell, daß sie kommen, stechen, verwunden und wegfliegen, ohne daß man sie nur bemerken könnte, ob schon ihre Anzahl immer groß ist. Die Horniſſe oder die Weſpen tödten die in den Wäldern oder am Gestade zu Wasser oder zu Lande Reisenden, wenn sie nicht ausweichen, oder sich von Zeit zu Zeit ins Wasser stürzen.

Von den schlimmsten sind die grünen Mosquiten, welche stechen und in die Wunde ein Ey legen, daraus ein neues Insekt entsteht: es ist in eine Haut von starken spitzigen Haaren gewickelt, so daß, wenn sich der Wurm seiner Nahrung wegen wälzt, alle diese Haare auf das heftigste stechen; läßt man ihn nicht herausschneiden, so bekommt dieses Insekt in acht Tagen zehn bis zwölf Junge, die sich tiefer in das Fleisch eingraben und der Mensch oder das Thier ist verlohren.

Die kleinen summenden Canicientos fallen mit ihren Stichen und ihrem Getöse den Menschen zu Nacht an. Die graue Pilos, welche halb so groß als eine kleine Horniſſe sind, stechen, ohne daß man es fühlt, bis ihr Gift eine Geschwulst aufgetrieben.

Die nordlichen Gegenden haben so wie die südlichen ihre ganz eigene Thiere.

Das

Das Elendthier ist dem Gebäude nach das mittlere zwischen Pferd und Hirsch. Es hat sehr lange Beine, so daß ein Mann unter seinem Bauche gerade stehen kann. Es ist aschfarbig, und hat Hörner wie ein Hirsch. Es ist ein zahmes Thier, wird aber oft mit der bösen Krankheit geplaget. Aus dem gespaltenen Huf dieses Thieres werden allerley artige Sachen bereitet.

Das Rennthier ist eine Art von Hirschen. Es ist den nordischen Gegenden eigenthümlich. Die Rennthiere sind der grösste und einzige Reichthum der Lappländer, Isländer, Tunguſen und Kamtschadalen. Sie sind nette, reine lustige und kurzweilige Geschöpfe, und brauchen nicht viel zu ihrem Unterhalt. Hunde, die man besonders dazu abrichtet, sind ihre Leiter, Beschützer, und so gar ihre Zuchtmeister. Im Winter quält sie eine Art von Fliege, die ihre Eyer unter ihrer Haut legt. Hievon entstehet ein Wurm, der sich heraus frißt und in eine große Fliege verwandelt. Sie sorgen selbst für ihre Nahrung, und leben hauptsächlich von den Blättern und Knospen der Bäume, von Birkenschalen, und von einem weißen trockenen Moos, das man Rennthiermoos nennet. Sie sind die allernützlichsten Thiere in Norden, und in der Haushaltung ganz unentbehrlich. Sie können ungemein geschwind laufen. Man spannt sie vor Schlitten, und sie bringen einen in wenigen Stunden viele Meilen weit durch den Schnee und über das Eis. Ihr Fleisch und ihre Milch, aus welcher man auch Käse macht, dient vielen Völkern zur Nahrung. Aus ihren Fellen werden Kleider, Zelter und Bettdecken verfertiget: und von ihren Sehnen macht man Nähzwirn.

Der Zobel ist allein in Siberien, und sein Pelzwerk ist das kostbareste unter allen. Der Zobelfang ist aber jetzt

so

so groß nicht mehr, weil das Thier sich nicht, wie ehedem, da die Wälder dicker waren, so stark vermehret.

Der Steinbock und die Gemse bewohnen die höchsten Berge, und also immer die kalten Regionen, doch hat der Steinbock das obere Stockwerk inne. Beyde sind von der Gattung der Ziege, aber stärker und zum Springen ganz eingerichtet. Der Steinbock, der weit robuster ist, thut Sprünge von sechs großen Schritten von Felsenspitzen zu Felsenspitzen, dabey hat er ein paar Hörner, die sehr stark sind. Er flieht den Jäger bis auf die obersten Spitzen der Berge, und wenn er nicht mehr entfliehen kann, so setzt er mit einem Stoß mit seinen gewaltigen Hörnern auf den Jäger, und stürzt ihn öfters in das nächste Thal hinunter. Der Bock selbst, weil ihm von der Höhe in die Tiefe ein Sprung von zehn Klaftern hoch nicht schadet, kommt glücklich davon, da der Jäger todt in der Kluft bleibet. Die Gemsen sind zahlreicher, als die Steinböcke, sie stürzen ebenfalls wie diese auf 30 Fuß von einem Felsen auf einen andern herunter, wo zuweilen kaum Platz für ihre vier kleinen Füße ist. Ihre Stimme, wenn sie in der Angst sind, ist sehr besonders, indem sie in einem sehr durchdringenden Pfeifen besteht, welches anhält; so bald eine dieses thut, so fangen alle an, die es hören, und eine Gemse kann in einem großen Distrikt alle in Allarm setzen.

Unter die reißenden Thiere des Norden gehört der Luchs, ob er schon einen sanftmüthigen Blick hat, so würgt er doch eine Menge von Thieren, und nimmt nichts von ihnen, als das Blut und das Gehirn. Er ist kleiner als ein Wolf, hat aber dessen Stimme, in seinen übrigen Manieren aber gleicht er der Katze. Weil seine Augen glänzen, so hat man ihnen ein so scharfes Gesicht angedichtet, wovon

man

man bey den Alten vieles findet. Da er klettern kann, so verfolgt er Katzen, Marder, Hermeline, wilde Eichhörner bis in die Spitze der Bäume. Er paßt selbst den Vögeln auf. Seine große Jagd sind die Haasen, Rehe, Hirsche, Füchse, die er bey der Gurgel anpackt.

Die Bären, ob sie schon wilder und scheußlicher aussehen, sind doch zahmer und leichter zu bändigen, die weissen ausgenommen, welche in dem kältesten Norden wohnen, und sich meistens von Fischen erhalten. Diese Thiere sind weit größer als die andere Bären, haben sehr lange etwas gekräuselte und sanftere schneeweiße Haare, welche das Thier zu einem recht schönen Gegenstand machen; allein die blutrothen Lippen an dem sehr langen Kopf und die große Hauzähne geben ihm ein desto gräßlicheres Aufsehen. Er wackelt immer von einer Seite zur andern, auch wenn er ruhig sitzet, als ob er in einem Schiff wäre, und brummet in einem fort. Da diese Thiere ihre Nahrung im Wasser finden, so können sie sehr gut schwimmen. Wenn sie sich auf die Eisstücke an die Sonne legen, und ein solches Stück durch einen Windstoß abgerissen wird, so werden diese Thiere an Orte hingebracht, wo sie vorher gar nicht bekannt waren. Nirgend aber sind sie willkommen, weil sie sich vor nichts fürchten, eine unglaubliche Stärke haben, und nur mit dem letzten Tropfen vom Leben sich zu vertheidigen aufhören.

Der einem großen Dachs ähnliche Vielfraß mit seinem fast an die Erde schleppenden Bauch wohnt in den unfruchtbarsten Ländern, und ist so unersättlich, daß er auch die Todten ausscharret, um sie zu verschlingen, ob er schon sonst alles verschlingt, was ihm vorkommt.

Das Eichhörngen ist eines der artigsten und lebhaftesten der nordlichen Thiere, es leckt gern den Thau, frißt alles außer Fleisch. Hat zwey Hände, die es auch fast, so wie wir gebraucht. Sein großer langhaarigter Schwanz vertritt die Stelle eines Sonnenschirms, und giebt dem Mahler Pinselhaare. Er sitzt aufgerichtet, und macht tausend artige Sprünge. Da es nur von Pflanzen lebt, so sammelt es sich auf den Winter einen Vorrath, kann aber überdies noch sehr lange ohne Schaden hungern. Sein feines Gefühl macht, daß es das Gewitter lange voraus sieht, sich bey heftigen Winden in die Löcher der Bäume versteckt, und wenn der Wind sich drehet und auf die Oeffnung zu bläßt, weis es dieselbe zu verstopfen, und sich auf der andern Seite einen Ausgang durchzubeißen. In Norden setzen die Eichhörnchen auf eine lustige Weise über die Flüsse, sie suchen sich Stückgen Holz oder Borken, setzen sich, wenn der Wind gegen das andere Gestade bläßt, drauf, seegeln mit dem Schwanz und steuern mit einem Fuß, und auf diese Weise kommt die Flotte glücklich hinüber, aber auch nicht immer, denn man hat Exempel, daß Flotten von vier tausend Seegeln umgeschmissen worden, wo sich denn der Lappe sein Küstenrecht unbarmherzig zu Nutze macht. Diese Seefahrer sind größer, als die andern Eichhörnchen.

In den kalten Ländern trift man zwar eine große Anzahl von Vögeln an, die anderwärts vergebens aufgesucht werden. Doch ist keiner darunter so kostbar, als der Eidervogel, er lebt von schaalichten Wasserthieren, welche er oft 12 Klaftern tief aus dem Grund heraufholet, oft bringt er von den Fischen weggeworfenes Eingeweide hervor, wobey

bey sich aber die Möven in Menge zu Gaste bitten. Das Weibchen legt seine Eyer auf Landspitzen in von den Männchen bereiteten Moos, welches Nest das Weibchen mit den Federn, die es sich am Bauch ausrauft, belegt. Sucht das Weibchen seine Nahrung, so deckt es die Eyer sachte zu und das Männchen stehet Schildwach. Oft kommen die Raben und fressen die Eyer, schleppen auch wohl die Mutter aus dem Nest fort, alsdenn leisten die Möven ihr Beystand, aber aus sehr eigennützigen Absichten, denn vor die geleistete Mühe saufen sie die Eyer selbst aus. Die Federn, welche man Dunen nennet, sind diejenigen, welche in dem Nest liegen, und die Besitzer solche Nester oft zwey bis dreymal herausnehmen, wo denn der Vogel immer neue wieder hineinleget; weil die Isländische Compagnie schon gegen 4000 Rthl. jährlich nur von diesen Federn gezogen, so ist es verboten, diese Vögel zu tödten.

Der Kukuk macht keine Nester, brütet seine Jungen nicht selbst aus, auch erzieht er sie nicht. Diesen Dienst thun ihm die Finken, Grasmücken und andere kleine Vögel. Er unterscheidet sich von andern Thieren dadurch, daß sein Magen unter den Gedärmen liegt, dieses macht ihm das Brüten beschwerlich und den Jungen eine große Wärme unnöthig; er sucht also andrer Vögel Nester, vertilget deren Eyer und legt die Seinigen hinein.

Die Hüner in Californien stehen einander bey, wenn dem einen was geschiehet. In Krankheit bringen sie dem Kranken zu Essen; wenn eines angegriffen wird, so beschützen es alle, die bey ihm sind. Die Wilden, welche dieses wissen, binden zuweilen eines bey einem Flügel an einen Ast, die übrigen bringen ihm sogleich eine Menge Fische, weil es

nicht selbst Nahrung suchen kann, kaum sind die gutherzigen Pflegerinnen fort, so nehmen die Wilden die Fische weg, und auf diese Weise können sie durch einen von diesen Vögeln eine Menge Fische bekommen.

Was die Pflanzen betrift, so hat auch jede ihr eigenes Klima, und die südlichen übertreffen an Stärke, Geistigkeit, Schönheit der Farben, Fruchtbarkeit die nördlichen sehr weit. Eine Menge Pflanzen, oder deren Früchte und Nutzung sind durch den Handel uns Einwohnern des Nordens gemein worden, die in dem heißesten Süden nur wachsen.

Der Zucker ist ein ausgepreßter und eingekochter Saft einer solchen Pflanze. Seine Festigkeit bekommt er vornämlich durch oftmaliges Läutern. Dieser Saft wird meistentheils aus dem Zuckerrohre ausgepreßt; man erhält ihn aber auch häufig aus den Ahornbäumen, die in Nordamerika wachsen. Ja es giebt noch mehrere Gewächse und Pflanzen, die voll von einem Safte sind, aus welchem man Zucker bereitet. Das Zuckerrohr wächst am häufigsten in Brasilien und den umliegenden Inseln, man hat es aber auch in großer Menge in Ostindien, und auf einigen afrikanischen Inseln. Es ist ein hohes Schilf, das aber sehr saftreich ist. Jedoch hat man in Ostindien eine Art davon, die wie eine Baumstaude wächst, und woran man natürlichen Zucker findet, den die Sonne aus dem ausgeschwitzten Safte selbst auf der Rinde des Gewächses gekocht hat. Diese Staude heißt Bambu oder Mambu. Die Bereitung des Zuckers ist nicht künstlich, aber mühsam. Man schneidet die Rohrhalme, wenn sie zeitig sind, ab, reiniget sie von den kleinen Blättern, legt sie in Bündeln zusammen,

men, und quetschet auf einer besondern Zuckermühle den Saft aus. Diesen sammlet man in einen großen steinernen Krug oder Bottich, aus welchem er durch Rinnen in die Zuckersiederey geleitet wird, woselbst man ihn auch sogleich versiedet, weil er sonst in kurzer Zeit gähret und versauert. Während dem Kochen wird die Unreinigkeit abgeschäumet, und um das Schäumen zu befördern, thut man etwas Lauge hinzu. Man wiederholt das Sieden einigemal, und wenn der Saft die gehörige Dichtigkeit erlangt hat, setzt man ihn in frischen Kesseln zum Abkühlen hin. Wenn er laulicht geworden, gießt man ihn in eigene Formen, worinn er gerinnet, und die nöthige körnigte salzartige Trockenheit erhält. Der Zucker würde aber niemals trocken werden, wenn man nicht dem Safte während dem Sieden Kalk zusetzte. Dieser also bereitete Zucker ist doch noch sehr schmierigt und unrein. Deswegen wird er entweder in Amerika, oder in Europa raffiniret oder geläutert. Daher rührt nun die Eintheilung in rohen und raffinirten Zucker. Die vielen andern Namen, womit man die verschiedenen Sorten des Zuckers bezeichnet, sind mehrentheils von den Orten hergenommen, wo das Rohr wächst. Das Raffiniren besteht in der Auflösung des Zuckers in Kalkwasser, welche man mit Eyweiß oder Blut unter beständigen Sieden und Umrühren schäumen, und seine Unreinigkeiten noch mehr von sich stoßen läßt. Den Zuckerkant macht man aus dem besten gereinigten Zucker, den man im Wasser siedet, bis er dick wird. Diesen dicken warmen Saft thut man in ein thonernes Geschirr, und läßt ihn an die darinn gehängten hölzernen Stäbe oder Zwirnfaden kandiren oder in Kristallen anschießen. Syrup ist der flüßige und schmierigte oder fette

Theil, welcher vom Zucker, wenn derselbe aus dem Zuckersafte gekocht oder geläutert wird, übrig bleibt, und sich durch Kochen zu keiner mehrern und dichtern Konsistenz hat wollen bringen lassen. Er ist braun oder schwarz. Der Kandissyrup aber, oder weiße Syrup ist das dicke Uebersbleibsel bey Verfertigung des Zuckerkants.

Der Thee wird von den Blättern eines Strauchs, der in Japan, China, Tunquin und Siam gezogen wird, gemacht. Man sammlet diese Blätter im Frühjahre zwey bis dreymal. Die von der ersten Einsammlung sind die feinesten und zartesten. Sie sind überaus theuer, und unter dem Namen Kayserthee oder Theeblumen bekannt. Er kommt nicht nach Europa. Derjenige, den wir unter diesem Namen aus Holland bekommen, ist ein guter Thee von der zweyten Einsammlung. Der eigentliche Kayserthee aber kommt gar nicht aus dem Lande. Der Thee hat nach seiner verschiedenen Güte verschiedene Namen.

Der Caffee, Coffee, ist der Kern einer Kirschen ähnlichen Frucht eines Baums, der ursprünglich aus dem glücklichen Arabien her ist, nun aber in viele heiße Länder verpflanzt worden. Ausser Arabien wird er am besten auf der Insel Martinique gezogen. Die Holländer bauen ihn auch in Surinam, Java, Ceylan und Batavia. Die Frucht hat die Gestalt einer Kirsche, ist sehr vollsaftig, und hat in der Mitte den Kern, den wir Coffeebohne nennen. Im frischen Zustande ist dieser Kern gelblicht, oder grau, oder blaßgrün, und diese Farbe behält er auch ziemlich, wenn er trocken ist. Die Früchte oder Schalen werden auf Matten in der Sonne getrocknet, und hernach mit Walzen zerbrochen, so daß die Kerne herausfallen. Daher rührt es, daß

jede

jede Coffeebohne in zwo Hälften getrennet wird. Diese Kerner werden noch einmal an der Sonne getrocknet, und also nach Europa geschickt. Die arabischen Bohnen, die über die Türkey zu uns kommen, heißen levantischer Caffee, und solcher ist der beste.

Der Cacao ist eine Art von Nuß, von der Größe einer Mandel, und wächst in Westindien, vornämlich aber in Neuspanien, auf einem Baume, der ohngefehr so groß wie ein Kirschbaum ist, und fast solche Blätter wie der Orangenbaum hat. Die Nüße sind in einer mit vielem Safte erfülleten Schale eingeschlossen. Aus dem Cacao machen wir mit Zucker unsere Chocolate. Die Spanische Chocolate ist noch mit dem Vanille vermischt. Letztere ist ein sehr hitziges Gewürz, eine aromatische Schote, die von einem gewissen Mexicanischen Gewächse kommt.

Die Moluccischen Inseln waren vordem das eigentliche Vaterland der Gewürznägelein. Daselbst wuchsen die Bäume wild. Die Holländer aber haben solche nach Amboina verpflanzet, wo sie jedoch sorgfältig gewartet werden müssen. Die Nägelein selbst sind die getrockneten Blumenknospen, die Mutternägelein sind die getrocknete Frucht, aber sie sind ein schwaches Gewürz, das jenen an Stärke und balsamischen Feuer sehr weichen muß.

Der Zimmet ist die Rinde eines gewissen Lorbeerbaums, der jetzt fast allein auf der Insel Ceylan wächst. Wenn der Baum gewisse Jahre erlangt hat, wird er geschälet; und die Rinde, nachdem man die äußere unnütze Haut weggenommen hat, wird in der Sonne getrocknet. Dadurch rollt sich die Rinde röhrenförmig zusammen. Der Canel oder weiße Zimmt ist von einem andern Baume, der

vornämlich auf Jamaica wächst. Diese Rinde ist zu scharf und beissend, und wird in der Küche nicht gebraucht.

Die Muscatennüsse und Muscatenbäume sind von einem und demselben Gewächse, das auf allen Molucciſchen Inseln, und hauptsächlich in Banda hervor kommt. Die Nuß hat eine dreyfache Schale oder Haut. Die erste fällt von selbst ab, so bald die Nuß reif wird. Denn kommt die zwote zum Vorschein, welche sehr zart und dünne. Selbige schälet man behutsam von der frischen Nuß ab, und trocknet sie in der Sonne. Das ist denn die Muscatenblume oder Muscatenblüte. Man sieht aber, daß sie diesen Namen sehr uneigentlich führet. Die dritte Schale umschließt die Nuß unmittelbar. Man nimmt sie aus ihrer Schale heraus, und läßt sie einige Tage in Kalkwasser liegen, damit sie etwas vom Kalk durchdrungen werde. Auf solche Weise wird sie tüchtig, daß sie kann, ohne zu verderben, über See geschickt werden. Der wenige Kalk schadet nichts, weil er auf den Schiffen mehrentheils wieder verfliegt. Die Muscatenblüten sind feuriger, flüchtiger und stärker, als die Muscatennüsse.

Die Baumwolle wächst an den meisten Orten von Asien, auch in Afrika und Amerika, auch in einigen warmen Europäiſchen Ländern, wie z. E. in Sicilien. Sie sitzt in der Frucht eines gewissen Strauchs, der einen warmen dürren Boden haben muß. Diese Frucht ist oval, und eine Art Schooten, welche sich, wenn sie reif geworden ist, aufthut, und in drey oder vier Theile theilet, worinn ein Busch schneeweißer Wolle liegt, der von der Wärme dergestalt aufläuft, daß er so groß als ein Apfel wird. Mitten darinnen sitzen die Saamenkörner. Man hat noch

an

andere Sträucher, welche Wolle geben, und selbst in Deutschland zu finden sind. Die beste ist die Levantische Baumwolle, die in den Gegenden von Smyrna cultivirt wird. Die Baumwolle wird aus ihrer Hülse, vermittelst eigener Maschinen, so zu reden, herausgesponnen. Die seidenartige Baumwolle wächst auf den Antillischen Inseln, und wird auch die Siamische genennet, weil die Körner aus Siam gebracht werden.

Die Seide ist das Gewebe einer Raupe, und kommt ursprünglich aus Ostindien, daher sie in alten Zeiten um einen sehr hohen Preiß in andere Länder verkauft worden. Der Kayser Justinian hat um das Jahr 560. die Seidenwürmer durch Mönche, die er nach Indien geschickt hatte, nach Constantinopel bringen lassen. Dieses ist der Ursprung des Seidenbaues in Europa. Von da aus ist er nach Amerika gekommen.

Der Seidenwurm ist eine Raupe von wunderbaren Eigenschaften. Er kriecht, so bald die Luft warm wird, aus einem kleinen runden Ey, das kaum die Größe eines Hirsekorns hat, von selbst und ohne alle Beyhülfe aus. Anfänglich hat er eine etwas dunkelgraue Farbe, und einen schwarzen Kopf. Je größer er wird, desto mehr verändert er die Farbe, bis er, nachdem er sich viermal gehäutet hat, eine weislichte und etwas in das gelbe fallende Farbe bekommt. Er kriecht auf den Maulbeerbäumen herum, und nährt sich allein von denselben. Schon bey seiner Geburt sieht man aus seinem Magen ein kleines Ende von einem seidenen Faden herausgehen, womit er sich auf eben die Art, wie es die Spinnen machen, anhängt und befestigt.

Mit diesen Faden fängt er ohngefehr sechs Wochen nach seiner Geburt sein Gespinnste an. Solches macht er mit einem klebrichten Safte, der aus seinem Körper dringt, feste. Einen ganzen Tag bringt er mit Befestigung und Ausspannung seines Gespinnstes zu. Den zweyten Tag fängt er an, sich über und über mit Seide zu bedecken. In diesem Seidenhäusgen (Cocon) verbirgt er sich darauf ganz und gar, so daß man ihn gar nicht mehr sieht. Sein Häusgen aber wird täglich dicker, und daraus kann man schon schliessen, daß er im Verborgnen nicht müßig ist. Wenn er sich nun ganz eingesponnen hat, so verwandelt er sich in ein Püppchen, welches 12, 14 bis 20 Tage wie tod in dem Häusgen liegt. Darauf eröffnet er sich selbst sein bisheriges seidenes Grab, und kommt aus demselben in Gestalt eines Schmetterlings heraus. Nun legen die Weibchen den sogenannten Seidenwürmersaamen, und wenn solches geschehen, sterben sie. Die Seidenwürmer sind sehr zärtlich. Sie können weder Gestank, noch ein großes Geräusch, keinen Donner und Blitz, keine Nässe und Feuchtigkeit, ja selbst nicht einmal den gar zu starken Othem dererjenigen Personen, die sie warten, vertragen, sondern werden davon krank, und oft so krank, daß sie sterben. Sie müssen aber nicht allein eine reine, sondern auch eine gemäßigte warme Luft haben. Die Seidenwürmerhäuslein nimmt man ab, ehe der aus dem Püppchen gewordene Schmetterling sie durchbricht und heraus kriecht, weil sonst die Seide nichts taugt. Zu dem Ende, wenn man die Seide nicht auf einmal herab nehmen kann, dörret man die Cocons auf dem Ofen oder in der Sonne. Aus dem ersten Gewebe oder Gespinnst, womit der Seidenwurm sein rechtes

tes Häuschen unterstützt, wird die Florettseide gemacht. Die rohe Seide ist von den eigentlichen Cocons.

Der Taback, oder Toback, ist ein Kraut, welches man in Europa nur erst seit der Entdeckung von Amerika kennet. Die Spanier haben ihm diesen Namen zuerst beygelegt, und solchen von der Provinz Tabaco in Amerikanischen Königreiche Jukatan entlehnet, wo sie dieses Kraut zuerst gefunden, und es nach dem Exempel der Indianer zu gebrauchen angefangen haben. Ob es nun gleich eigentlich eine Art der Tabackspflanze giebt, so ist solche doch nach Beschaffenheit des Clima sehr an Güte unterschieden. Sie geräth am besten und kräftigsten in den warmen Ländern, und die, welche in vielen Gegenden Teutschlandes gebauet wird, muß jener weit hinten an gesetzt werden. Die frischen Tabacksblätter müssen eine Zeitlang in der Sonne schwitzen, und nachher trocknet man sie auf einem kühlen luftigen Boden. Dieser Blättertaback wird in den Fabriken auf mancherley Art verarbeitet und zugerichtet, und es wird gesponnener, oder Rolltaback daraus gemacht. Der Schnupftaback ist das Pulver von den Tabacksblättern. Unter den Rauchtabacken wird der Varinas vor den besten gehalten. Selbiger wird im spanischen Amerika gezogen. Nach diesem folgt an Güte der Virginische, und dann der Brasilientaback. Diese und mehrere Sorten sind gesponnene oder so genannter Kanastertaback. Der türkische Taback besteht in kleinen wachsgelben Blättern, die büschelweise zusammen gebunden sind. Er ist auch ungemein stark. Der Schnupftaback hat fast so viel Namen, als Länder und Orte sind, wo er herkommt. Allen und jeden davon aber kann man in Absicht der Zurichtung unter vier Hauptgattun-

gen bringen. Denn er ist entweder granirter, oder Rappee, oder feingepulverter Taback oder Tabackskleye.

Mexico ist das einzige Land, wo die Cochenille gesammelt wird. Es sind die Körner aus welchen man eine köstliche rothe Purpurfarbe macht. Anfänglich hatte man von dieser Specerey einen ganz unrichtigen Begriff. Da man wußte, daß sie in Mexico von gewissen Pflanzen eingesammelt wird, so war es natürlich, zu denken, daß sie eine Frucht wäre. Endlich aber ward außer allen Zweifel gesetzt, daß sie kleine Thiere oder Würmer sind, die einen rothen Saft in sich haben, und auf demjenigen Baume wimmeln, welchen die Indianer Nopal, und die Kräuterkenner Opuntia nennen. Diese Thierchen sammelt man auf eine besondere Art. Sie sterben, so bald sie vom Baume weggenommen sind. Man dörret sie und verkauft sie sehr theuer. Der Handel damit bringt den Mexicanern erstaunliche Reichthümer. Die sogenannte deutsche Cochenille sind auch Würmer mit einem rothen Safte. Sie setzen um Johannis ihre Eyer an den Wurzeln des kleinen Wegegrases, und das gemeine Volk nennet sie Johannisblut.

Die bekannte schöne blaue Farbe, welche man den Indig oder Indigo nennet, holen die Europäer aus Ost- und Westindien. Sie wird daselbst aus einem Kraute, welches Anil heißt, bereitet. Sie ist eigentlich nichts anders als ein Klumpen, der aus den zu Hefen gewordenen, im Wasser durch die Fäulniß zerflossenen Blättern obgedachter Pflanze besteht. Diesen Hefen bringt man in Formen und läßt ihn an der Luft trocknen. So ist denn der Indigo fertig, dessen Schönheit jedoch sehr unterschieden ist, nach-

dem

dem man mehr oder weniger Fleiß und Genauigkeit bey dessen Verfertigung anwendet.

In Frankreich und Spanien giebt es Würmer, welche die Materie zu der bekannten Kermesin oder Scharlachfarbe hergeben. Sie nähren sich nicht allein auf den Blättern eines gewissen Strauchs, der eine Art von Stechpalm ist; sondern machen auch auf diesen Blättern einen Auswuchs, worinn sie sich in eine Fliege verwandeln. Diese Auswüchse sehen aus wie Beeren, und haben den Namen der Kermesbeeren oder Scharlachbeeren. Selbige sind auswendig roth, und auch inwendig mit einem rothen Safte erfüllet. Man sammlet diese Beeren, ehe die Fliegen herauskriechen. Den Saft presset man nachher aus, bereitet einen Teig davon, und braucht solchen zur Scharlachfarbe.

Das Baumöl ist der ausgepreßte Saft aus den Oliven, die in Frankreich, Spanien, Portugall und Italien so häufig wachsen, daß die Olivenbäume ganze Wälder ausmachen. Die Cultur dieser Bäume und die Auspressung des Oels aus ihren Früchten, verschaffet vielen tausend Einwohnern Nahrung. Das weiße Baumöl ist besser und theurer als das grüne. Es dienet in den Provinzen, darinn der Oehlbaum wächst, den Einwohnern anstatt der Butter, weil sie der Viehweiden beraubt sind, indem daselbst das Gras wegen des brennenden Erdreichs leicht verdorret.

Noch müssen wir eines Baumes Erwähnung thun, welcher vielleicht der größte unter allen Baumarten ist, nämlich der Boabab auf der afrikanischen Küste. Er ist von einer schönen grünen Farbe und etwas großem Blatt, so daß er viel Schatten giebt, seine Höhe ist über 70 Fuß,

der Stamm bis an die sich sehr ausbreitenden Aeste 12 Fuß hoch und über 70 im Umfang. Die Krone des Baumes aber ist gegen 500 Fuß im Umkreis gefunden worden.

Der Norden hat so wie der Süden seine eigenen Pflanzen. Die großen schattichten Tannen-Fichten-Wälder, die Eichwaldungen, und andere mehrere Gattungen zum Schiffbau dienlicher Bäumen sind diesem Clima eigen, ja auch die Ceder liebet eine gemäßigte Gegend.

Eines der berühmtesten und nutzbarsten Kräuter ist die Rhabarber, welche um Mosco herum, und weiter in Sibirien und der Tartarey wächst. Es wird aber nur in der Medicin gebraucht.

Das nützlichste Wasser auf dem Erdboden ist dasjenige, welches in das Land vertheilet ist. Es sind hin und wieder große Behältnisse, Seen angebracht, in welche vieles Wasser sich sammelt, und woraus es andern Gegenden mitgetheilet wird. Andre, als Sümpfe, scheinen bloß die überflüßigen Feuchtigkeiten aus dem Lande abzuziehen, und damit sie sich nicht wieder über andere ergiessen, hat die Natur ihnen verborgene Abflüsse angewiesen.

Zu und aus den Seen gehen schmale Striche von Wasser, die durch ihre beständige Bewegung sich stets rein erhalten, und durch ihren weiten Lauf ganze Länder befeuchten.

Die Flüße erhalten ihre Nahrung nicht allein von dem Regen, denn sie würden sonst nur zu schnell vertrocknen. Die Natur hat die Anfänge der Flüße in die Tiefe der Berge verborgen, wo große Vorrathskluften sind, aus welchen das Wasser als Quellen ohne Aufhören in kleine Bäche sich ergießt, die beym Zusammenfließen zuletzt einen schiff-

baren

baren Fluß ausmachen. Wie groß die Anzahl der Quellen und Bäche seyn müße, überlege man nur, wie viel tausend oder hunderttausend erfordert werden, einen Maranon oder einen Laurenzfluß zu formiren. Wunderbar scheinet es gleich beym ersten Anblick, daß meistens mehr Flüsse in die Seen fallen, als aus derselben ausfließen. In den Wenersee zum Exempel fallen gegen vierzig große und kleine Flüße, und der einzige Götha Elbe fließt aus demselbigen. Die starke Ausdünstung aber macht dieses begreiflich.

Der Zirknitzer See in Krain ist einer der seltensten Seen. Sein Umfang ist $\frac{2}{3}$ Meilen in die Länge, und $\frac{1}{3}$ in die Breite, und seine Tiefe etwa 15 Fuß. Er nimmt 8 kleine Flüße auf, versieget aber alle Sommer binnen 25 Tagen. Drey Wochen nachher sammelt man Heu ein, besäet manche Stellen mit Hirse und erndtet denselbigen ein, ehe das Wasser zurück kommt, welches bisweilen mit solcher Heftigkeit geschiehet, daß es aus den Löchern wie Springbrunnen mit großer Gewalt in die Höhe steigt, und der See innert vier und zwanzig Stunden voll wird.

Einige Seen haben die Kraft, das Holz, welches eine Zeitlang in dem Wasser liegt, ganz zu versteinern. Der See Lang-Neagh in Irland ist von dieser Beschaffenheit. Das Wasser dringt in die kleinsten Poren des Holzes, und füllet sie mit Steintheilchen aus, ohne daß das Holz weder seine äußere noch innere Gestalt verliehrt. Man hat in den Cabinettern Stücke davon, welche halb Holz und halb Stein sind. So ähnlich aber solche Versteinerung dem Holz siehet, so bekommet sie doch die Schwere, Festigkeit und Unverbrennlichkeit eines Steins.

Der größte und zwar salzige See ist das schwarze Meer. Viele große Ströme fließen in dasselbe, welcher es sich durch die Straße bey Constantinopel in das Meer Di Marmora entladet; dieses Meer aber fließt durch einen Unterstrom in das schwarze Meer zurück, und giebt ihm seine Salzigkeit. Das schwarze Meer ist ohne Insel, 4100 Quadratmeilen in der Oberfläche, von trübem und gefrierendem Wasser, voller Stürme, die zwischen den Alpen und dem Caucasus eingeschlossen heftig rasen. An diesem Meere liegt das durch die Argonauten in den alten Zeiten berühmte Colchis. In den neuern Zeiten aber ist dessen wüstes unbewohntes Gestade, welches von beständigen Nebeln gedrückt wird, und besonders der daselbst getriebene schändliche Sklavenhandel merkwürdig. Der Mann verkauft sein Weib, der Sohn seinen Vater, der Vater seinen Sohn, der Lay seinen Priester, und der Oberherr, wessen von seinen Unterthanen er sich bemächtigen kann.

Der Neß in Schottland soll niemals, der kleine Lochan Wyn immer zugefroren, und in China sollen einige Seen im Winter offen, und im Sommer zugeeiset seyn. Noch wunderbarer ist, was man von einem See in Jemteland berichtet, daß er zwey Boden habe, von denen der obere zu gewissen Zeiten sich hebet und den See bedeckt. Seen von heissem Wasser findet man bey den feuerspeienden Bergen. Einen, der von Schwefel richet, an dem Fuß des Berges Tivoli, und in China verschiedene, die mit Judenpech bedeckt sind.

Wenn es für die Bildung der Gemüther und für die Glückseeligkeit des Lebens nicht gleichgültig ist, wo man geboren werde, so haben die Anwohner eines klaren, schiffbaren und fischreichen Sees keinen geringen Vorzug.

Die Moräste und Sümpfe entstehen in allen unbebauten, und mit dicken Waldungen besetzten Ländern. So sah Teutschland ehemals aus; auch war es so, wie jetzt noch Preussen, Norwegen, Amerika, Sibirien voller Sümpfe. Die Wasser von Regen, Schnee, Thau dünsten durch die dicke Decke der Wälder, welche die Sonne abhalten, nicht durch, und also sammeln sie sich in den Vertiefungen der Erde.

Der Aral, der von caspischen Meer nur durch ein breites Sandfeld getrennet ist, ist einer der grösten Sümpfe, ohne Ausfluß, ob er schon den Sire und Gihon aufnimmt. Seine Oberfläche ist 650 Quadratmeilen. Einige seiner Ufer sind ganz mit Schilf bedeckt, in welchen eine unzählbare Menge von Wasservögeln und Amphibien sich verbergen, dieses ist auch der Schlupfwinkel der Tatarn gewesen, aus welchen sie die Colonien der Russen so oft verwüstet haben. Ein Volk, das wie wilde Thiere nur vom Raube lebt, ist ein weit schlimmerer Nachbar, als diese.

Der grösste Sumpf ist das caspische Meer von 3650 Quadratmeilen Oberfläche; ohne einigen sichtbaren Ausfluß, ob schon viele groſe Flüße, als die Wolga, der Jaick, die Emba u. a. m. hineinfallen. Auf der westlichen Seite ist er sehr salzigt, aber kaum 4 Faden tief, da er in der Mitte und an dem östlichen Ende gegen 50 Faden hat, und weniger salzigt ist.

Das todte Meer nimmt unter andern Flüßen auch den Jordan auf, der zwar wieder und unter allen der einzige aus demselben ausflieſet, aber so gleich sich in der Erde verlieret.

Die Flüße entstehen aus einem Zusammenfluß der Bäche. Sie flieſen immer zwischen den Bergen, und zwar

an

an dem Fuß der steilern weg; sie fangen in dem hohen Lande an, und laufen die meisten ost- und westwerts gegen die Tiefe. Starke und anhaltende Regen, Bölle der Quellen und ein starker Schneefluß von lauen Winden an den sonst niemals schmelzenden Gibeln der hohen Berge schwellen die Flüße so auf, daß sie die Ufer einreißen, ganze Waldungen aus den Wurzeln heben, Ebenen von Dörfern, und fruchtbare Aecker und Wiesen in Seen oder Sandwüsten verwandeln. Die Flüße gehen in vielen Krümmungen fort, einige, wie die Rhone und der Guadiana, verlieren sich eine Zeitlang ganz unter die Erde, diese macht bey dem letzten eine natürliche Brücke über denselben: der erste stürzt sich zwischen hohe kaum zwey Lachter von einander abstehende Felsenwände; beyde kommen aber einige Meilen weiter wieder hervor. In York verliert sich der Fluß aus dem Malholmersee ganz in die Erde, und die vielen Flüsse, die auf Arabiens Gebürgen entstehen, verschwinden fast alle in dem Sande. Die Geschwindigkeit, mit welcher die Flüße fließen, ist ungleich; ein Waldstrom lauft so schnell, daß das Auge von Zusehen schwindlicht wird. In ebenem Lande kriechen sie gleichsam, so daß man ihre Bewegung kaum bemerkt. Alle aber sind im Anfange schneller, als am Ausflusse. Ein starker Wind kann einen Strom ganz aufhalten, und wenn Nebenflüße aufschwellen, so kann ihr schneller Einsturz den Hauptfluß stille stehen machen, welches der Rhone einigemal begegnet ist. Der Fall, die Krümme, die Seichte und Feste des Bodens, die Enge der Ufer befördern auch den Lauf, oder können ihn hindern. Oft ist die Mitte eines großen Flußes bey 3 Fuß höher, als die Seiten. Zur Zeit der Ebbe ist der Fluß hohl. Bey dem Ausfluß gehen

die

die meisten Flüße in Krümmungen. Bey einigen ändert sich der Ausfluß, weil die See und die mitgebrachten erdichten Theile des Flußes die Mündung verstopfen.

Der größte uns bekannte Fluß ist der Maranon. Sechzig Donauströme fallen in denselben. Sein Lauf ist 500 Meilen lang, er hat an einigen Orten Meerestiefe, und doch stürzt er beym Fort Pauris so schnell herunter, daß man eine Meile in nicht viel Minuten zurück legen kann. An andern Oertern ist er über eine deutsche Meile breit. Dieser größte Fluß entspringt auch auf den höchsten Bergen, den Cordilleras, die ihn mit zwey mächtigen Armen zu beyden Seiten auf eine groſe Weite einfassen; wo diese aufhören, fangen zu beyden Seiten Ebenen an, wo das Auge die dicken Waldungen und Felder von Gebüschen nicht zu übersehen vermag. So entspringt der größte Fluß auf den höchsten Bergen, und durchlauft auch die größten Plainen des Erdbodens.

Riccioli nahm an, daß alle Ströme, die ins Meer fliessen, 4000 Poströmen, von denen einer in einer Stunde 421 Millionen Fuß Wasser giebt, gleich wären, so müßten in Tag und Nacht acht und dreyßig Billionen Fuß Wasser ins Meer fließen, und wieder ausdünsten. Sollte diese Ausdünstung nur ein wenig geheminet werden, welche Dürre und welche Ueberschweminung würde daraus entstehen!

Quellen sind Wassersammlungen in den höhern Gegenden, welche sich durch kleine Oeffnungen ergießen. Sie bekommen ihr Wasser theils aus der Luft durch Regen, Schnee, Thau, welche in die Erde dringen, und in den Höhlen derselben sich sammlen, theils von den aufsteigenden Dünsten, welche von den Bergen, wie alle kleine Körper

von den größern an sich gezogen, oder von den Winden gegen die kalten Felsen gedränget werden, worauf denn die Dünste in Tropfen zusammen rinnen; theils dünstet durch Communication der Berghölen mit dem Meere oder den Seen immer etwas von denselben in die Berge, wo sie sich in verschiedenen Klüften wieder in Wasser sammeln. Auch entstehen in sandigten Boden viele Quellen durch die Durchseigung aus nahen Meeren, Seen oder Flüsse.

Dieses Quellwasser ist selten ganz rein und ohne starke Vermischung mit Körpern, über welche dasselbe weggeflossen, daher riecht es nach allerley Mineralien, Eisen, Schwefel, Salpeter, je nachdem dasselbe sich durch Adern von solchen Materien einen Durchbruch gemacht. Läuft es nahe an unterirdischen Feuer vorbey, oder über gewisse Materien, welche das Wasser entzündet, so wird es warm, und an einigen Orten so heiß, daß man dabey kochen kann. Die Isländer kochen bey einer solchen Quelle in kurzer Zeit ihr Hammelfleisch gar; ja man hat Quellen, wo das Wasser selbst Feuer fängt, so bald ein Licht nahe dran gebracht wird. Im Gegentheil giebt es Wasser, welches in der größten Hitze von der äußersten Kälte ist, auch dieses läßt sich aus den umliegenden Körpern erklären.

Da das Wasser an und für sich selbst und ganz reine den Ton unserer Nerven spannet, und allen Theilen unsers Leibes Vestigkeit und Leben giebt, so soll es noch mehr, wenn es wie fast alle Quellwasser mit verschiedenen andern Materien vermischt ist, in den meisten Krankheiten theils zum Trinken, theils zum Baden ein vortreffliches Mittel seyn. Wo man also eine solche Quelle entdeckt, und wo findet man nicht welche? da wird dieselbe sogleich zum bequemen

Gebrauch der Kranken zurechte gemacht. Man baut schöne Häuser, Lustgärten, Promenaden, und weil in solchen Bädern, die Kranken aus Diät einige Wochen sorgenlos leben, und sich blos mit Zeitkürzungen beschäftigen, so haben sich bald auch Gesunde dieses Privilegiums bedienet, und diese Verpflegungshäuser der Kranken sind Lusthäuser und Tempel des Bachus geworden.

Der Ruhm einiger dieser Quellen ist so groß, daß man sie in den Schlünden der Berge wie in Pfeffers an der Seiten eines reissenden Waldstroms besucht, wo man sich über unwegsame Berge schleppen läßt, bey welchen oft Lebensgefahr ist. Der Kraft des Brunnens kann ein beredter Medicus und geschmeidiger Wirth zuweilen so aufhelfen, daß Lahme wandeln und Blinde sehen, und der Wein selbst den Kranken mehr kühlt als erhitzt. Die berühmtesten in Europa sind der in Spa, in Pyrmont, in Aachen, in Pfeffers u. s. w.

Die Flüße, Seen, Teiche haben ihre eigne Thiere. Die Fische, die man darinnen fängt, sind die besten, insonderheit werden die Fluß- und Bachfische allen andern vorgezogen. Außer den Fischen giebt es in den Flüßen und Seen noch andere sehr merkwürdige Thiere, und zwar von der großen Art.

So ist das Flußpferd nach dem Elephant wohl das größte Landthier, mit einem Pferde aber hat es nichts gemein, als daß es wiehert und die Ohren bewegt, es ist gegen 12 Fuß lang, überaus dick, und von kurzen Beinen, so daß diese Fleischmasse nicht schnell laufen kann. Seine größten Zähne wiegen 10 Pfund, sind fast durchsichtig,

zum Feuerschlagen zu gebrauchen, und nehmen keinen Schmutz an, daher man sie zum Einsetzen neuer Zähne gebraucht, ja wenn das Thier selbst die Zähne auf einander schlägt, soll es Feuer geben. Aus der Nase spritzt es das Wasser wie die Wallfische. Seine Haut ist eines Daumens dicke, und fast nicht zu verwunden. Man hat welche gehabt, die, das Fett, mit dem sie in Ueberfluß versehen sind, ausgenommen, gegen 4000 Pfund gewogen haben. Sein Fleisch schmeckt wie Kalbfleisch. Dieses Thier hält sich im Nil in den asiatischen Flüßen, Indus, Ganges und so weiter auf, nährt sich von den Wasserpflanzen auf dem Grunde und an den Ufern, thut aber auch dem Reiß großen Schaden. Will man es angreifen, so vertheidiget es sich tapfer, und sein Rücken, und die Dicke der Beine sind nicht zu verwunden, es durchlöchert wohl gar in dem Wasser einen Boot, so daß er so gleich untersinkt, und ist der gefährlichste Feind, den das Crocodill hat. Wo man nicht oft hinkommt, und sie verscheucht, sieht man Heerden von diesen Thieren zu drey bis vierhundert Stücken.

Das Crocodill ist ein großes und gefährliches Thier, wie eine Eidex gestaltet. Es lebt in den Flüßen und Meeren der heißen Länder, und ist von Alters her insonderheit in Egypten bekannt gewesen, wo es häufig in dem Nilstrom und an dessen Ufer gefunden wird. Es ist bisweilen dreyßig Fuß lang. Seiner Gefräßigkeit halber ist es Menschen und Thieren sehr gefährlich. Es legt Eyer, die mit den Gänseeyern eine Aehnlichkeit haben. Selbige verscharret es einen Fuß tief in den Sand, damit der Nilstrom bey seinen Ueberschwemmungen sie nicht erreichen könne. Für seine Jungen trägt es große Sorge, die, so bald sie ausgebrütet werden,

ins

ins Wasser laufen. Die Leute suchen diese Eyer auf, und zerbrechen sie mit eisernen Spießen. Das Crocodill hat ein sehr scharfes Gesicht. Was hinter ihm ist, fällt ihm in die Augen. Wenn es auf dem Lande ist, so sieht man es allezeit sehr nahe am Wasser, mit dem Kopfe gegen dasselbe stehend. Wird es gestöhrt, so wandert es ganz langsam hinein, und verliehrt sich nach und nach. Im Sommer halten sich diese Thiere zu Vermeidung der Sonnenhitze im Wasser auf. Man sagt, daß sie einen Menschen, wenn er schwimmt, nicht anfassen können. Stehet er aber am Ufer, so springen sie auf ihn heraus, und ergreifen ihn mit ihren Forderklauen. Wenn er zu weit von ihnen ist, so suchen sie ihn mit ihrem Schwanze niederzuschlagen.

Der Zitteraal ist eines der merkwürdigsten unter den Thieren, er hält sich in den Gewässern bey Surinam und an der Sclavenküste auf. Bey jedem Berühren, es sey mit der Hand, oder einem Stocke, oder einer langen Stange, schlägt er wie der elektrische Drat, denjenigen, der die Stange hält, und wenn er zornig ist, mit einer solchen Gewalt, daß es sehr schmerzhaft und schädlich ist, den Schlag empfinden alle, die sich einander die Hände geben, mit gleicher Heftigkeit. Alle Fische scheuen ihm, die Wilden selbst fürchten sich vor ihm, indessen benimmt ihm ein Magnet, der an den Fisch gehalten wird, alle seine elektrische Kraft.

Die Biber sind von den klügsten Thieren, so daß die Canadaner dieselben als Geschöpfe von ihrer Gattung ansehen, und immer mit Hochachtung von ihnen sprechen; sie sind etwa so groß als ein Hund, haben aber kleine Füße, und einen breiten einem Ruder ähnlichen Schwanz. Sie

wählen sich einen nicht sehr tiefen Fluß, der zwischen dicker Waldung fließt, und zwar einen solchen Ort, wo zwey dicke hohe Bäume an dem Ufer einander gegen über stehen. Diese sägen sie mit ihren scharfen Zähnen an der Flußseite durch, so daß beyde Bäume gegen einander ins Wasser fallen, und dadurch einander in Wasser mit den Aesten halten, dieses ist das Fundament ihres Baues. Nun kommen sie an das Mauerwerk, welches sie so künstlich mit ihrem breiten Schwanz zuzubereiten, hinzutragen, anzuwerfen wissen, daß man erstaunen muß. Die einen schälen die Rinde von den Bäumen ab, andere spalten Holz in große Stücke, andere beißen die kleinen Aeste herunter, noch andere tragen Sand zusammen. Ihre Wohnungen bekommen zwey Stockwerke, es wohnen auch gemeiniglich zwanzig bis dreyßig unter einem Dache, und an einer Reihe weg, je nachdem die Colonie der Bieber groß oder klein ist. Verfolgt man sie in der obern Wohnung, so ziehen sie in die untere. Diese langen Häuser machen ordentliche Dämme in einem Fluß aus, und man sagt, daß solche Dämme schon die Flüße gezwungen haben, einen andern Lauf zu nehmen.

In einem Teiche, der ohngefehr 12 Fuß tief ist, nahe bey dem Meer in der Insel Sanct Lucia, sieht man Blumen, den Ringelblumen gleich, aus dem Grunde hervorwachsen, welche sich, wenn man mit der Hand ihnen drey bis zwey Fuß nahe kommt, verschließen, und unter das Wasser ziehen. Dieses Gewächs hat in der Mitte des Kelches vier kleine Fasern, die es willkührlich bewegt, damit die Insekten und kleinen Thiere, welche sie zu ihrer Nahrung

fängt,

fängt, fest hält, bis die Blätterchen sich geschlossen, und also die Thiere gewiß gefangen sind. Der Stengel dieser Thierpflanze ist braun.

Der Erdboden ist nicht allenthalben gleich und eben. Er ist durch alle vier Theile der Welt hier und da mit Bergen, mit ungeheuren Erdhöhen, besetzt. Es ist sehr selten, daß man Berge einzeln antrift; bergigte Länder bestehen aus einer ganzen Kette zusammenhängender und gleichsam auf einander gethürmten Gebürge, deren eines immer höher als das andere ist. Auf den Spitzen oder obersten Gipfeln dieser Gebürge ist die Luft kalt, wenn gleich an deren Fuß warmes Wetter ist. Diese Gipfel sind meistens kahl, das ist, weder mit Gras, noch mit Bäumen, bewachsen. Der höchsten Berge Gipfel sind bloße Felsen. Die Höhen dieser Berge zeigen sich bey hellem Wetter auf viele Meilen weit im Umkreise. Wenn aber die Luft voll von wässerigten Dünsten ist, so bedecken solche die Spitzen der Berge mit Nebel oder Wolken. Alle hohen Berge bleiben entweder den ganzen Sommer hindurch, oder doch bis mitten im Sommer mit Schnee und Eis bedeckt. Oben auf den höchsten Bergen kann es wegen der Kälte selten regnen, desto mehr schneiet es.

Unter diesen Bergen sind in Europa die Pyrenäischen und die Helvetischen oder Schweizerischen sehr berühmt. Diese sind recht wunderbare Schaugerüste der Natur. Die obersten Felsengipfel vieler Alpen sind mit dicken Eisschollen belegt, die nach Unterschied der Sommerhitze bald mehr bald weniger schmelzen, niemals aber ganz vergehen. An manchen Orten hat das Eis die zwischen den hohen Bergen

belegene Bergthäler so angefüllt, daß es mit den Gipfeln der Berge eine zusammenhängende Fläche macht. An den meisten Orten aber schleicht dieses ewige Eis zwischen den Felsen durch, oder verbreitet sich wie ein weites Feld, oder bedecket die Seiten der Berge, in verschiedenen Gestalten, wie ein Mantel. An mehrern Orten sind diese Eisstücken durch Schnee, Felsen, und selbst durch fruchtbare Weiden, von einander unterbrochen und abgeschnitten. Sie richten oft viel Unheil an. Denn manchmal brechen die, welche von den Gipfeln der Berge über die Thäler fürchterlich herabhängen, los, stürzen in die Thäler, verschütten die Wege, oder tödten die Reisenden. Solches Unglück richten auch die von den Bergen schleunig herabrollende Schneeballen an, welche sich währendem Fallen vergrößern und bisweilen ganze Häuser mit sich wegführen. Blos die erstaunliche Höhe einiger Alpen ist daran Schuld, daß das Eis auf ihren Gipfeln niemals schmelzen kann. Eben diese Höhe, und nichts anders, ist daher Ursach, daß man auch in den heißesten Erdgegenden Berge findet, worauf der Schnee und das Eis ewig bleiben. Wir finden solche auf den ungeheuren Ketten der Berge in Peru, die man Cordilleras de los Andos nennet, auf dem mächtigen Gebürge Libanon in Asien, auf den Bergen Ararat, Taurus, Aetna, Hemus, Atlas, Athos, Caucasus, Pico de Teneriffa, und andern mehr.

Verschiedene dieser mit Schnee bedeckten Berge brennen innerhalb, und speyen bisweilen Feuer und brennende Materien aus. Dergleichen Feuerspeyende Berge sind in allen Welttheilen. Island, das mit gewaltigen und sehr dicken Eisbergen angefüllet ist, hat den fürchterlichen Hekla,

den

den Kotlegau, den Graife, Krafle und mehrere Feuerspeyende Eisberge. Wenn das Feuer aus denselben hervorbricht, so schmelzt das Eis gählings in so großer Menge, daß starke Ueberschwemmungen daraus entstehen, welche die Wiesen und Dörfer zu Grunde richten. Das Feuer wirft zugleich aus den Oeffnungen der Berge große Lasten von Steinen und Asche herunter. Diese Berge stellen also ein um so viel größeres Wunder der Natur vor, da sich von zweyen einander entgegen gesetzten Elementen beherrschet werden.

Unter den Feuerspeyenden Bergen in Europa sind fürnehmlich der Vesuv und der Aetna berühmt. Der erste liegt im Königreiche Neapolis, und wird von den Einwohnern Monte di Somma genennet. Dieser wütende Berg hat nicht allein vor Alters den Untergang der Städte Herculanum, Pompeji, Nuceria und Nola verursachet, sondern auch vielen andern umliegenden Städten oft großen Schaden zugefüget. Die umliegende Gegend, die bisher von seinen Feuergüssen noch verschonet worden, ist sehr fruchtbar und anmuthig. Auf der einen Seite aber siehet man die schrecklichste Wüste; einen großen Strich Land mit Aschen, Stücken von Bimsstein, verbrannten Steinen und gewaltigen Felsentrümmern überall bedeckt. Bald nachher erblickt man die nunmehr hart gewordene Ströme von Erdharz, Steinen und Schwefel, welche vor Zeiten ausgespyen sind, und die man Lava nennet. Je näher man gegen den Berg kommt, desto mehr wird der Erdboden trocken, verbrannt und voller Ritzen. Endlich gelanget man an die Oeffnung, wodurch vormals das Feuer ausgebrochen, die nunmehr, da sich das Feuer eine neue Oeffnung gemacht hat, mit einer dicken Rinde von zusammengeschmol-

zenen Schwefel, Erdharz, Alaun und andern Mineralien bedeckt ist. Diese alte Oefnung hat eine italiniäsche Meile im Durchschnitte. Von dem gewaltsamen Feuerausbruche, der im Jahre 1707. geschehen, ist ein neuer Berg entstanden, aus dessen Schlund nunmehr mit großer Gewalt ein dicker schwarzer Dampf heraus steiget, dessen Pech- und Schwefelgestank sehr heftig ist. Wenn man große Steine in den Schlund wirft, so höret man ein dumpfigtes Getöse. Es hat Leute gegeben, welche diesen gefährlichen Berg mit unerschrockenem Muthe bestiegen haben, und von denselben wissen wir, wie es dort aussieht. Seit der Regierung des Titus im Jahr Christi 80. oder 81. bis zum Jahre 1761. zählet man drey und dreyßig Ausbrüche des Vesuvs.

Der Aetna liegt im Ländchen Catanea, im Königreich Sicilien. Die Einwohner nennen ihn Mont Gibello. Er ist erstaunlich hoch. Die Spitze desselben giebt einen weißen Schein, den man durch einen Dampf erblicket, der zur Nachtzeit wie Feuer scheint. Das weiße aber ist Schnee, womit die Spitze des Berges bis auf eine gewisse Weite beständig bedeckt ist. Unterhalb des Schnees ist ein Raum voll von verbrannten Steinen, von Asche und schwärzlicher Materie, über welche der Schnee, wenn er sich von der Spitze des Berges los macht, herab rollet, und davon braun, ja fast schwarz wird. Diesen Schnee lassen die Maltheser alle vierzehn Tage auf einer eigenen Brigantine abholen, um damit ihre Getränke zu erfrischen. An den Orten gegen Norden und unter den verbranuten Steinen giebt der Berg gutes Bau- und Brennholz. Weiter unten findet man sehr fruchtbare Olivenbäume und vortrefliche Weinstöcke. Am Fuße desselben wächst unvergleichli-

ches

ches Korn und Zuckerrohr. Die Tiefen zwischen den Höhen des Berges sind die besten Viehweiden.

Mit den Feuerausbrüchen dieser wütenden Berge sind gemeiniglich starke Erderschütterungen verknüpft. Ja diese Erdbeben würden noch weit öfter sich zutragen, wenn nicht die Feuerspeyenden Berge von Zeit zu Zeit die Eingeweide der Erde von den brennbaren Materien reinigten. Bey solchen Erdbeben bekommt die Erde heftige Stöße, die Häuser werden erschüttert oder gar umgeworfen. Dabey entstehen bisweilen Oeffnungen in der Erde, die das feste Land von einander trennen, und nicht selten Wasser aus den Tiefen heraus werfen. Es ist eine sehr alte Meynung, daß Sicilien, welches itzt eine Insel ist, ehemals mit dem festen Lande zusammen gehangen habe, und davon durch ein Erdbeben getrennet worden sey, welches den Erdboden, woraus der Isthmus bestanden, verschlungen, dagegen dem Wasser beyder Meere eine Bahn gemacht, und den Canal formiret habe. Inzwischen werden auch viele Länder von Erdbeben heimgesuchet, die keine Feuerspeyende Berge in ihren Bezirk haben. Man glaubte sonst wohl, daß die heißen und warmen Länder den Verwüstungen der Erdbeben allein ausgesetzt wären, weil in ihrem Erdenschooß die meisten brennbaren Materien, als Schwefel, Steinkohlen, Erdpech und Kiese, die man itzt für die Ursach der Erdbeben und Feuerausbrüche erkennet, vorhanden sind. Allein die Erfahrung hat gelehret, daß auch die gemäßigten und nordlichen Himmelsstriche nicht ganz davon verschonet bleiben. Das Alterthum hat traurige Exempel aufzuweisen von gewaltigen Verwüstungen großer Reiche, die durch Erdbeben sind verursachet worden. Es vergeht kein Jahr, da wir nicht aus

Asien, oder Afrika oder Amerika Berichte von Erdbeben lesen. Und die Europäer denken noch mit Schrecken an die Erschütterungen, welche Lissabon und Constantinopel den Untergang zu drohen schienen.

Die Berge sind die Werkstätte der Metalle und Mineralien. Das mit verschiedener Erd- und Steinart vermischte rohe Metall nennt man Erzt. Der Bergbau wird fast durch alle vier Theile der Welt getrieben, in Europa aber am allerstärksten. Jedes Bergwerk liefert fast von allen Metallen etwas. Das meiste Gold kemmt aus Amerika, wo es die Spanier in erstaunlicher Menge in Peru und Mexico, und vornemlich in Chili, bekommen. Hiernächst ist es in großer Menge auf der Goldküste von Guinea in Afrika vorhanden. In Europa sind in den alten Zeiten die reichsten Goldgruben in Spanien und Portugal gewesen. Itzt bricht man vieles in Ungarn. Die reichhaltigsten Silberbergwerke sind ebenfalls in Peru; reich an Silber und Bley, sind die Berge in Böhmen, im Meißnischen Erzgebürge und auf dem Harz. Das meiste Kupfer liefert Schweden, Ungarn und Norwegen. Eisen findet man fast allenthalben, so gar schon an vielen Orten unter dem Rasen oder der Dammerde. Das Zinn liegt mehrentheils bey Silber und Bley. Aus dem Erzte wird das Metall durch Feuer heraus geschmolzen.

Die Edelgesteine sind kleine Steine, die unter allen Steinen die höchste Härte, und bey ihrer Durchsichtigkeit auch den fürtreflichsten Glanz haben, auch in dem heftigsten Feuer fast keine Verändrung leiden. Sie werden in den

Ritzen

Ritzen und Höhlen einiger Felsen erzeuget, von da aber bisweilen durch reissende Bergwasser abgespühlt. Daher findet man sie auch bisweilen an den Ufern der Flüße, oder in der Erde. Sie wachsen allezeit in bestimmten crystallischen Formen, und sehr selten findet man sie in der Größe einer Wallnuß. Die Ostindischen sind die schönsten und härtesten: aber auch in Brasilien findet man sie sehr schön. Die Europäischen Gebürge, insonderheit die böhmischen, zeugen auch dergleichen Steine, die aber in Härte, Glanz und Feuerbeständigkeit, weit unter jenen sind, und daher unächte Edelgesteine genennt werden. Alle diese Steine werden wegen ihres Schimmers zum Schmuck der Menschen gebraucht und sind die theuerste Zierrath, indem bisweilen ein einziger Diamant mehrere tausend Thaler kostet.

Der Diamant ist der härteste und kostbareste, er ist meistentheils wie helles Wasser ohne Farbe; auf ihn folgen der Rubin, der Schönroth, der Sapphir, der hell himmelblau, der Smaragd, der Dunkelgrün; der Topas, der hellgelb ist. Der Hyacinth, so falb; der Amethyst, so purpurfarbig, und der Beryll, so meergrün ist, werden bald mehr, bald weniger hart gefunden: doch sind die besten von geringerem Werth, als jene kostbare Steine. So wie man sie in Bergen oder in der Erde findet, werden sie rohe Steine genennt. Ihre Schönheit zeiget sich erst, wenn sie geschliffen und gefaßt sind.

Das merkwürdigste, und für einen Einwohner des platten Landes unbegreiflichste sind die mit ewigem Eis angefüllte Thäler auf den hohen Bergen, welche man Gletscher nennet. Eine kurze Beschreibung eines der größten solcher

cher Thäler, wird wohl nicht überflüßig seyn. Man muß sich eine lange Kette von gegenüberstehenden Gebirgen vorstellen. Sie sind sehr hoch, fürchterlich und mit ungeheuren Lasten von Schnee beständig bedeckt.

Zwischen diesen Gebirgen laufen tiefe, unfruchtbare, und mit gräßlichen Klumpen von Eis angefüllte, ja ausgehäufte Thäler von Abend gegen Morgen. Bald sind sie mit einander vereinet, und machen ein einziges sechs Stunden weites Thal aus. Dieses wird hier und dort durch hervorragende, mit Eise bedeckte Felsenstücke, und kleinen Bergen unterbrochen.

Dieses ganze Thal stellet eine grausam wilde Gegend vor, welche einige wenige Oerter ausgenommen, wo kleine Fußsteige sind, unzugänglich und nicht zu bewohnen ist, wo man auch nichts als Schnee, Eis und kahle Felsen sieht.

Wollte man sich dieses Thal in einer Vergleichung vorstellen, so müßte man sich einen mächtigen Strom einbilden, welcher sich durch ein unebenes, abschüßiges langes Thal hindurch drängt, sich in so viel Arme zertheilet, als Hügel in den Thal stehen, und während eines gewaltigen Sturmes auf einmal zugefrieret.

Wer etwa einen besseren Begrif von den Grönländischen Meeren hat, der kann auch dieselben mit diesem Eisthal vergleichen.

Da findet man also eine sehr ungleiche Oberfläche; gewaltig emporragende Eishügel; kleine Gletscherberge, und unge-

ungeheure Eisschollen; unergründliche Schlünde; in denselben aufwallende und murmelnde Wasser; mit ewigen Eis bedeckte Wände; mit viele Ruthen tiefen Schnee bedeckte Gipfel der Berge: hier eine Gegend dichte mit Hauseshohen Eishügeln besetzt, dort eine mit Felsstücken gepflastert, dort ein Fleck wie mit gefrornen Schaum von Wellen überzogen. Zuweilen alles dieses auf einen Platz durcheinander geworfen. Die Mitte dieser Eisthäler ist meistens erhoben, und unwandelbar, an den Seiten der Berge liegen eine Menge ungeheurer Steine, welche im Frühling auf das Thal herunter fallen. Zwischen dem Berg und dem Eisthal ist immer eine sehr tiefe Oefnung, welche entweder voll Wasser ist, oder doch in der Tiefe brausendes Wasser hören läßt. Die Borte des Eises sehen schwarz aus. Alle Frühling dringet mit dem Wasser aus den Schlünden eine Menge Sand, welcher, wenn das Wasser wegfließt, auf dem Eis hängen bleibt.

Kurz, man muß gestehen, daß in der ganzen Natur nichts schrecklichers kann gesehen werden, als diese Gegend, besonders wenn man sie bey einem dunkeln Tage siehet, oder zur Zeit eines Ungewitters, wo das Donnern mit dem gräßlichen Geschrey der Raubvögel abwechselt, und die Gegend bey dem Blitz wie ganz in Brand gesteckt, nach demselben aber in die fruchtbarste Finsterniß versenkt scheinet.

So schrecklich diese Thäler sind, so gehen doch ordentliche Wege darüber, welche nicht durch Räuber, sondern die von den Bergen herabrollende Felsenstücke, Eisschründe, Schneeballen sehr gefährlich zu wandern sind. Spalten und Schründen finden sich an vielen Orten in

diesen

diesen Eistafeln, in welche man leicht ohne Rettung hinunterfallen kann; und zum Unglück von dem Eise, sonderlich wenn die Sonne darauf scheint, dergestalt geblendet zu werden, als wenn man des Gesichts völlig beraubt wäre; so daß man die auf dem Gletscher vorkommenden Gefährlichkeiten weder erkennen noch ihnen ausweichen kann. Diejenigen, die der Sache nicht gewohnt sind, laufen auch die Gefahr, daß von den durchdringenden Nordwinden, sich die Haut ihres Angesichts abschellt. Dennoch bringen die Gämsejäger oft ganze Nächte auf diesen Gletschern zu, um des Morgens den Gämsen, wenn sie über den Eisschrund laufen, desto früher aufzupassen. Sie bedienen sich aber hierbey dieser Vorsicht, Säcke von Pelz mit zu tragen, in denen sie die Nächte zubringen, um den sonst unvermeidlichen Tod auszuweichen.

Andern Gefährlichkeiten ist man unterworfen, wenn man über die hohen Gebirge reiset, wo man zuweilen wie ein Insekt an den kahlen Felsenwänden zuweilen über Bergrücken, wo auf beyden Seiten ungeheure Kluften auf den Unglücklichen zu lauren scheinen, nicht weggehen, sondern kriechen muß.

Die Straße über die Gemmi ist eine der merkwürdigsten des Schweitzerlands; und wegen des Schnees und der Kälte nur im höchsten Sommer gangbar. Der Berg von dem kleinen See auf der Spitze desselben, bis ins Leukerbad wurde von 10110 Schuhen befunden. Diese Seite ist sehr steil, und würde gänzlich unersteiglich seyn, wenn nicht mit unsäglicher Mühe und Kosten ein Weg zum Vortheile des Leukerbads in den Felsen

eins

eingeschnitten wäre. Er geht meistens in wurmförmigen oder mäandrischen Krümmungen, und hatte bis im Jahr 1741 blos die Breite für einen einzigen Wandrer. Die steilsten Orte waren mit Brettern belegt, und mit Mauerwerk unterstürzt; in der Mitte des Felsens mußte man über eine hölzerne, an eisernen Ketten hangende, kleine Brücke gehen, unter welcher die Kluft unergründlich war. Diese Reise war aller Orten so gefährlich, daß man bey dem geringsten Fehltritte, sich in die abscheulichsten Schlünde hinuntergestürzt hätte. Die meisten Reisenden durften sich daher nicht getrauen, zu Fuße zu gehn; sondern ließen sich durch hierzu abgerichtete Männer rückwärts hinuntertragen. Seit gedachtem Jahre aber ist dieser Weg, so gut möglich, verbessert und breiter gemacht worden; so daß er dermalen etwas minder gefährlich, aber dennoch allezeit fürchterlich ist.

An einigen Orten drohen die Schneelauen dem Wanderer bey dem geringsten Laut den Untergang. Dieses geschiehet z. B. im Frühling auf dem großen St. Bernhardsberg. Dieser ist ein sehr hohes, aus vielen besondern Spitzen zusammengesetztes Gebirge, so mit beständigen Schnee bedeckt lieget. Man kann zwar Sommer und Winter zu Fuß und zu Pferde darüber reisen: Von der obersten Höhe aber, wo das Kloster liegt, thürmen sich noch viele erstaunlich hohe Schneegipfel auf, die nicht bestiegen werden können. Wenn von diesen Höhen die Schneelauen herunterrollen, so erbebt das ganze Thal Pennina, wie schon Plinius bemerkt hat. Man muß daher auf dieser Reise Sorge tragen, daß man auf keine Weise die Luft erschütte; in so weit, daß man sich oft enthalten muß laut zu reden; weil die Schneelauen

im Frühling durch die geringste Bewegung der Luft entstehen können.

Schneelauen sind Bälle von Thurmlänge im Diameter, welche vom Gipfel einer hohen Bergfirst herunter von Berg zu Berg fallen, die Felsen zerschmettern, Waldungen ausreißen und mit fortwälzen, ganze an steilen Orten liegende Grundstücke bis auf den Felsen, auf dem sie hängen, reine wegkehren, und ganze Dörfer auf einmal unter ihrem Schutt begraben — und dieses alles in wenigen Augenblicken. Der schnelle Fall erreget einen Sturmwind, der oft noch verwüstet, was der Ball verschonet hat. So wie wenn der Ball von lockerem Schnee ist, Menschen zuweilen viele Tage darinn beym Leben geblieben, so hat ein Ball von alten Schneelagen wohl schon ganze Compagnien Soldaten weggeschleppt und erstücket. Der einige Schutz, welchen die Einwohner in der Schweitz gegen solche ungeheure Massen erfinden konnten, sind aufgerichtete Mauern an den Vorgebirgen der Bergen, welche senkrecht sind, und also den Ball über diejenigen, welche an der Mauer stehen, wegstürzen machen.

Bisweilen bersten in hohen Gebirgen ganze Berge von einander, oder eine Spitze stürzt in das Thal. Welche Verwüstungen daraus entstehen müssen, läßt sich leicht gedenken. Durch einen solchen Bergfall sind viele Waldströme in ihrem Laufe theils gehemmt, theils merklich verändert worden. Zwey machen jetzt 5 mit hohen Tannen und Lerchbäumen angefüllte Seen aus, und fliessen nunmehr durch rauhe Wälder, und Felsen mit entsetzlichen Geräusche in das unten liegende enge Thal.

Einer

Einer lauft zeither an verschiedenen Orten durch den Bergschnitt hindurch, und ergießt sich in 3 zwar nicht breite aber fast unergründlich tiefe Seen. Ein anderer hat zwar seinen Lauf behalten, sein Beet aber ist mit so vielem Schutt angefüllt, daß er mit vieler Mühe hindurch dringt und in eine große und tiefe See zusammenrinnt. Bey diesem Unglück sind 18 Personen zu Grunde gegangen, die tief in dem Schutt begraben liegen; bey 1000 Stücken großes Vieh; und Ziegen, Schaafe und Schweine ohne Zahl. Diejenigen, die diesem Unglücke zugesehen, bezeugen, daß dasselbe in einem Augenblick geschehen, und daß die Luft von den aufsteigenden Erdstaube dergestalt verfinstert worden sey, als wenn es Nacht geworden wäre; dieser Staub habe auch die nächst anliegenden Bergweyden so dicht besäet, daß man das Vieh wegtreiben müssen. Dieser eingestürzte Berg hat gegen Osten hohe Schnee und Eisfirsten: ein gegen Mittag liegender etwas niedriger Berg hat etwas Schaden gelitten; einer gegen Abend ist fast ganz verderbt, überschüttet, und zum Theil weggerissen worden. Das Rasseln der Steine soll bey 24 Stunden gedauert haben. Rauch oder Feuer aber waren dabey nicht zu sehen, wie einige behauptet haben; sondern der vermeinte Rauch war nichts anders, als ein in der Luft empor gestiegener Staub: und der vermeinte Schwefelgeruch durch das Aneinanderreiben der Steine, die kalkartig waren, entstanden.

Wenn man die Berggegenden nur von der nachtheiligen Seite beschreiben wollte, so müßte man hinzuthun, daß es Thäler giebt, woraus die Sonne fast immer verbannet ist. So könnte man ein Dorf nennen, wo die Sonne 12 ganze Wochen lang nicht scheinet; ja so gar ist eines in der

Schweitz, wo man die Sonne des Jahrs nur einmal sehen kann.

In verschiedenen Absichten haben die Bergländer auch viele Vorzüge vor andern. Der Bergländer scheinet wohl zur Freyheit von der Natur selbst einen nähern Beruf zu haben. Die rauhe Lebensart, die Leichtigkeit sich zu vertheidigen, die beständige Activität, darein der Geist durch die Noth gesetzt wird, sich Unterhalt und gegen so viele Zufälligkeit Schutz zu verschaffen, machen, daß der Einwohner freyer denkt, schwer zu bezwingen ist, oder wenn er mit Auflagen überhäuft ist, verdrossen wird, das Land ungebaut läßt, und wegziehet.

Nach diesem kommt die große Fruchtbarkeit der Thäler, welche an einigen Orten mit der Fruchtbarkeit Indiens verglichen werden kann. Denn die große Verschiedenheit aller Gattung Landesprodukten, weil bey der grossen Verschiedenheit das Klima, was in allen Welttheilen wächst, auch hier gedeyet. Endlich sind auch die Schönheiten der Natur nicht zu vergessen, und wenn es wahr ist, daß das Glück des Menschen auf seinen Vorstellungen beruhet, so ist ein Ueberfluß von schönen Gegenständen, mit denen man immer umgeben ist, ein nicht zu verachtender Beytrag.

Da in allen Berggegenden Wasser im Ueberfluß ist, so findet man Bäder, Quellen, Brunnen, Bäche, Ströme, Seen in Menge. An diesen sind die Wasserfälle eines der schönsten Schauspiele. Einer der höchsten ist der sich über den hohen Felsen des Pletscherbergs hinunterstürzende

und

und im Stürzen sich gänzlich in Staub verwandelnde Bach. Dieser schöne und in seiner Art ganz besondere Wasserfall ist daher auch unter dem Namen des Staubbachs bekannt. Von den Quellen einer Alp, auf welcher er entspringet, fließt er durch einen Tannwald den Berg hinab, bis auf den ersten Absatz, der ein jäher mit kleinem Gras bewachsener Ort, in einen Sammler; von welchem er in zweenen Theilen auf einen andern hinunterfällt, und auf demselben sich wiederum vereint, von da aber nicht gerade dem Felsen nach hinunterstürzt; sondern über die Felsbank, wie aus einer Röhre hinausdringt, und in der Luft in einen feinen Thauregen zerstöbert: so daß der oberste Theil der Flueh bey 12 bis 15 Schuhen hoch trocken bleibt. Die übrige Wassersäule aber fällt weiter hinab auf eine nur wenige Schuhe aus dem Felse hervorragende, schiefe Bank, auf welcher sich dieselbe wegen ihres hohen Falls vollkommen zerstöbert, und in einen zarten Regen verwandelt, wegen des schiefen Absatzes aber weit von dem Felsen hinaus getrieben wird; so daß man zwischen dem Felsen und dem Staubbach fast unbenetzt hindurch gehen kann; hingegen aber wird man auf einige 100 Schritte davon fast überall und unbemerkt benetzt. Wenn ein Wind hinzukömmt, so treibt er dieses fein zerstäubte Wasser sehr weit fort. Im Winter aber entstehet davon eine so gräuliche Eissäule, daß man zweifelt, ob dieselbe im Sommer wieder wegschmelzen könne. Dieser Bach führt oft, sonderlich wenn er von starken Regen und Schneeschmelze anläuft, große Steine mit sich; welche, in dem sie auf die hervorragenden Felsbänke hinunter fallen, oft so ein entsetzliches Geprassel verursachen, daß Fremde solches vor Donnerknälle halten; die um so viel stärker scheinen, weil das enge Thal und die gegen überste-

henden holen und steilen Felswände dieselben vervielfältigt zurückschicken. Wenn die Sonnenstrahlen in dieses Staubwasser fallen, so stellen sie in denselben den schönsten Regenbogen, mit dem lebhaftesten Farben vor. Oft sieht man dessen Wiederschein an dem Felsen ausgezeichnet; oft an dem Boden, und in dem Staubwasser. Oft sieht man zwar keinen Regenbogen, aber die ganze Gegend ist mit solchen Farben bemahlet. Die Höhe dieses Wasserfalls ist nach einer richtigen Berechnung 1100 Bernschuh.

Das platte Land muß man sich nirgend so eben wie einen Teller vorstellen. Die kleinen Erhöhungen und Vertiefungen zeigen, daß die Meereswellen aller Orten darüber weggegangen. Doch gieb es Länder, wo viele Meilen ringsherum keine beträchtliche Erhöhung zu finden. Diese Ebenen sind nur durch große Kunst zu Tragung allerhand Gattung von Gewächsen zu bereiten; daher sie auch an den mehresten Orten nur eine Gattung von Früchten tragen. Holland ist ein Mattland. In Deutschland sind die flachen Gegenden die Vorrathsörter des Getreides. In Amerika sind die Ebenen am Amazonenfluß mit ungeheuren Waldungen besetzt, und die Erde so bewachsen, daß sie einen Fuß tief bemooset ist. In Indien ist das platte Land zum Reisbau bestimmt, weil die in den Wintermonaten im Gebirge häufigen Regen die Flüße aufschwellen, und das platte Land gehörig unter Wasser setzen. In den wüsten Ebenen der große Cobi bedeckt ein unfruchtbarer Sand das Erdreich, und unfruchtbare Disteln sind fast das einzige Produkt.

Weil fast alle große Ebenen in der Tiefe auf dem Erdboden liegen, so werden sie auch von einer schweren Luft gedrückt, welche den Bergländer beängstiget, und ihn nach sei-

nen

nen Bergen sich sehnen macht, so wie diesen, der an die immer abändernde Aussicht einer schönen Natur gewöhnt, auch bey der Einförmigkeit des Landes, in welchem jeder kleine Gegenstand die Aussicht hindert, oft die lange Weile befällt, und die Sehnsucht nach seinen Bergen vermehret.

Wenn es wahr ist, daß die Bergländer immer dem Ehrgeitz der Eroberer Gränzen gesetzt, so ist es eben so gewiß, daß die größten Eroberungen in dem flachen Land geschehen. Denn da ist der Einwohner alles natürlichen Schutzes beraubt, kann also unmöglich eben den Muth haben, welchen dem Bergeinwohner einigermaßen seine Schlupfwinkel und Berginauern geben. Die bequemere Lebensart in den Ebenen, die Verfeinerungen der Künste machen den Einwohner derselben weichlicher, nachgebender, nach Würden und Vorzügen begieriger, die Vereinigung der Gemüther schwerer und also die Unterdrückung leichter.

Die Erfindung der Künste ist zwar den Bergländern eigen, allein die Verfeinung derselben den Einwohnern des flachen Landes. Denn zur Vervollkommung einer Sache gehört Geduld, welche die erstern nicht haben. Es sey dann, daß sie durch die größte Noth gezwungen werden. So haben einige Bergstätte, welche aber kein Land zu ihrem Unterhalt haben, gewisse Fabriquen zur größten Vollkommenheit gebracht, allein dieses macht billig eine Ausnahme.

Alle Landplagen, aller Krieg, Theurung, Pest sind den platten Ländern verderblicher, als den Bergländern. Der Grund ist leicht zu finden. Vielleicht wäre das menschliche Geschlecht schon mehrmalen beynahe ausgerottet worden, wenn nicht immer in den Bergen ein Ueberfluß an Menschen gewesen, welche den Verlust der Ebenen ersetzt

hätten. Wie viele Colonien legten nicht die Griechen aller Orten an! Die Schweitz und Savoyen schicken jährlich eine große Menge von Menschen nach Italien, Deutschland und Frankreich. Auch der in sein Vaterland wieder zurückkehrende Savojarde läßt in beyden Ländern Nachkommen. Die in den asiatischen Gebirgen wohnenden Tataren von allerley Gattung, sind zu verschiedenenmalen in ungeheurer Anzahl aus ihren Bergen hervorgekommen, und haben sich China, Indien und das westliche Asien unterworfen.

Das schönste Land des Erdbodens ist dasjenige, wo Ebenen mit kleinen Bergen abwechseln. Denn da wird der menschliche Geist auf alle Art und Weise beschäftiget, und alle Gattungen von Nothwendigkeiten und Ueberfluß sind leicht zu erwerben. So ist einigermaßen Spanien und Italien. Der vielarmigte Apenin durchschneidet diese im glücklichen Klima liegende Halbinsel auf alle Weise, und macht die schönsten Ebenen und Thäler. Auch erzählet uns die Geschichte unglaubliche Dinge von der Fruchtbarkeit und Menge der Einwohner Italiens. So war auch Spanien, ehe die arbeitsamen Mauren verjagt worden, und die amerikanischen Colonien ihr Mutterland an Einwohnern entblösset hatten. Wenn Engeland nicht in den dicken Seenebel eingehüllet wäre, so möchte es zu den schönsten Ländern gerechnet werden, so wie es eines der fruchtbarsten und durch seine tapfern, freyheitsliebenden, denkenden Einwohner eines der merkwürdigsten ist. Noch ist das Land der angenehmen, immer muntern, geistreichen Griechen nicht zuvergessen, welches ehemals so erstaunend volkreich und fruchtbar war, nun aber unter einer harten Regierung — man könnte hier wohl sagen, in Stein und Sand verwandelt worden.

In

In Arabien, Egypten, und zum Theil in Palästina ist die Luft nicht allein brennend heiß, sondern auch ungemein trocken, so daß die Leute an vielen Orten, sonderlich um Alkair, in Kellern wohnen, und in jedem Hause kalte Brunnen haben müssen. Es wäre auch nicht möglich, daß die dortigen Gegenden könnten bewohnt werden, wenn nicht die kühlen Nächte und die vom Meere herwehenden Nord- und Westwinde die Tageshitze etwas milderten. Die große Trockenheit der Luft ist in manchen Strichen dieser Länder Schuld, daß in dem heißen Sande nicht viel mehr als dürres Gras hervor kommt. Das ist sonderlich vom wüsten Arabien bekannt, wo es zugleich oft an Wasser fehlet. Daher haben die Araber dieses Landes, keine beständige Wohnungen, sondern ziehen mit ihren Viehheerden beständig herum, und lagern sich gern in die Nähe eines Gewässers.

In Egypten trägt die Ueberschwemmung des Nils nicht allein zur Abkühlung der heissen Luft, sondern auch zur Fruchtbarkeit des Erdbodens, sehr viel bey, um so mehr, da es in diesem Lande selten regnet. Allein diese Bewässerung, welche der Nil verursachet, reicht nicht an allen Orten zu; sondern man muß das Wasser vermittelst eigener Mühlen und anderer Wasserwerke über die Felder ergiessen.

Persien ist auch ein heißes Land, aber die Luft ist nicht trocken, sondern feucht. Dennoch wehet in diesem Reiche, und im wüsten Arabien, zu gewissen Zeiten des Sommers, ein so heißer und austrocknender Wind, daß die Leute leicht davon erstickt werden. Einer von den neuesten Reisebeschreibern berichtet, daß sich die Einwohner des wüsten Caramaniens oder Kirmans, im Sommer in die benachbarten Wälder begeben, um der großen Hitze zu entgehen.

Er war einmal im August durch dieses Land gereiset, und doch nur des Nachts auf dem Wege gewesen. Nichts desto weniger wehete ein so heißer Wind, daß er oft genöthiget worden, sich mit seinem Pferde umzudrehen, und sein Gesicht mit einem Schnupftuche zu bedecken, um die Windstöße abzuhalten, welche, wie Feuer, im Gesicht brannten. Ja er war einmal gezwungen, sich vom Pferde herunter, und mit dem Gesichte auf die Erde zu werfen, um diese brennenden Winddämpfe zu vermeiden; er fand aber, daß die Erde selbst noch viel heißer war. Bey Tage muste er sich von Morgens um 9 bis Nachmittags um 4 Uhr ganz nakend im Khervanserai aufhalten, und stille liegen, weil der Schweiß Stromweise vom Körper herunter lief, so, daß er weder lesen noch schreiben konnte; denn alles, was er anfassete, ward sogleich vom Schweiße naß. Es ist bekannt, daß von den Caravanen, die nach Mecca zur Kiaabe reisen, viele Menschen und Cameele unterwegens in den Wüsten wegen Mangel des Wassers und wegen der heißen Winde sterben. Dieser erstickende Wind hat verschiedene Namen. In Baßora und Arabien heißt er Samiel, und in der Wüste Lybiens wird er Prester genennet. Man muß beständig einen Schwamm mit Wasser im Munde haben, um einigermaßen frischen Athem schöpfen zu können. Noch ereignen sich zwey sonderbare Dinge in diesen heissen Ländern im Sommer. Erstlich sind die Felder so verbrennt, als wenn ein würkliches Feuer sie verzehret hätte. Zweytens steigen des Morgens und Abends gewisse Dämpfe aus der Erde, welche die große Hitze erzeuget, und welche die Oberfläche der Erde so dick bedecken, daß man nicht funfzig Schritte weit von sich etwas sehen kann.

Sibirien ist beynahe so groß als Europa, und hat doch nicht so viel Einwohner als eines der kleinsten Länder von diesem Welttheil. Wegen der hohen Lage, die es haben soll, und dem vielen Salz ist es viel kälter, als es in Europa unter gleicher Breite ist. Alles Land über 60 Grade ist zum Getreidebau unbequem, und etwas weiter gegen das Meer findet man weder Bäume, noch Waldungen, noch dicke Gebüsche, sondern alles ist mit Eis und Schnee angefüllet, hin und wieder niedrige Sträuche, und im höchsten Sommer in den Thälern etwas Futterkraut und Gras. An einigen Orten thauet die Erde niemals über einige Fuß tief auf, und in Jakuzk darf man nur ein Stück Eis in ein Fensterlicht einsetzen, und ringsherum mit Wasser begießen, so gefriert das Eis feste und das Fenster ist gemacht. Die Kälte ist an einigen Orten so groß, daß der Hauch des Menschen sogleich in Flocken herunterfällt, und man, ehe Sibirien entdeckt worden, glaubte, ein solcher Grad der Kälte sey einem Menschen tödlich. Diese Kälte wird noch durch die beständige Nacht vermehrt, welche in diesen Ländern die Hälfte des Winters über herrschet. Wo ganze Wochen kein anderer Tag gesehen wird, als derjenige, welchen die Nordlichter und zwar Nordlichter von der schrecklichsten Art machen. Doch werden diese scheußlichen Gegenden bewohnt. Der ganze Jenisea ist bis an seinen Ausfluß ins Eismeer mit Zobeljägern besetzt, Leute, welche aus Liebe zum Schmärmen und Müßiggang den Landbau für eine Sclaverey und mühselige Arbeit ansehn, und dennoch auf eine widersprechende Weise diese eine der mühseligsten und elendesten Lebensarten erwählet haben. So kalt diese Gegenden im Winter sind, so warm ist es im Gegentheil im Sommer, so daß

die

die Tunguſen alsdenn faſt ganz nackend gehen. Die ſüdlichen Gegenden Sibiriens gegen China und der Tartarey ſind ſehr fruchtbar, und reich von Salz, Metallen, und andern Lebensnothwendigkeiten. Strecken Landes, wo Millionen Menſchen leben könnten, im ſchönſten Klima, warten nur auf eine kluge Anbauung. Seen, Flüße, Bäche, welche die größte Zierde, und was mehr iſt, einen groſſen Theil des Reichthums eines Landes ausmachen, finden ſich da in Menge. Wie unbegreiflich ſcheinet es, daß in den Samojediſchen Eisthälen Menſchen bey Fiſchthran, Rennthierblut, oft Fiſchgrätmehl und Baumrindenbrodt ſich kümmerlich durchbringen, und dieſes dem gleichen Herrn gehörige ſchöne Land leer ſtehen laſſen. Und wie wahr iſt es, daß für die Trägheit alle Schätze der Welt unnütz ſind, da der Tartar die Lilienzwiebeln zur Nahrung gebraucht, und den von ſich ſelbſt wachſenden ſchönſten Spargel verachtet, auch ſich nicht einmal einkommen läßt, von dem fruchtbaren Land nur das geringſte zu ziehen. Er lebt unter ſeinen Heerden, welche nach und nach eine große Gegend ausweiden, ſorgenlos, und ihm gilt es gleichviel, ob ein ganzes Land oder aber einige Feldweges zu ſeinen Unterhalt verwendet worden. Weil das Land voller Waldungen iſt, ſo iſt es auch voller Thiere, und Sibirien das Vaterland des koſtbaren Pelzwerks, welchem man mit ſolcher Hitze nachgeſtellet hat, daß jetzo ſchon ein merklicher Mangel an Thieren geſpüret wird, und der Tribut in Zobeln und ſolchen Fällen, welche den Einwohnern auferlegt war, in andere Sachen verwechſelt werden mußte. Die Nahrung der Einwohner, deren Lebensart und Sitten ſind ſo verſchieden, als die Nationen, mit welchen Sibirien bevölkert iſt. Der Ruſſe iſt

meistens in seinem Vaterland untauglich gewesen, ehe er nach Sibirien kam, und da wird er in Gesellschaft seines gleichen nicht gebessert. Die Tartaren leben von ihren Vieh und Räubereyen. Die Juräki und Samojeden führen an den Küsten des Eismeers ein trauriges Leben, nähren sich von Fischen und der Jagd, und kennen keine Obrigkeit. Der Ostiacke, der mit seinen Hunden jagt, und dieselbe auch zu seinen Fuhrwerk braucht, lebt ganz von der Jagd, und ist ein treflicher Tobacksschmaucher. Die Berebinzen nähren sich von den Fischen am Irtisch. Die Tungusen sind die Klügsten unter den Siberiern, einige essen Pferdefleisch, andere Hunde, eine dritte Gattung Rennthiere; alle kleiden sich in Felle von ihrem Lieblingsthier, sonst sind es starke Leute, dabey munter, lebhaft, friedfertig, aber sehr für den Ruhm ihrer Nation eingenommen. Noch sind die Jakuten nicht zu vergessen, welche Wurzeln, Knoblauch, und Zwiebeln, Pferde- und Kuhfleisch, und Mause und Murmelthiere essen, ihre getrockneten Sachen in Mörsern von gefrornen Kuhkoth stoßen, und zum Opfer ihren lumpichsten Götzen das Maul mit Blut beschmieren. Auch nicht die Tschuckschi, welche zur Zierde in jedem Backen einen Wallroßzahn stecken, und wild und ohne Oberhaupt in der nordostlichen Spitze sich heruntreiben.

Wenn man eine schöne Aussicht in eine mit glücklichen Menschen bewohnte, wohlangebaute Gegend vor sich hat, sollte man sich kaum bereden lassen, daß eben diese Gegend ihr selbst überlassen, eine öde Wildniß werden würde, und gewesen sey, ehe Menschenhände die wilde Natur in eine schöne Ordnung gebracht. Indessen ist doch gewiß, daß zu der Zeit, da unser Erdball erst entstanden war, die Oberfläche

fläche desselben noch viel scheußlicher ausgesehen haben muß. Ist dieser Ball nicht so gleich in seinen ordentlichen Kreis gekommen, so müssen Erde, Wasser, Luft, Sommer, Winter alles durcheinander geworfen worden seyn. Haben die Feuchtigkeit und die Wärme die Bergspitzen, die Höcker dieses ungeheuren Steins zuerst zu einer brauchbaren Erde bereiten, und dieselbe an dem Fuß der Berge sammeln müssen, wie elend werden die lebenden Landgeschöpfe an den unfruchtbaren Felsen geschmachtet haben. Sind große Bergseen durchgebrochen, Erdzungen, welche zum Schutz der Niederungen dienten, vom fressenden Meer untergraben, und durch solche Verwüstungen das Inwendige der Erde selbst zu großen Erdbeben in Gährung gebracht worden, so schwebte eine beständige Todesgefahr über die Einwohner der Ebenen, und selber die feststehenden und hohen Felsen schützten den Bewohner nicht vor dem Untergang. So wie das Hervorbringen jedes Dinges der Natur Mühe kostet, und jede Sache aus einen Stand der Verwirrung in den Stand der Ordnung gebracht wird, so muß dieses auch bey allmähliger Bildung unsers Erdballs eingetroffen haben. Nachdem aber einmal die Oberfläche der Erde in einem Zustand des Bestandes gerathen, so breitete sich nach und nach eine Waldung über die ganze trockene Oberfläche aus, Menschen und Thiere vermehrten sich, und suchten in diesen angenehmen Schutzort eine Ruhestätte. Einzeln wohnten sie, oder in kleinen Familien, die Haut des Leibes war ihr Kleid, eine Höhle, oder der Gipfel eines Baumes ihre Wohnung, ein tüchtiger Ast, ihre scharfen Sinnen und schnellen Füße ihre Waffen, und Kräuter, Wurzeln und Früchte, welche die Erde freywillig hervorbringt, ihre leicht zu findende

Speise,

Speise. Die Noth hat etwa einen Unglücklichen gezwungen, ein in der Nothwehr erschlagenes Thier zur Nahrung zu kosten, vom Beyspiel der Thiere gelehrt, und der Mensch wurde ein Jäger. Jetzt wurden rings um seine Höhlen alle schädlichen und eßbaren Thiere ausgerottet, und nachdem er fühlte, daß ein Fell vor die Kälte schützet, oder zu einem weichern Nachtlager dienet, auch jedes Thier, welches zur Bequemlichkeit etwas beytragen konnte. Blutvergießen wurde nun zur Gewohnheit, und die stillen Tugenden eines einfachen und mehr häußlichen Lebens wurden vergessen. Vielleicht sind die vielen Gefahren, welchen das Leben eines Jägers ausgesetzt ist, der erste Anlaß gewesen, mehrere Familien zu verbinden, in großer Anzahl, wie verschiedene wilde Thiere, denen man den Krieg angekündiget, beysammen zu leben. Dieses machte die Erbauung leichter Hütten nothwendig, da man seine Höhle nicht mit sich schleppen konnte. Die Materialien waren Baumäste, das Dach Thierfelle oder Borken, und die Möblen schlechte Waffen, und was eine durch die neue Situation erweckte Achtsamkeit von den Thieren nützlich fand. Betrachten wir nun jetzo die Erde, so hat sie zwar ihre scheußliche Gestalt abgelegt, doch entdeckt man noch nichts als Meer, Waldungen, Sümpfe, und herumschweifende Flüße, hin und wieder einige Horden, vor welchen sich die übrig belebte Natur in tiefere Wildnisse entfernet. Ein kleines Jägervolk braucht eine große Provinz zu seinem Unterhalt, und der Fall zu hungern kommt dennoch nicht selten, dabey sahe man Thiere, welche weder kriegerisch noch schüchtern waren, und ihrer Nothdurft wegen sich aus der Knechtschaft nichts zu machen schienen. Dieses gab einem etwas besser Organisirten

und

und eines ungewissen Unterhalts überdrüßigen Menschen Anlaß, Thiere zu seiner Speise zu zähmen und ein Hirte zu werden. Nun findet man die Menschen nicht mehr in den dunkeln Wäldern, sondern in großen Ebenen an den Ufern der Flüsse ziehen sie herum. Die leichte Nahrung befördert die Vermehrung, die Dörfer werden größer, die Häuser bequemer, die Noth die Heerde zu schützen, zu leiten, zu unterscheiden, macht den Geist auf alles denken. Die Hirterey wird eine Kunst. Schon findet man hin und wieder Waldungen abgebrannt, dem nützlichern Wiesewachs Platz zu machen. Einige Völker behalten noch ihr Jagdhandwerk, und lassen den Kindern und Weibern die leichtre Besorgung der Heerde. Einige Völker schwärmen noch hin und her, und verachten als Feige die Hirten. Ist der Mensch so weit, so ist er einer weiteren Ausbildung völlig fähig. Die Annehmlichkeiten eines ruhigen und häußlichen Lebens schmecken ihm, er hat Muße Vergleichungen anzustellen, edlere Leidenschaften entstehen in ihm. Er verachtet den dürftigen Bergländer, und da eine gewisse Bequemlichkeit zur Ausbildung des Schönen erfordert wird, so wird er aus einem Tyrann seiner Gattin ein gefälliger Freund derselben. Diese erdenket viele kleine Auszierungen und Bequemlichkeiten, um sich ihm angenehm zu machen. Gebet diesem Hirten einige vorzügliche Fähigkeiten, und setzet ihn in die Nothwendigkeit, seinen Verstand zu gebrauchen, so wird er im Kleinen ein Gesetzgeber seines Volkes werden. Noch sieht die Oberfläche des Erdbodens immer wild aus, und der Mensch darauf hat sich zwar vermehrt, aber er ist der Wildheit noch näher als dem gesitteten Wesen. Kriege unter den kleinen Völkerschaften — denn jede Kleinigkeit

kann

kann zwischen zwey kleinen Völkern, die jede Beleidigung eines ihrer Glieder sämmtlich zu rächen sich verbunden glauben, einen Krieg veranlassen. Solche Kriege entwickeln zwar einige Fähigkeiten des Menschen, verwildern aber sein Gemüthe, und hindern die Vermehrung. Ewigen Dank verdient der weise Sterbliche, der zuerst versucht hat eine Pflanze um seine Hütte zu verpflanzen, um ihre Frucht zu genießen. Erst mag solcher Anbau mit den leichtesten Früchten geschehen seyn, von denen man denn auf solche fortgegangen, welche mehr Wartung fodern. Der herumziehende Mensch ist seines Lebens zu ungewiß, als daß er denken könne, er sucht nicht Schwierigkeiten zu überwinden, sondern ihnen auszuweichen, er ist nicht zu regieren. Zwar führt das Anbauen der Länder das Eigenthum ein, und mit diesem tausend Streitigkeiten und Kriege; der angestorbene Acker ist das Joch, an welchen der Tyran den Unglücklichen vest hält: allein ist denken zu können, der süßen Empfindungen der Menschheit fähig zu seyn, nicht einer solchen Aufopferung werth, da doch solche Aufopferungen nur Ausnahmen sind? Dieser einzigen Veränderung haben wir diese angenehme äußere Gestalt der Oberfläche unsers Erdballs zu danken. Die Dörfer vermehren und vergrößern sich, und werden ordentlicher angebaut, das Land wird eingetheilt, Hügel werden abgetragen, Moräste ausgetrocknet. Ein so kostbares Land muß sorgfältiger als andre verwahrt werden, Graben werden in graden Linien gezogen, Wachen ausgestellt, die Ufer vor Ueberschwemmung gedammt, hier und da erfindet eine erhabene Seele Bequemlichkeiten, die Künste kommen empor, erst rohe, und hernach wenn große Belohnungen starke Leidenschaften erregen, steigen sie bis zur Vollkommen-

heit. Sehe ich nun von dem Gipfel des indischen Caucasus, oder des amerikanischen Andes, wo die Menschen wohl zuerst gewohnet, die Erde, welche erst noch in einer öden Einförmigkeit lag; so sehe ich das angenehmste Schauspiel. Die schönen Thäler von der verschiedenen Cultur vielfarbig in ordentlichen Abtheilungen um zahlreiche Dörfer her liegen, Waldungen hier und da durchgeschnitten, viele Ebenen voll weidenden Vieh. Nicht mehr drücken die Nebel die Tiefen, nicht mehr dringt der gräßliche Thon der wilden Thiere gen Himmel, zwar haben sie sich nur in noch ungebaute Waldungen versteckt, und der rohe Amerikaner jagt noch in den Wäldern, der schwarze Afrikaner zieht noch mit seinen Vieh herum: aber die schönsten Gegenden sind offen und einem schönen Garten gleich; und das Angesicht dieses Erdballs hat sich aufgeheitert. Die ersten Gesellschaften gesitteter Menschen waren kleine; eine Obrigkeit, ein Senat oder ein Einzelherr, der seine Abhänglichkeit immer fühlte, regierten sie. Mäßige Wünsche nur konnten erfüllet werden, und keine große Leidenschaften hatten statt. Man lebte glücklich seine Tage hin, für mehrere Kenntnisse so wenig als um unbekannte Schätze unbesorgt. Als aber ein Unglücklicher, der dem bösen Gedanken, viele Menschen schlecht beherrschen sey rühmlich, Raum gegeben, zu erobern anfieng, hat sich ein großer Theil von der Glückseligkeit verlohren. Indessen da die Eitelkeit derjenigen, welche am wenigsten gethan, am schnellsten sich aufblähet, erhoben sich durch Verschwendung dessen was die Eroberer zusammengerafft, desselben Nafolger. Glücklich, wann ein guter Geist dieselben auf einen Ehrgeiz geleitet, welcher dem Lande Nutzlich seyn konnte. Alle Kräfte eines jeden sich fühlenden Unter-

terthans wurden angestrengt, an der Ehre oder den Glücksgütern Antheil zu nehmen, welche der prächtige Monarch austheilet. So wurden Künste und Wissenschaften zu einer grosen Höhe gebracht, und fast unmöglich scheinende Werke ausgeführt. Rom baute Straßen, welche jetzt noch unzerstörbar scheinen, und um einige Meilen abzukürzen, verbanden sie mit zehnfach auf einander gethürmten Arkaden Berge mit Bergen. Ein Meer wurde in Egypten mit Menschenhänden gegraben, kleine Berge, die Pyramiden, bey hunderten aufgeführt, und die Fruchtbarmachung des Nils durch Grabung vieler tausend Kanälen weiter verbreitet. Das groſse Carthago hat sich einen ganzen Fluß viele Meilen weit her durch ein erhabenes Bett geholet. In China begränzt eine ungeheure Mauer, viele hundert Meilen lang die nordliche Gränze, und ein Kanal, vielmehr ein künstlicher Fluß verbindet die schönsten Provinzen dieses groſsen Reichs. Diese groſsen Monarchen haben die Erde mit mächtigen Städten, welche viele hundert tausend Menschen in sich verschlieſsen, bepflanzet, und wenn die Regierung gelinde war, das menschliche Geschlecht bis ins Unglaubliche vermehret. Ein Herr, der viele hundert tausend menschliche Hände zu seinen Diensten bereitet sieht, kann Berge versetzen. Daß sie doch niemals diese gutmüthige Ergebenheit zu ihrem Verderben mißbrauchen möchten — allein nur zu deutliche Spuren sind auf der Erde, die Zerstörungen und Ruinen, die man hin und wieder findet, und die Wüsten, wo ehemals alles von Menschen wimmelte. Nachdem denn einmal die Künste und Wissenschaften unter die Menschen gekommen, so sind sie immer hin und her gewandert, und fast jedes Land ist wechselsweise mit Wilden,

Gesitteten und Barbaren bewohnt gewesen. Jetzt scheinen sie sich bey uns am liebsten zu verweilen. Möchten doch weder ehrgeizige Kriege, noch harte Regierungen, noch ein Verfall der Sitten sie jemals aus unsern Gegenden verscheuchen.

✿ ✿ ✿

Es geschiehet zuweilen, daß, wenn man gegen eine Mauer oder ein Gebäude redet, der Schall wieder gegen uns kommt, und es läßt als ob jemand hinter der Mauer oder in dem Gebäude wäre, welcher uns zum Scherz die Worte nachspreche. Die ersten, denen dieses begegnet ist, glaubten wohl anfänglich, daß es also seye, und mögen wohl die Person gesucht haben. Da sie aber niemand gefunden, so haben sie dieses Nachsprechen für etwas übernatürliches gehalten, und daher ist die Echo bey den Griechen als eine Göttin verehret worden. Es giebt Echo, welche mehrere Wörter nachsprechen, einige wiederholen nur den Schall, welches auch in Zimmern geschiehet, einige wiederholen mehr als einmal. Bey Mayland auf dem Simonettischen Landgut war ein Echo, welches ein vielsilbigtes Wort mehr als hundertmal nach einander wiederholet hat. Nachdem aber etwas in der umliegenden Gegend verändert worden, so wiederholet es nur die letzte Silbe. Der Thon aber nimmt nach und nach ab, und verliert sich zuletzt auf eine unmerkliche Weise.

✿ ✿ ✿

So angenehm die Wärme ist, welche das Feuer zur Winterszeit dem Menschen giebet, so fürchterlich ist dieses Element hingegen, wenn es ganze Häuser, Dörfer und

Städte

Städte in die Asche leget. In wenig Zeit hat die Flamme, wenn sie ihrer Wuth überlassen ist, eine ganze Gegend verwüstet. Man hat Exempel, daß durch die Unachtsamkeit der Hirtenjungen, welche sich zu wärmen Feuer in den Wäldern angezündet, ganze Waldungen in Brand gekommen, und viele Tage nach einander gebrannt haben, so daß man ein großes Stück Wald in der Eil umhauen muste, um dem Feuer Einhalt zu thun. Merkwürdiger sind die Erdbrände. Es liegt an einigen Orten viele feuerfangende Materien in der Erde, welche auf verschiedene Weise sich entzünden, alles was auf den Erdreich wächßt, verdörren, zwar keine Flamme geben, aber doch den Boden in Kohlen verwandeln. Dieses Feuer ist desto schlimmer, da es mit Wasser eher vermehrt als aber vermindert wird, und man Exempel hat, daß es viele Jahre hinter einander unter der Erde fortgebrannt, und einen beträchtlichen Strich Landes verdorben hat. In Frankreich giebt es noch solche brennende Stellen, auch in China giebt es dergleichen. Die Einwohner graben zuweilen Löcher hinein, und kochen darinn ihre Speise, oder stechen sich Klöße ab, welche sie nach Hause nehmen, ihre Speise dabey zu Hause mit mehr Bequemlichkeit zurechte zu machen. Die schrecklichsten Feuersbrünste sind diejenige, welche auf den großen Meerschiffen entstehen, denn wenn das Feuer überhand nimmt, so ist für die Menschen keine Rettung mehr; was dem Feuer entgehet, das wird von dem Wasser getödtet. Wenn alle die Mastbäume, Stricke, Thaue, Segel, Verdecke abgebrannt, so lauft entweder das Wasser über die Borde ins Schiff und es muß sinken, oder das Feuer kommt in die Pulverkammer, das Schiff wird zersprenget, der obere Theil fliegt in die Luft,

und der untere wird mit großem Geräusch in die Tiefe des Meeres versenket. Nicht weniger schrecklich war die Feuersbrunst in einem Lazareth in H. welches gegen 600 Menschen beherberget. Es war im kältesten Winter, und das Gebäude kam zu Mitternacht auf einmal in einen solchen Brand, daß wenig zu retten war. Diejenige Kranken, welche nur noch einige Kräfte hatten, liefen nackend aus ihren Zimmern, einige stürzten mit den Treppen ein, einige die schon die Thür erreicht, wurden von den herabfallenden Dachbalken erschlagen. Wenige kamen davon, und ein großer Theil starb blos wegen dem ausgestandenen Schrecken. Diejenige Kranken, denen es unmöglich ware, das Bett zu verlassen, wurden elendiglich zu Aschen verbrannt. Rasende, welche an Banden lagen, rissen sich loß, und schlugen mit schrecklichen Geberden mit ihren Ketten gegen das vergitterte Fenster, da die Flamme schon hinter ihnen im Zimmer war. Man sahe Menschen mitten in den Flammen mit schrecklichem Geheule auf den Dächern herum klettern, einige aus Verzweifelung sich herunterstürzen, und andere entkräftet herunter fallen; dort warf eine Mutter ihr Kind zum Fenster hinaus, und sprang ihn nach; hier sahe man Elende an Stricken sich herunter lassen, und von den einstürzenden Gebäuden, eben da sie sich sicher glaubten, bedeckt worden. Das Feuer war so heftig, daß man mit aller Sorgfalt und unermüdeter Arbeitsamkeit, mit allen zum Löschen versehenen Instrumenten kaum die an dieses unglückliche Gebäude stoßende Häuser von dem Untergang retten konnte.

* * *

Kein gesunder Mensch kann leben ohne zu essen und zu trinken. Wenn zwey Hölzer auf einander gerieben werden,

so werden beide nach und nach abgerieben, und kleiner, so geht es auch den Gliedern der Menschen. Wenn man Feuer unter einem Topf mit Wasser setzt, so verwandelt sich nach und nach das Wasser in Dampf, so daß zuletzt nichts mehr übrig bleibt. Der Mensch hat Blut und allerley Säfte in sich, welche immer sehr warm sind, und ausdampfen, daher der Schweiß kommt. Das was verlohren gehet, muß wieder ersetzt werden durch Speise und Trank. Doch giebt es gewisse Krankheiten, welche machen, daß man keine Nahrung braucht. Man weiß von einem jungen Knaben, der zwey Jahr lang nichts gegessen und nichts getrunken hat. Es giebt viele Thiere, welche den ganzen Winter durch schlafen, und gar nichts genießen, sondern in ihren Hölen wie tod liegen, im Frühling aber wieder munter und lebendig werden.

Hingegen giebt es auch solche Leute, welche kaum zu ersättigen sind, und nicht nur alles was ihnen vorkommt, sondern dasselbe auch in Menge verschlingen. Ein alter Kämpfer Milo besaß eine überaus große Stärke, aß aber auch unmäßig, er soll bey den Olimpischen Spielen einen Ochsen auf der Schulter die ganze Laufbahn hingetragen, aber auch hernach in einem Tag aufgezehret haben. Maximin, einer von den Römischen Kayfern soll täglich 40 — 60 Pfund Fleisch gegessen, und ein Oemiken Wein dazu getrunken haben. Ein Dorf voll solcher Fresser müste eine halbe Provinz zu seinem Unterhalt haben, wenn sie ihren Appetit sättigen wollten. Ein Lithauischer Fürst muß auch nicht wenig gegessen haben, da er allemal sechs Stunden an einander bey der Tafel gesessen, und sich über hundert Schüsseln vorsetzen lassen. Ein solches Leben würde sich nur

für ein Geschöpf schicken, welches nichts als Bauch wäre. Dem Kayser Maximilian wurde ein Nordländer vorgestellet, welcher in seiner Gegenwart ein Kalb und ein Schaaf geschlachtet, und mit Eingeweide und allem bis auf die Knochen aufgezehret. Vor einigen Jahren sahe man einen Soldaten, welcher 20 Pfund Rindfleisch, ein halbes gebratenes Kalb, nebst andern dazu gehörigen Gerichten, in gleichen Verhältniß abgespeiset. Er hat hernach um die Dauung zu befördern, wie er sagte, eine Menge kleine Kieselsteine herunter geschluckt. Mehrere haben Steine verschlungen, Nägel, Eisen von aller Art, ja einige haben Gläser wie ein Stück Brod gegessen, sie bissen erst kleine Stückgen ab, zerkauten dieselben, und schlungen sie dann herunter.

Alle Krankheiten sind beschwerlich und schädlich, doch diejenigen sind die aller gefährlichsten, welche den Kopf angreifen, weil darinn der Sitz des Denkens ist. Wie mancher kluger Mensch ist auf diese Weise seines Verstandes beraubt worden. Ein solcher Unglücklicher hat sich eingebildet, alle Schiffe, welche mit Kaufmannsgütern in den Hafen zu Athen einlaufen, seyen sein Eigenthum, und freute sich recht herzlich, daß er nun so reich geworden. Ein anderer bildete sich ein, er habe eine so lange Nase, daß er das Ende nicht mit seinem Arm erreichen könne. Dieser Unglückliche getraute sich nicht einmal aus dem Fenster zu sehen, aus Besorgniß, seine lange Nase möchte ihn auf die Strasse herunter ziehen, und er möchte den Hals brechen.

Ein

Ein sonst verständiger und ehrlicher Mann ist durch einen Fall des Gebrauches seines Verstandes beraubet worden. Hartherzige Verwandten, anstatt ihn zurecht zu bringen, sperrten ihn vielmehr oben im Hause in ein schlechtes Kämmerchen ein. Da thate er lange nichts als weinen, bis ihm endlich seine ehemalige Liebe zu den Pferden wieder in den Kopf kam. Pferde waren nun für ihn gar nicht zu bekommen, man hätte ihm nicht einmal Hunde gelassen. Er fiel daher auf den Einfall sich Pferde zu machen. Er schnitte nemlich aus einer Wand ein Stück Holz, und gab ihm so gut er konnte eine Pferdes Gestalt. In seinem Kopf war es ein lebendiges Pferd, von welchem er auch wie von einem Pferde redte. Bald bekam dieses Pferd eine Menge Gesellschafter, und ein Verwandter von ihm, der nicht so hart als die andern ware, bekam bey jedem Besuch eines seiner Pferde zum Geschenk, welches allemal eben so viel Gutmüthigkeit anzeigte, und so viel Dank verdienet, als wäre es ein lebendiges Pferd gewesen. Der gute Mann hatte nun beynahe einen königlichen Marstall, als das Loch in der Wand so groß war, daß sein harter Wirth es wahrnehmen konnte. Die Pferde wurden alle ins Feuer geschmissen, der unglückliche Liebhaber verfiel in seine vorige Traurigkeit, und starb bald darauf.

Eine Krankheit hatte den Kopf eines 60jährigen Greisen so angegriffen, daß er sein Gedächtniß ganz verlohren hatte. Er wußte weder seinen eigenen Namen, noch den Namen seiner Frauen, oder seiner Kinder. Er konnte nicht drey Worte zusammen setzen, kaum hatte er das erste ausgesprochen, so hatte er es schon wieder vergessen, und bey dem

zweyten vergaß er sogar, was er hatte sagen wollen. Da er wieder so weit hergestellet war, daß er vernünftig reden konnte, und ein Buch zur Hand nahm, um sich mit Lesen die Zeit zu vertreiben, sahe er erst, daß er den Namen aller Buchstaben vergessen hatte. Er muste also von neuen lesen lernen, und hatte es auch in Zeit von sechs Wochen durch Hülfe seiner Frau so weit gebracht, daß er die Fibel zweimal durchgelesen hatte.

✿ ✿ ✿

Große Leibesstärke ist etwas sehr nützliches und wünschenswürdiges. Wie viele haben derselben die Erhaltung ihres Lebens in vielen Unglücksfällen zu danken! Man glaubt auch, daß der Mensch unter allen Thieren von seiner Größe das stärkeste Geschöpf sey. Wenn der Löwe nicht solche scharfe Klauen und Zähne haben würde, so könnte ihn ein Mensch leicht bändigen.

Es ist keine ausgewachsene Mannsperson so schwach, welche nicht anderthalb Centner von der Erde aufheben konnte. In London sieht man oft einen Kutscher von seinen Sitz absteigen, und die Kutsche, obschon mit vier Personen beladen, aus einer Vertiefung in der Straße mit dem Rücken heraus heben. Es giebt Lastträger in den großen Handelsstädten, welche ohne große Mühe gegen 900 Pfund auf ihrem Kopf mehrere Schritte weit tragen.

La Hire sahe zu Venedig einen jungen Menschen, welcher sich auf einen Tisch stellete, zwey starke Locken Haar über das Gesicht herunter hängen ließe, und dieselbe an einem Strick vest machte, welcher einem erwachsenen Esel um

den

den Leib gebunden ware. Wann er nun alles veste angeschnüret fand, so hob er den Esel, der sehr zappelte, in die Höhe, blos durch Aufrichtung seines Kopfes, und hielte denselben beinahe eine Minute lang in der Luft.

Man hat ausgerechnet, daß ein Mensch eine Last von 2000 Pfunden zu tragen im Stand wäre, wenn man diese Last ordentlich vertheilen konnte.

Milo aus Crotona hat durch beständige Uebung seine Kräfte sehr vermehret. Er trug alle Tage ein Kalb einige hundert Schritte weit. Da das Kalb indessen anwuchs und zu einem schweren Ochsen geworden, so hatte er unterdessen so an Stärke zugenommen, daß er auch den Ochsen zu tragen im Stande war. Dieses sein Kunststücke, wiese er bey den Olympischen Spielen zu grösterm Erstaunen von ganz Griechenland, und trug den Preis davon. Da aber dieser Riese an Stärke einst eine von Donner gespaltene Eiche ganz entzwey reißen wollte, solle er mit beiden Armen eingeklemmet, und von den Wölfen zerrissen worden seyn. Stärke ohne Vorsichtigkeit und Verstand ist freylich oft mehr schädlich als nützlich, indem sie verwegen und tollkühn machet.

Des Kayser Maximins Stärke ist auch ungewohnt. Man weis wie lang, dick und zähe die Wurzel der mehresten grossen Bäume sind, sie stellen viele dicke und starke Stricke vor, mit welchen der Baum an die Erde vest gemacht wird. Dennoch soll er solche mit vielen mächtigen Wurzeln bevestigte Stränke von freier Hand aus der Erde gerissen haben.

Ein Grieche Polidamas konnte einen mit zwey Pferden bespannten Wagen so veste halten, daß er nicht von der Stelle kam, obgleich die Pferde gesund und stark waren und alle ihre Kräfte zusetzten. Man muß hier wissen, daß zwey gute Pferde eine Last von vielen Centnern ziehen können. Einen so starken Mann wollte der König in Persien an seinem Hofe haben, und selber Proben seiner Stärke sehen. Da denn dieser Grieche nach Susa gekommen, so stellte ihn Darius drey ausgesuchte Männer aus seiner Leibwache entgegen. Polidamas aber erlegte alle Drey.

Es ist artig was man von dem Herkules erzehlet. Er hatte einen Hirten, der ihm mehrere Ochsen von seiner Heerde weggestohlen, weder zu Boden werfen noch mit der Faust tödten können, so stark soll dieser Mann gewesen seyn. Endlich aber habe er ihn in die Höhe gehalten und todt gedrückt. So verfuhr auch ein Tiroler mit einem der stärksten Bauerkerle. Dieser Tiroler war lange seiner außerordentlichen Stärke, und auch vieler Gewaltthätigkeiten wegen berühmt, man rufte ihn aus Neugierde an einen gewissen Hof. Da stellte man ihm einen eben so wilden, und sehr starken Bauer entgegen. Der Tiroler besahe erst seinen Gegner von allen Seiten, hernach ließ er sich einen starken Trunk Wein einschenken, nachdem er diesen ausgeleeret, ergriff er den Bauer mit beyden Händen an den Seiten, hob ihn in die Höhe und drückte ihm die Rippen, die Herzkammer und das Herz entzwey, so daß der arme Mensch sogleich den Geist aufgab.

Eine nützliche Geschicklichkeit ist auch das Laufen. Die Griechen stellten auch hierinn prächtige Kampfspiele an, und der beste Läufer wurde mit der grösten Ehre und vielen andern Vorzügen belohnet.

Die besten Läufer sind immer die Wilden gewesen. Die Hottentotten können so gut laufen, daß es vergebens ist sie mit einem Pferd einholen zu wollen. Andere Völker fangen viele Thiere im Lauf, wenn nemlich das Thier in einem offenen Ort sich befindet. Kein Tiger, kein Löwe wird einen Hottentotte im Lauf erreichen können. Die Amerikaner sollen den Orignal, ein Thier, welches so schnell ist als ein Hirsch, erlaufen, mit Stricken umwerfen, und lebendig fangen, oder mit Prügeln und Aexten todt schlagen. Man sagt sogar, daß sie Reisen von 1000 französische Meilen in Zeit von 6 Wochen, oder höchstens in Zeit von zwey Monaten machen. Wobey anzumerken, daß in den dicken Wäldern in Amerika weder ordentliche Fußsteige, noch Landstraßen, noch Brücken sind.

Es giebt in der Hauptstadt von Persien Ispahan Laufer von Profeßion, welches die Boten des Hofes in die Provinzen sind. Diese sollen in 14 oder 15 Stunden 30 französische Meilen weit laufen.

Der große Alexander hatte einen Laufer, welcher in zwey Tagen des einem Ende von Peloponnes bis zum andern, von Siyon bis nach Elis gelaufen, dieses macht ein tausend und zweyhundert Stadien. Ein Stadium ist einhundert und fünf und zwanzig Schritte, oder sechshundert Schuh.

Ein

Ein anderer Laufer, Philippides ist in zwey Tagen von Athen nach Sparta gelaufen, welches nicht viel näher ist als obige Städte. Es war zu der Zeit, da der große König in Persien mit einem ungeheuren Heer vor Athen rückte, und die Athenienser allen Griechen die große Gefahr zu wissen thaten, in welcher ganz Griechenland sich damals befunden hat.

Da das Laufen nicht so vast auf Leibesstärke, als aber auf Hurtigkeit und Leichtigkeit ankommt, so hat man auch unter jungen Leuten starke Laufer gefunden. Ein Knabe von neun Jahren soll zu Neros Zeiten von Mittag bis Abend fünf und siebenzig tausend Schritte weit gelaufen haben. Die alten Griechen und Römer wären gewiß nicht so gute Fußgänger überhaupt gewesen, wenn sie, wie viele unter uns es thun, so viel gefahren, oder geritten, und so viel in ihren Stuben gleichsam eingesperret gesessen hätten. Ein römischer Konsul war eine Person, vor welchen sich auch die Könige bis zur Erde bücketen, welcher große Armeen zu kommandiren hatte, und ein Reich regierte, welches beinahe so groß als Europa ware, und doch sind diese große Leute meistens zu Fuß gegangen, und sogar zu Fuß viele Meilen weit gereiset.

So schnell der Mensch laufen kann, so kann er doch weder fliegen, noch aber nur halb so gut schwimmen, als es der kleineste Fisch kann. Wenn ein Mensch ins Wasser fällt, so sinkt er unter und ertrinkt, wenn ihm niemand zu Hülfe kommt. Weil eine Menge Wasser auf dem Erdboden

vertheilet

vertheilet ist, so können wir in vielen Ländern keine Meile weit gehen, ohne an eine kleine See, an einem Fluß oder Bach zu kommen. Wir sind also oft in Gefahr ins Wasser zu fallen und zu ertrinken. Es ist also eine sehr nützliche Kunst, um die Kunst zu schwimmen.

Es hat Schwimmer gegeben, welche über eine See, die eine deutsche Meile breit war, geschwommen sind, welches viel ist, weil der Mensch beim Schwimmen alle seine Kräfte anwenden muß. Viele schwimmen mehrere Meilen weit einen Fluß herunter. Sind sie müde mit den Händen zu schwimmen, so legen sie sich auf den Rücken, und schwimmen mit den Füßen. Einige haben es so weit gebracht, daß sie sich ganz ins Wasser stürzen, und an dem Boden wegkriechen, oder unter dem Wasser fortschwimmen, und sehr weit von dem ersten Ort wieder hervorkommen. Ein solcher hat durch seine Kunst in dem Krieg der Perser und Griechen letztern seinen Landesleuten einen großen Dienst gethan. Er schwamm mit einem scharfen Messer bewafnet unter dem Wasser nach den persischen Schiffen, und hieb die Ankerthau entzwey, wodurch die Schiffe ins Meer getrieben wurden, und zerscheiterten, die Mannschaft der Schiffe aber den Griechen in die Hände fallen muste.

Weil man bey Ueberschwemmungen vielen Menschen das Leben retten könnte, und es auch im Krieg gut wäre, wenn man ohne unter zu sinken auf dem Wasser gehen könnte, so hat man viele Maschienen ausgedacht, welche einen Menschen über dem Wasser halten sollten. Die neueste und beste Maschine ist wie ein Fischbeinrock eines Frauenzimmers gestalltet. Diese legt derjenige um die Hüften,

der im Wasser gehen will. Man soll sogar auf diese Weise essen, trinken, arbeiten und allerhand Bewegungen machen können. Will man von einem Ort zu dem andern, so darf man nur mit den Füßen fortrudern. Vor einem Jahr fiel ein gewisser neapolitanischer Priester ins Wasser, und man sahe zum Erstaunen, daß er nicht untersanke, sondern im Wasser sich aufrecht halten, und alles was er wollte, verrichten konnte. Diese ihm angebohrne glückliche Eigenschaft war ihm vor dem Fall selbst nicht bekannt.

✿ ✿ ✿

Die Kunst zu fliegen ist noch nicht entdecket worden. Viele haben sich Flügel von allerley Materien angemacht, aber es half nichts. Der Mensch ist zum Fliegen gar nicht gemacht. Wer schon eine Taube, oder einen kleineren Vogel zerlegt, und nicht zu begierig gegessen, sondern vorher recht betrachtet hat, der weiß, daß an der Brust nahe bey den Flügeln das meiste Fleisch sitzet. Dieses Fleisch hat Faden wie alles Fleisch, welche Faden den Flügel hin und her ziehen und regieren. Ein ganz Gebund solcher Faden nennet man eine Muskel. Es braucht also sehr starke Muskeln zum fliegen, und solche hat der Mensch nicht. Also muß er auf diese Kunst Verzicht thun. Wie viel Schaden könnte ein böser Mensch thun, wenn er fliegen könnte, und wie grausam würde man mit dieser Kunst einander im Kriege niedermetzeln!

✿ ✿ ✿

Ein jetztlebender Gelehrter sahe an einen Morgen, als er eben aus dem Bett aufgestanden war, und sich mit seiner

Hand

Hand am Arm gerieben, Feuerfunken aus demselben fahren. Er versuchte es auch an andern Theilen des Leibes, und auch aus diesen fuhren Feuerfunken. Ein unwissender Mensch würde äußerst erschrocken seyn, wenn ihm dergleichen begegnet wäre. Ein Abergläubiger würde geglaubt haben, er sey bezaubert worden. Ein bedächtlicher und verständiger Mensch aber weis, daß vieles geschiehet, von dem wir nicht wissen, wie es zugehet, und ein solcher würde darauf gesonnen haben, wie man eine solche Sache erklären könne, welches auch der angeführte Gelehrte gethan hat.

❁ ❁ ❁

Ein Kirchenvater erzehlet: er habe einen Priester gekannt, welcher sich ganz unempfindlich machen konnte, so daß er wie tod auf der Erde gelegen, und nicht das geringste Zeichen von Leben von sich gegeben, man mochte ihn stechen, kneipen, brennen, oder ihm sonst etwas anthun, welches dem Menschen schmerzhaft ist. Er seye wohl eine halbe Stunde so gelegen, aber durch dieses Kunststück sehr abgemattet geworden. Ein neuerer Schriftsteller hat auch einen solchen Künstler gesehen, der eben dieses für ein paar Groschen in Gesellschaften gethan hatte. Einst hofte der Unglückliche ein recht großes Geschenk, weil viele vornehme Herrschaften zugesehen. Er strengte alle seine Kräfte an, man stach ihn, sengete und brennete ihn heftig, endlich ließ

man von ihm ab, in der Erwartung, er werde bald wieder zu sich selber kommen, allein er blieb unempfindlich, denn er war mause todt.

Es giebt auch Betrüger, welche sich stellen können, als ob sie die fallende Sucht haben. Sie stürzen auf einmal zur Erde, verdrehen die Augen im Kopf, verwinden die Hände, schreyen auf eine erschreckliche Weise, schaumen zum Mund heraus, und wüthen, daß man ihrer nicht mächtig ist. Und zu allem diesem haben sie sich gezwungen, um ihre Nahrung im Müßiggang sich zu erwerben.

Diese Leute mißbrauchen freylich die Kräfte, welche ihnen Gott gegeben hat. Es zeiget aber doch, wie sehr der Mensch seiner selber mächtig ist. Ein Mensch, der unfleißig ist, der seine Arbeit nicht verrichtet, der nicht aufmerksam ist, der sich von bösen Exempeln verführen läßt, der seinen Leidenschaften nachhängt, hat keine Entschuldigung; wenn, wie obige Exempel zeigen, ein Mensch so gar seinem Körper die Empfindung von Schmerz und Wollust benehmen kann, wenn er will.

Einem faulen Menschen ist nichts ähnlichers als ein gewisses amerikanisches Thier, welches man eben deswegen auch das Faulthier genannt. Es hat einen großen Rachen, kurze Vorder- und lange Hinterfüße mit scharfen Klauen bewafnet.

wafnet. Bey jedem Tritt, welchen es thut, läßt es einen Schrey, als ob es ihm recht sauer geworden, und ruhet dann wieder eine Weile aus. Auf einen großen Baum zu klettern, wo es seine Nahrung suchen muß, braucht es beynahe zwey Tage. Auf dem Baum bleibet es so lange, bis alle Blätter, welche es erreichen kann, abgefressen sind. Dann braucht es wieder eben so viel Tage, um herunter zu steigen. Auf einer Ebene macht es in einem Tag nicht über funfzig Schritte. Daß es das unglücklichste Thier auf der Welt ist, sieht man aus seiner klaglichen Stimme, und aus seinen todten und immer traurigen Augen. Ich glaube nicht, daß ein fauler Mensch viel glücklicher seye als dieses Thier: daß er aber dem menschlichen Geschlecht eben so wenig nützlich seye, ist wohl ausgemacht.

❖ ❖ ❖

Jedes Thier hat eine ihm eigene Geschicklichkeit in Sachen, welche seinen Unterhalt und seine Sicherheit betreffen. Der Sprüzfisch ist einer der merkwürdigsten hierinn. Er ist sehr klein und ovalrund, hat aber einen langen und spritzesförmigen Schnabel, anstatt des Mundes. Er schwimmt immer nahe bey den Küsten vorbey. Sieht er an einem Blatt einer Staude, oder an einem Stein oder Felsen eine Fliege, Mücke, oder ein anderes kleines Insekt sitzen, und es ist nicht zu entfernet, so spritzt er aus seinem Schnabel einen Tropfen Wasser auf das Thiergen, fällt es nicht herunter, sondern sucht sich von dem Wasser loszumachen, so

spritzt er noch einen Tropfen auf dasselbige, und fähret so fort, bis das Thiergen ins Wasser fällt, und ihm zur Beute wird.

In Ostindien auf Java und Sumatra, wo dieser Fisch häufig gefangen wird, machet man sich oft eine Lust, indem man ein halbes Dutzent solcher Fische in einem Eymer mit Seewasser leget, und dann in einer gewissen Höhe einige Insekten mit einer Nadel vest macht. So bald die kleinen Fische es sehen, machen sie einen Kreis um das Thiergen, und suchen dasselbe herunter zu kriegen. Sie spritzen daher gleichsam in die Wette auf dasselbe los.

❊ ❊ ❊

Die Pest ist ein schreckliches Uebel, welches in kurzer Zeit ein großes Land an Menschen entblößen kann. Denn wer einen mit der Pest behafteten Menschen anrühret, oder solche Sachen träget, in welchen die Ausdünstungen oder der Schweiß eines solchen noch lieget, der fällt in die gleiche Krankheit. Daher sucht auch jeder kluge Regent sein Land vor solchem Uebel zu verwahren.

Man zieht einen Kordon an den Gränzen; es werden Pesthäuser aufgebauet, worin man die Angesteckten versammelt; man läßt weder Lebensmittel, noch Waaren, noch irgend eine Sache ins Land kommen; die ausgestellten Wachen bekommen Ordre auf

den

den Widerspenstigen sogleich Feuer zu geben; die Briefe sogar werden nicht mit den Händen, sondern mit eisernen Instrumenten angefaßt und geräuchert, damit alles giftige heraus komme.

So gar Leute, an welchen man noch keine wirkliche Krankheit siehet, müssen eine gewisse Zeitlang an den Gränzen liegen, wenn sie aus einem Land kommen, wo die Pest wüthet, damit man gewiß wisse, ob sie angesteckt seyen oder nicht. In den Seehafen dürfen Schiffe, welche in einer Gegend gewesen, welche von der Pest angesteckt ist, nicht einlaufen, oder wenn sie eingelassen werden, so weist man ihnen einen eignen Platz an, und die Mannschaft des Schiffes wird in ein zu dem Ende hier erbautes Lazareth gebracht, wo sie 40 Tage lang nicht nach der Stadt, oder in bewohnte Orte gehen kann.

Ist die Pest schon in eine Stadt eingedrungen, so werden die angesteckten Häuser verschlossen, eine Wache dafür gestellet, welche Ordre hat auf jeden, der herausgehet, Feuer zu geben. Alles was von an der Pest gestorbenen Leuten getragen wird, das wird verbrannt, ja wenn es ohne Gefahr geschehen kann; so gar das Haus in welchen solche Personen gewohnt haben.

An einigen Orten wüthet die Pest alle Jahre, als in Aleppo, Cairo, Constantinopel und mehreren türkischen Städten. Diese Leute scheinen zu unwissend zu seyn, und zu unreinlich zu leben, als daß es ihnen möglich wäre, diesem Uebel vorzu-

kommen. Im funfzehnden Sekulum tödtete die Pest in Paris über 40,000 Menschen, so daß man gezwungen gewesen allen Uebelthätern, welche zur Strafe verbannet worden, zu erlauben, wieder ins Land zu kommen. Nur die Verräther waren ausgenommen. Einige Jahrhunderte vorher war eine so schreckliche Pest in den nördlichen Ländern, daß das sonst stark bevölkerte Norwegen so an Menschen entblößet wurde, daß es sich bis jetzt noch nicht hat wieder erholen können, und Strecken von zehen Meilen waren, welche an einen Erben gefallen, der allein das Glück oder Unglück hatte, seine ganze Familie zu überleben.

Was die Pest noch schrecklicher macht, sind die Ausschweifungen, welche alsdann verübt werden. Wenn diejenige, welche bestellet sind, das Volk in der Ordnung zu halten, mit ihrer eigenen Erhaltung genug zu thun haben, wenn die Aemter und Bedienungen leer werden, ohne, daß man sie wieder sogleich besetzen kann, so thut jeder was er will. Man raubt, man betrügt, man mordet sogar, ohne sich zu scheuen. Einige schwelgen sich zu tode, weil sie glauben, daß sie sonst bald alles verlassen müssen, und es noch vorher doch so gut sie können, genüßen wollen. Einige suchen im Gegentheil von dem Unglück ihrer Nachbaren Nutzen zu ziehen, und raffen alles was sie können zusammen, ohne zu denken, daß der Tod in weniger Zeit auch sie hinraffen werde. Zuweilen ergreifen die äußeren Feinde eine solche Gelegenheit, verwüsten das Land, und nehmen weg was ihnen beliebt.

Die Fruchtbarkeit einiger Thiere ist unbegreiflich groß. Man wird sich nicht mehr wundern, warum es in einem warmen Sommer eine so große Menge Fliegen gebe, wenn man weis, daß ein einiges Paar dieser Thiere in einem Jahr zwey Millionen Junge bekommen könne. Diese kleine Insekten müssen so zahlreich seyn, weil sie die Speise vieler Vögel sind, welche mehr als ein halb Dutzend auf jede Mahlzeit haben müssen. Die Fische vermehren sich auch sehr. Man darf nur den Roggen derselben, welches die Eyer sind, aus denen die jungen Fische kommen, betrachten. Man hat in einem Stint, welcher kaum zwey Unzen schwer war, gegen 30,000 Eyer gefunden. In einen Kabeljau, der gegen 20 Pfund wog, zehlte man 4 Millionen Eyer. Wenn man auch zur Zeit, wenn die jungen Fischgen hervor kommen, ein fischreiches Wasser besieht, so wimmelt alles von kleinen Fischen, und man sieht sie bey vielen hundert tausenden. Nicht alle werden groß, so wenig als alle Mücken oder Fliegen, denn sie sind den Wasservögeln und selbst verschiedenen Gattungen von Fischen eine niedliche Speise.

Es mag den ersten Menschen viel Nachdenkens gekostet haben, wie sie es anstellen wollen, um über die Flüsse zu kommen. Vielleicht wüßte man lange bey breiten und tiefen

sen Flüssen kein besser Mittel, als bis an die Quelle des Flusses zu gehen. Dieses aber verlängerte den Weg allzusehr.

Nachdem man schwimmen gelernet, so mag man gesucht haben über die Flüsse mit Schwimmen zu setzen. Allein dieses konnte nicht in allen Flüssen angehen. In einigen sind Wirbel, welche den Schwimmer in die Tiefe rissen. In starken Strömen waren Felsen, gegen welche ein Unglücklicher zerschlagen wurde, auch fanden sich in einigen Krokodille, Wellrasse, Flußpferde, welche den Schwimmer tödten und verschlangen.

Vielleicht da ein kluger Kopf einen in einen Fluß geworfenen Baum schwimmen sahe, hat er einen Floß erdacht, und damit über den Fluß gesetzt. Allein auch dieses war noch sehr unvollkommen, denn der Floß war sehr schwer zu regieren.

Man hat es hierauf mit Baumborken versucht, und daraus kleine Schiffe gemacht. Dieses gieng nun besser von statten, das Schiff war leicht, und konnte von einem starken Arm mit einer langen Stange leicht regieret werden: Allein es bekam nur gar zu bald Ritzen und Spälte. Man überzog es hierauf mit Fellen von Thieren, und band es mit den Sehnen derselben, oder mit den Gedärmen, auch mit Epheu, Bejuke oder Nilberanken zusammen.

Weil man aber auch hierauf noch keine beträchtliche Lasten laden konnte, so fiel einem ein, einen ganzen Baum auszuhölen. Das war ein großes und schweres Unternehmen,

men, weil man weder Aexte noch Sägen noch Bohrer hatte. Man muste also seine Zuflucht zum Feuer nehmen, und den Baum nach und nach hohl brennen. Hernach hat man dann das Inwendige mit scharfen Steinen glatt geschabet. Ein ganzer Monat gehörete dazu, bis daß ein solches Schiff zu Stande gebracht ware. Diese Erfindung muste so lange gut seyn, bis die Künste und die gehörigen Instrumente erfunden wurden. Alsdenn war es leicht, diese rohe Schiffe bequemer und schneller zu verfertigen.

Die Menschen fanden es aber bald unbequem, so oft sie über einen Fluß setzen musten, in einem Schiffe hinüber zu fahren. Sie kamen also auf die Gedanken, Brücken zu machen. War der Fluß nicht breit, so konnte man lange Bäume hinüber legen, und das war genug. Wer nicht ins Wasser fallen wollte, der muste sich genau in Acht nehmen, von dem schmalen Fußsteig nicht herunter zu glitschen. Da denn dieses noch allzu gefährlich war, so rammelte man kleine Bäume in den Boden des Flusses ein, und legte andere darüber, so daß die Brücke breit und veste wurde. Weil aber dieses auch nicht veste genug war, so bauete man endlich Mauern mitten in dem Fluß, über welche die Brücke bogenweise weggieng.

* * *

Im mitternächtlichen Theil von Norwegen findet sich eine unbeschreibliche Menge von Vögeln, welche auf den

fürchterlichsten und höchsten, an den Ufern des Meeres gelegenen Felsen, eine Freystadt suchen. Die Bewohner dieses Landes haben alle ein gleiches Recht zur Jagd dieser Vögel, und halten, um von dieser Freyheit gleiche Vortheile zu ziehen, jeder eine bestimmte Anzahl von Jagdhunden, die keiner überschreiten darf. Außer dem Fleisch dieser Vögel, das ihnen zur Nahrung dienet, werden auch ihre Federn sehr hoch geachtet. Es giebt kleine Norwegische Bezirke, welche alle Jahre wohl vor zwanzig bis dreyßigtausend Thaler solcher Federn nach Kopenhagen verschicken.

Man stellt diese Jagd auf zweyfache Art an, wovon die eine so gefährlich ist, als die andere. Die Jäger fahren mit einem Kahn an den Fuß eines Felsen. Einer von ihnen sucht, durch Hülfe einer Stange, womit seine Kameraden ihn unterstützen und aufheben, die erste sichere Stelle, worauf er fußen kann. So bald er spürt, daß er vest auf seinen Beinen steht, läßt er einen Strick herab, woran ein anderer sich vesthält, und hierauf zieht er diesen nach sich. Auf diese Art helfen sie sich wechselsweise von einem Absatz des Felsens auf den andern, bis sie an die unterschiedenen Stellen gekommen, wo die Vögel ihre Nester haben.

Oft geschieht es, wenn derjenige, dem man mit dem Strick aufhelfen will, nicht vesten Fuß finden kann, oder wenn er allzuschwer ist, daß er den mit herunter zieht, der ihm in die Höhe helfen wollte, und daß sie dann beyde umkommen. Dieses Unglück ereignet sich oft; sie lassen sich aber dadurch nicht

nicht abhalten; sie opfern sich vielmehr mit der erstaunenswürdigsten Herzhaftigkeit dem Wohl ihrer Familie auf.

So bald sie auf die Spitze des Felsens gekommen, stellen sie daselbst Netze aus, und suchen dann alle Nester auf. Die jungen Vögel nehmen sie alle heraus, und die alten können den gelegten Netzen nicht entgehen. Ist die Witterung schön und das Wildpret häufig, so verweilen einige von solchen Jägern ganze Wochen lang unter den Felsen, andere hingegen, die ihnen täglich ihr Essen zubringen, tragen die gemachte Beute nach Hause.

Es giebt Felsen, denen von der Meerseite gar nicht beyzukommen ist, obgleich diese Seite für die Jagd am einträglichsten ist, weil sie die Vögel besonders aussuchen, ihre Nester dahin zu bauen. In diesem Fall bemühen sich die unerschrocknen Jäger von der Landseite erst die Spitzen der Felsen zu erklettern; hernach lassen sie sich, vermittelst eines zolldicken Taues, von der Spitze herab. Diesen Tau schlingen sie um den Leib, und ziehen ihn zwischen den Beinen durch. Die Kameraden lassen den Tau gemächlich herunter, und der abfahrende Jäger hält einen kleinen Seil in der Hand, wodurch er Zeichen geben kann, wenn er tiefer herabgelassen, weiter in die Höhe gezogen seyn, oder eine Weile anhalten will. Der Tau reißt oft große Steine los, denen er aber, durch geschicktes Balanciren, noch wohl ausweichen kann. Eine sehr dicke Mütze schützt ihn wider die Stöße, die er von kleinen Steinen bekommen würde.

Es giebt Felsen, welche mehr als hundert Ruthen über das Meer hervorragen, und von allen Seiten nichts als Abgründe zeigen. An diesen befestiget man von einer Klippe zur andern dicke starke Seile, welche man die ganze Jagdzeit, die gemeiniglich den Sommer hindurch fortdauret, daran sitzen läßt.

Ehemals hatte man in diesem Lande ein Gesetz, welches denen ein ehrlich Grab versagte, die das Unglück gehabt, auf dieser Jagd umzukommen; weil man diese Todesart für einen Schimpf der Familie hielte. Um diese Schande auszulöschen, war der nächste Verwandte des Verstorbenen verbunden, eben die Stelle zu erklettern, wovon der vorige herabgestürzt war, und sich gleicher Lebensgefahr auszusetzen. Jetzo ist dieses barbarische Gesetz wieder aufgehoben. Wer nun von den Klippen ins Meer stürzt, kömmt auf seine eigene Gefahr um, und man läßt ihm itzt gern die Ehre eines ordentlichen Begräbnisses wiederfahren.

* * *

Herr du Halde erzählt uns in seiner Beschreibung des chinesischen Reichs, S. 141. eine sonderbare und lustige Art des Fischfanges, der bey den Chinesern gewöhnlich ist. Sie halten sich in unterschiedenen Provinzen des Reichs eine Art von Vögeln, die den Raben am nächsten kommen, aber einen längern Hals, einen langen, krummen und spitzigen Schnabel haben. Der Hr. Verf. zählt

sie

sie unter die Wasser: oder Seeraben. Dergleichen Vögel wissen die Einwohner zum Fischfang so gut, als einen Hund zur Jagd, abzurichten. So bald also des Morgens die Sonne aufgeht, erscheinen sie haufenweise mit kleinen Boo: ten auf den Flüßen, und haben ihre geflügelte Jäger auf dem Vordertheil des Bootes vor sich sitzend.

Wenn die Fischer ihre Fahrzeuge in Ordnung gestellt, geben sie mit einem Ruder, womit sie aufs Wasser schlagen, die Loosung zur Wasserjagd. Alsbald besetzen die Vögel den Fluß und theilen sich gleichsam ihre Reviere ab. Hernach tauchen sie unter, und holen die Fische vom Grunde her: vor. Sie fassen selbige mit ihrem Schnabel in der Mitte des Leibes, und jeder Vogel bringt die erhaschte Beute auf das Boot seines Herrn. Der Eigenthümer nimmt den Fisch und den Vogel an sich, bieget hernach den Kopf des letztern niederwärts, streicht mit der Hand über seinen Hals, und nöthigt auf diese Art seinen näschhaften Jäger, die kleinen Fische, die er wegen eines unten am Hals an: gebrachten und die Kehle zusammenschnürenden Ringes nicht hinterschlucken können, auch wieder von sich zu geben.

Ist die Jagd vorbey; so wird dieser Ring wieder abge: nommen, und werden den Vögeln so viel Fische zur Sätti: gung vorgelegt, als ihnen darzu nöthig sind. Kommen ih: nen auf dieser Jagd größere Fische in den Wurf, als ein Vogel fortbringen kann; so kommen sie sich unter einander zu Hülfe. Einer faßt ihn, unter diesen Umständen, beym Kopf, der andere beym Schwanz, und so bereichern sie

ihren

ihren Herrn, durch vereinigte Kräfte, mit einer ansehnlichen Beute.

Weil es in Apulien wenige oder gar keine Berge giebt, so sind hier auch keine Quellen und Bäche, daher trinken die Menschen nur Regenwasser aus Cisternen, welche entweder in den Häusern, oder auf gemeine Kosten auf den öffentlichen Märkten angelegt sind. Das Vieh trinket auch Regenwasser aus den Cisternen, welche von Natur in dem felsigten Boden bereitet sind. Der Thau, welcher in diesem heißen Lande ohne Zweifel wegen des nahen Meeres stärker fällt, als in Deutschland, muß die Staaten und Weingärten anstatt des Regens erquicken. Die Gartengewächse werden bey unmäßiger Hitze mit dem salzigen und stinkenden Wasser, welches man aus den Ziehbrunnen schöpft, bey Tag und Nacht begossen. In der Gegend von Manfredonia, nach dem Berge Gargano zu, trift man Brunnen mit dem besten süßen Wasser an.

Das Meerufer zwischen den Städten Manfredonia und Barletta ist ein bloßer Sandstrich, den vermuthlich das Meer, welches dort einen Busen macht, innerhalb einigen Jahrhunderten angeschüttet hat. Der Sand liegt an einigen Orten viele Klaftern hoch über einander, und es wächset nichts darauf, als Myrtenstauden, nebst solchen Kräutern,

tern, die tiefe Wurzeln haben, mit welchen sie bis zum Grundwasser reichen können.

Es wird aber diese von der Natur fast öde gelassene Gegend dennoch auf mehr als eine Weise genutzet. In dem daran stoßenden seichten Meere wird im April und May der wichtige Blackfischfang getrieben. Die Fischer werfen viele Gebünde von Myrtensträuchen ins Meer; wenn nun die Fische zur Ansetzung ihres Laichs herzu geschwommen sind, werden sie mit Netzen umgeben und gefangen. Die Fischer braten sich ihre Fische bey dürrem Büffelkoth, den sie auf dieser Sandküste sammlen, weil weit und breit kein bewohnter Ort anzutreffen ist, aus dem sie ihre Nothdürften holen könnten. Die Büffelheerden halten sich hier auf, und liegen die meiste heiße Tagszeit über im Wasser, lassen, wenn die Fluth kommt, die Wellen über sich zusammen schlagen, und schütteln sich das Wasser wieder aus den Ohren.

In dieser sandigen Gegend, insonderheit nach Barletta zu, sind Gärten und Weingärten angelegt. Die Betten der Gärten werden mit Myrtenstauden zugedeckt, damit sie der Wind nicht verwirre, oder der Sand gar wegführe, und die Gewächse nähren sich größtentheils von durchgeseigtem Meerwasser: denn die Weinreben werden so tief in den Sand gepflanzet, daß die Wurzeln in das salzige Meerwasser zu stehen kommen; und der Saame der Gartengewächse, welche man hier pflanzet, nemlich der Kürbisse, Melonen, Citrullen und Gurken, wird eben so tief gesteckt.

Der

Der allhier gebauete Wein ist etwas salzigt, vielleicht weil die Rebenstöcke ganz bey der Erde abgeschnitten und kurz gezogen werden; hingegen die hiesigen köstlichen Wassermelonen, die bis Napoli geführet werden, und in den heißen Sommertagen eine vortrefliche Erquickung geben, werden zuckersüße; vermuthlich, weil sie längere Stengel und mehrere Blätter haben, welche ihre durchseigende Werkzeuge sind. An dem tarentinischen Meerbusen giebt es auch breite, öde und unbewohnte Gegenden, die blos aus Sandhügeln bestehen, darauf nichts wächset, als der Meerwacholder mit rothen Beeren, nebst noch einigen wenigen andern Sträuchen und Kräutern.

II.

Lebensarten, Sitten und Gebräuche verschiedener Völker.

Wilde Völker.

Die verschiedenen Völker des Erdbodens sind so wohl in ihrer Gestalt und Sprache, als in ihrer Lebensart und in ihren Sitten sehr von einander unterschieden. Jedes hält seine Lebensart für die beste. Wir bedauren den Grönländer, der in einer beständigen Nacht lebt, und nur in dicke Pelze gehüllet vor dem Erfrieren sicher ist. Der Grönländer aber bedauert uns, daß wir vor dem beständigen Tageslicht nicht schlafen können, und immer von der Sonne gesenget werden. Der Amerikaner siehet unsre Häuser für Gefängnisse an, und findet ganz lächerlich, daß man sich es so sauer werden läßt, seine Nahrung zu bereiten, da ihm eine halbgebratene Keule so vortreflich schmeckt. Jedes Volk findet seinen Zustand so glücklich, daß der Lappe sich eher ins Meer stürzet, als sich an unsere Lebensart gewöhnet, und der in den Europäischen Sitten erzogene Neger, welcher alles genoß, was er nur wünschen konnte, sich auf ertheilte Freiheit mit Verlust alles dessen wieder zu seinen Negern begab.

Die roheste Gattung von Menschen, die wir kennen, sind die Einwohner in Neuholland. Unförmlich von Gestalt, ohne die geringste gesellschaftliche Einrichtungen, kein häusliches Leben. Die Kinder folgen den Müttern, und kennen ihre Väter nicht. Keine Waffen kennen sie, kein bequemes Mittel sich zu nähren. Das Feuer ist ihnen so unbekannt als dem Urang, und die kleinen Affen scheinen weit klüger zu seyn als sie.

Sonst giebt es noch in jedem der vier Theile der Welt Völker, die keine festgesetzte Wohnplätze haben, und wie die Thiere des Feldes auf ihre tägliche Nahrung ausgehen, ohne sichere Veranstaltungen für ihren Unterhalt zu machen. Diese werden Wilde genennt. Die Grönländer ziehen an den Seeküsten ihres Landes herum, um Seehunde zu fangen, von deren Fleisch und Fett sie sich nähren. Sie verstehen aber die Kunst nicht, durch Einsalzen oder Räuchern das Fleisch in Vorrath aufzubehalten. Sie leben von dem, was sie gefangen haben, so lange es dauert; und hungern hernach so lange, bis sie wieder von neuem eine glückliche Jagd haben. Viele wilde Völker in Nordamerika nähren sich blos von den Thieren, welche sich in den großen Wäldern ihres Landes todt schießen, und denen sie oft hundert Meilen weit nachlauffen müßen. Andre, an den Seeküsten wohnende Völker leben blos von Fischen, die sie täglich fangen. Es giebt auch einige Völker, die sich begnügen, Wurzeln, Erd- und Baumfrüchte, welche ihr Land ohne Bearbeitung hervorbringet, einzusammeln und davon zu leben. Dieses können sie thun, weil in ihren warmen Ländern die Erde das ganze Jahr hindurch solche Früchte hervorbringet.

Alle diese Völker haben weder Künste noch Handwerker. Jede Haushaltung verschaffet sich alles, was sie zu ihrer Wohnung, Kleidung und ihrem Unterhalt nöthig hat, selbst. Keiner hat nöthig weder etwas zu kaufen noch zu verkaufen, weder für andre zu arbeiten um etwas zu verdienen, noch sie für sich arbeiten zu laßen. Ihre Wohnungen sind entweder Hütten von ungehauenen Bäumen und Sträuchen, oder Zelter von Fellen der Thiere, und jeder baut sich da, wo er eine Zeitlang bleiben will, seine Hütte selbst, oder sie helfen einander sie zu bauen.

Die Sitten dieser Völker sind eben so einfach und ungekünstelt, als ihre Lebensart; ihr Verstand ist sehr eingeschränckt, und sie leben fast in einer gänzlichen Unwissenheit alles deßen was in der Welt vorgeht oder ehedem vorgegangen ist. Ueberhaupt sind die Wilden nur gegen ihre Familie oder höchstens gegen ihre Nachbarn, mit denen sie leben, geselliger Empfindungen fähig. Alles was nicht zu ihrer Familie oder ihrem Volk gehört, wird von ihnen entweder gar nicht oder sogar als Feind angesehen. Dasjenige, was man Geitz nennet, ist Völkern, welche nichts eigenes haben, unbekannt. Jeder theilt mit was er hat, und selbst der Freindling wird gut aufgenommen. Ist alles aufgezehrt, denn eher höret die Mahlzeit nicht auf, so geht die Jagd wieder von neuem an. Bey ihren Spielen verliehrt einer mit der allergrößten Gleichgültigkeit alles was er hat, und der, welcher gewonnen hat, theilt sein Glück mit den Umstehenden, wobey der Verliehrer auch mit seinen Part bekommt. Heftiger Zuneigungen sind diese Menschen fähig, der Afrikaner wird rasend, wenn er den Kopf seines Fürsten oder seines Verwandten in den Händen seiner Feinde sieht,

und der Amerikaner setzt sich unausweichlichen Gefahren aus, seinen Freund zu rächen. Gegen ihre Feinde halten sie sich alles für erlaubt, und es ist keine Grausamkeit, die sie nicht an ihnen ausüben. Diejenigen, welche den Wilden in Canada als Kriegesgefangene in die Hände fallen, werden von der ganzen Völkerschaft durch die ausgesuchtesten Martern zum Tode gebracht. Sie beweisen aber auf ihrer Seite eben so viel Standhaftigkeit diese Qualen auszustehen, als ihre Peiniger unnatürliche Scharfsinnigkeit sie zu erfinden. Denn man findet überall, daß die wilden Völker alle andre Menschen nicht allein an Stärke des Leibes, sondern auch an Unempfindlichkeit in Erduldung der Schmerzen übertreffen. Vierzehn Tage Hunger auszuhalten, ist den Wilden nicht sehr beschwerlich. Eine Hand voll Mais in Wasser gekocht, ersetzt den Abgang ihrer Kräfte wieder vollkommen. Kälte und Veränderung des Wetters thun ihrer Gesundheit keinen Schaden. Von Krankheiten wissen sie nichts, und Wunden, bey welchen bey uns die sorgfältigste Wartung nöthig ist, wachsen in wenigen Tagen wieder zusammen. Sie sehen mit bloßen Augen weiter, als wir mit unsern besten Seherröhren. Im Laufen sind sie unermüdet. Ein Reuter wird eher mit seinem Pferde stürzen, als daß er einen Hottentotten oder sonst einen Wilden einholen sollte. Ueber die Flüße ohne Boote oder Fahrzeuge zu setzen, auch mit ansehnlichen Lasten beschwert, daraus machen sie sich sehr wenig; denn ihre Fertigkeit im Schwimmen ist unbeschreiblich. Haben sie Boote, Canoes, so setzen sie damit über Wasserfälle, durch reißende Waldströme, und tragen sie auf ihren Köpfen von Fluß zu Fluß. Da sie nichts zu schätzen wissen, als Leibesstärke

stärke und andere körperliche Fertigkeiten, so wenden sie auch alles an dieselbe zu erhalten und zu vermehren. Die amerikanischen Wilden zerkratzen von Jugend auf ihre Haut am ganzen Leibe mit einer Art von Kamme, wodurch sie ihr eine solche Härte und Dicke verschaffen, die sie ganz unempfindlich macht. Dieses ist die Ursach, warum sie ohne Verletzung durch die dicksten Gebüsche dringen, und das Ritzen der schärfsten Dornen nicht fühlen. Ohngeachtet ihrer Behendigkeit, ihrer Leibesstärke und ihrer unermüdeten Gedult in Verrichtung der härtesten Arbeit, lieben sie doch die Ruhe, und ergeben sich ihr, so lange sie nicht die Noth ihrer Faulheit entreißt. Ihr Zeitvertreib sind Glücksspiele, deren sie verschiedene haben, erzählen ihrer Traditionen und Fabeln, Absingung ihrer Lieder, und vornemlich der Tanz, welcher meistens in Verdrehungen der Glieder und im Springen besteht, und mit solcher Behendigkeit, daß Leute, die große Springer und Tänzer gesehen, darüber erstaunten. Ihre Lieder enthalten die Thaten ihrer Vorfahren. Die Erzählungen sind das sonderbarste, denn da agiret der Erzähler zugleich, und wenn er allein, weil allzuviel Personen vorkommen, nicht fertig werden kann, so helfen ihm die Zuhörer. Diese Komödie ist so gut nachgeahmt, daß man die Sache verstehen könnte, auch wenn sie nicht dazu sprechen würden. Einige dieser Völker sind zugleich große Redner, ihre Reden aber sind so weitläuftig, wobey auch zugleich agirt wird, daß man nicht erklären kann, wie solche unwissende Leute so plauderhaft seyn können. Die Wilden liegen in ihren Hütten in einer Art von Fühllosigkeit und Betäubung; und da sie nicht Begriffe genug haben, um sich auf eine angenehme Art die Zeit zu vertreiben, so

suchen sie ihre Sinnen durch den Gebrauch hitziger Getränke oder anderer berauschender Sachen, zu benebeln, um auf diese Weise der Qual der Langenweile zu entgehen. Die kleineren häußlichen Geschäfte werden den Weibern überlassen, die daher auch gemeiniglich eher zu Begriffen kommen, als die Männer.

Der Mangel an Erkenntniß macht den wilden Menschen natürlicher Weise, leichtgläubig, und geschickt durch allerhand heiligen Betrug hintergangen zu werden. Sein ganzes Studieren bestehet darinn, daß er in einer Ecke seiner Hütte niederkauert, die Ellbogen auf die Knie, und den Kopf auf die Ellbogen stützt, dabey er die Hände vors Gesicht hält. So sitzet er zuweilen ganze Stunden lang, und denket über seine Geschäfte nach. Bey einigen wilden Völkern in Amerika kommt immer etwas wohl überlegtes und kluges heraus, wenn der Wilde sich die Mühe nimmt nachzudenken; woraus die großen Anlagen, welche bey solchen Völkern vorhanden, deutlich zu erkennen sind. Weil aber bey dem Wilden noch gar nichts entwickelt ist, und eine fast unüberwindliche Trägheit zu denken hinzukommt, so hält er auf Hexerey und Zauberkünste. Und seine Religion ist voll Aberglauben, ja je nachdem er selbst von grausamer und unbändiger Gemüthsart ist, voll Aberglauben der schrecklichsten Gattung. Seine Liebe zur Freyheit ist mehrentheils Unbändigkeit; oftmals ist ihm dieselbe von so geringem Werth, daß er sie auf das Spiel setzt, oder um einen Trunk Brantewein verkauft.

Hirtenvölker.

Etwas gesitteter und verständiger, als diese Wilden, sind die Hirtenvölker. Da diesen Völkern die Heerden durch ihre Milch und durch ihr Fleisch eine sichere Nahrung, und durch ihre Felle eine bessere Bedeckung verschaffen; so zwingt sie die Sorge für ihren Unterhalt nicht zu wilden und grausamen Mitteln. Die Erziehung und Wartung ihres Viehes erfordert schon mehr Aufmerksamkeit und Kenntnisse; und da sie den Vortheil, den sie aus ihren Heerden ziehen, ihrem Fleiße zu verdanken haben, so erzeugt dieses in ihnen den Begriff des Eigenthums. Es ist nemlich natürlich, daß sie dasjenige als ihr eigen ansehen, was sie durch ihre Pflege groß gezogen haben, und was beständig ihrer Wartung und Aufsicht bedarf. Dieses Eigenthum aber erstrecket sich blos auf ihr Vieh und ihre Mobilien. Denn in Afrika könnte man für eine Flasche Brandtwein eine ganze Provinz Land kaufen. Bey den Asiatischen Völkern aber, welche schon lange mit gesitteten Völkern bekannt waren, erstreckt sich das Eigenthum auch auf die Weiden, jedoch mehr in so fern diese einem ganzen Stamm zukommen. Ihre Nationalgebräuche dienen ihnen statt der Gesetze, und entspringen aus ihrer Lebensart, oder zielen alle dahin ab, ihre Hauptbeschäftigung, die Viehzucht zu begünstigen. Bey den Tatarn z. E. ist allezeit der jüngste unter den männlichen Nachkommen der Erbe, aus der Ursach, weil die ältesten, so wie sie im Stande sind das Hirtenleben zu führen, mit einer gewissen Anzahl Vieh, die väterliche Hütte verlassen, um eine besondere Haushaltung anzufangen. Der Letzte, der also mit seinem Vater im Hause bleibt, ist der

natürliche Erbe. Sie gehorchen einem Herrn, damit er sie gegen die Räubereyen ihrer Nachbarn, und in den Streitigkeiten die über die Weiden mit den nächsten Horden entstehen könnten, beschütze. Dieser Herr ist gewöhnlich das Haupt des Volkes als eine Familie betrachtet. Denn diese Völker halten die genauesten Geschlechtsregister, und da sie leicht leben können, derjenige auch erst ein freyer Mann wird, der seine eigene Heerde und Familie hat, da sie übrigens mehrere Weiber nehmen, so vermehren sich diese Völker sehr, und in hundert Jahren wächst eine Familie in ein kleines Volk. Der beständige Krieg aber, welcher der Weiden wegen, indem solche Völker viel Land brauchen, entstehet, raffet auch viele Menschen weg. Ihr Lebensunterhalt, ihre Kleidung und ihre Bauart ist sehr einfach, um desto mehr da sie ein herumirrendes Leben führen müssen. Daher kömmt es aber auch; daß ihre Gastfreyheit uneingeschränkt ist; denn ihre Bedürfnisse sind gering, und sie sind sicher, daß sie durch das, was sie einem Fremden zu gute kommen lassen, den morgenden Tag keinen Mangel leiden werden. Man kann sich aber leicht vorstellen, daß ein solches Land, welches von Hirten bewohnt wird, nicht eben sehr volkreich seyn könne, da es der Hülfe des Ackerbaus, und der Künste, die den Lebensunterhalt vermehren, entbehren muß. Bey einigen solchen Völkern, welche zugleich noch die Jagd, oder eine Gattung erlaubter Räuberey treiben, werden die Weiber für Sklaven gehalten, müssen das Vieh besorgen, ihrem Mann aufwarten, die Kleider und Mobilien verfertigen; da der Mann hingegen faullenzet, Toback schmauchet, oder sich im Brandtwein betrinkt, und auf neue Jagden oder Streifereyen denkt. Civilisirten Völ-

kern

kern sind die Hirten des Gestankes wegen unausstehlich. Den Kalmuck, den Hottentotten, den Magos riecht man in einer großen Weite. Ihre Kleider sind unreine Pelze, ihre Heerde ruhet die Nacht über rings um ihre Hütten. Sie beschmieren sich in warmen Ländern vor den Fliegen mit Fett, und leben sonst eben so schweinisch als ihr Vieh. Bey den Arabern muß man eine Ausnahme machen, denn man konnte sie mit Recht die civilisirten Hirten nennen.

Gesittete Völker.

So nennet man diejenigen Völker, welche Ackerbau und Künste treiben, und aus eben dieser Ursach sich in eine wohleingerichtete Gesellschaft mit einander begeben, die nach gewissen Gesetzen regiert wird. Nicht allein durch ihre Geschäfte, die sie vorzüglich treiben, sondern auch durch ihre gesellschaftlichen Verbindungen setzen sie sich in den Stand, ihre Erkenntnisse zu erweitern und ihre Empfindungen zu verfeinern. Gegen auswärtige Feinde setzen sie sich durch wohlbefestigte Städte, durch die Kriegeskunst und die Staatskunst in Sicherheit, da es ein wildes oder bloß die Viehzucht treibendes Volk nicht anders als mit dem Säbel in der Faust thun kann. Da aber auch bey Vervielfältigung des Eigenthums sich die streitigen Fälle vermehren müssen, so müssen auch ihre Gesetze anwachsen, so daß sie endlich nicht mehr durch Ueberlieferung der Gewohnheit können erhalten werden; sie müssen also geschrieben seyn. Wenn die Menschen in einem solchen Staate sich werden über das bloße natürlich nothwendige erhoben haben, so werden sie anfangen an den Reitzen eines angenehmen Umganges einen

Gefallen zu haben. Dieses wird ihren Witz verschönern und sie gefällig, liebreich, zuvorkommend, gütig oder wenigstens höflich machen. Glücklich wenn sie alle die Vortheile, die ihnen ein gesitteter Staat anbietet, nicht zur Ueppigkeit mißbrauchen, noch auf Kosten wesentlicher und gründlicher Vortheile sich der Weichlichkeit ergeben, oder nichtswürdigen Kleinigkeiten nachjagen.

Ungleiche Vorstellung von der gleichen Sache.

Wahre und falsche Kenntnisse hangen mehr von den äusseren Umständen, als von uns selbsten ab. In dem wichtigsten und gemeinsten Dingen sind die Meinungen getheilet, und es braucht ein ausserordentliches Maas von Scharfsinn, um durch den Nebel der Nationalvorurtheile hindurch zu sehen. Diese ungleichen Urtheile findet man unter den gesitteten Völkern noch öfter, als unter den ungesitteten; und sie sind eine große Quelle der Verachtung, welche zwischen solchen herrschet. Der gemeine Mann, dessen Einsichten sich nicht überalltägliche Dinge hinaus erstrecken, beurtheilet seinen Nachbar nach solchen Dingen, und weil er findet, daß dieser zuweilen das Gegentheil thut, so hält er ihn für dumm und unwissend. Daraus entstehet denn zuweilen Härte gegen denselben, Neid, wenn es ihm wohl gehet, Haß, Feindschaften. So waren Perser und Egypter einander Todtfeinde. Wer, unter welcher Absicht es immer seyn mag, nach dem Namen eines Weisen strebet, der muß diese Vorurtheile zuerst von sich legen, weil der Weise von dem gemeinen Menschen nur dadurch unterschieden wird,

daß

daß er sich durch das, was wahr ist, nicht durch das, was dafür ausgegeben wird, regieren läßt. Wer jemals empfunden hat, wie süß es ist, jeden Menschen, wer er seyn mag, als seinen Bruder anzusehen, und jedem menschlichen Gefühl Raum zu geben, der wird keinen andern Bewegungsgrund nöthig haben, um jene ungesellige Vorurtheile zu bestreiten.

Geburt des Menschen.

Alle Menschen kominen auf gleiche Weise in die Welt. Sie werden mit Schmerzen geboren, und theilen diese Schmerzen mit ihrer Mutter, daher ist ihre erste Stimme ein Ausdruck des Schmerzens. Ein Mensch wird geboren, so oft sein Daseyn von demjenigen großen Wesen, welches die Welt so weise eingerichtet, für nöthig gefunden wird. Der Weiseste weiß nicht eigentlich, warum er da ist. Wir haben Triebe, uns zu erhalten, uns zu vergnügen, und wenn unsere Kräfte durch viele Zufälle einmal in Bewegung kommen, so fangen wir an, uns umzuthun, uns auf alle Weise nach unsern Einsichten zu verbessern, Projekte zu machen, und diese Unruhe dauert, bis die Kräfte des Geistes abnehmen; sind durch einen glücklichen Zufall Begriffe von Ordnung in unsern Handlungen, und derselben Schönheit oder Häßlichkeit in unsere Seele gekommen, so bemühen wir nur, diese Ordnung uns anzugewöhnen, und Ordnung, wo wir uns befinden, zu befördern. Alle unsere Kräfte, alle unsere Wirksamkeit aber verlöschet am Ende wieder, und, alles abgerechnet, finden wir, daß unser Zustand während des kurzen Hierseyn erträglich gewesen. Warum

rum wir aber hieher versetzt worden, läßt sich daraus nicht abnehmen. Indessen haben dennoch die denkenden Köpfe unter allen Völkern gesucht, hinter das Geheimniß zu kommen. Der Scythe weinte bey der Geburt eines Menschen, weil er davor hielt, derselbe komme hieher, um zu leiden, und vor seine Vergehungen zu büßen. Die meisten Völker freuen sich bey der Geburt eines Kindes. Leben ist bey ihnen besser, als nicht seyn. Diese Freude ist bey einigen nicht ganz, bis der böse Geist, welcher auf das Kind lauern soll, vertrieben ist. Bey den Indianern reisen die Seelen immer von Leib zu Leib, um sich zu reinigen, und der Bauer, dem ein Knabe geboren wird, ist ungewiß, ob dessen Seele in einem Kaiser oder einem Ochsen gewesen, und also deren Zustand nun verschlimmert oder verbessert wird. Die Philosophen unter den die Wissenschaften treibenden Völkern haben diese verschiedenen Begriffe zuweilen verschönert, und zuweilen verunstaltet. Einige wollten, die Menschen seyn hieher gekommen, um da völlig ausgebildet; andere, gleich als in einem Fegefeuer gereiniget zu werden; noch andere wollten, die armen Teufel seyn nach einem Krieg mit den Göttern dahin verbannet worden, und thun uns die Ehre an, ihre Abkömmlinge zu seyn; andere wollten im Gegentheil uns beynahe vergöttern, und machen uns zu Herrn über die Tiger, welche uns zerreissen, und über die Löwen, von welchen in Nigritien einer allein eine ganze Carravane angreift, und über die Wölfe, welche ganze Dörfer anfallen. Alle Thiere sind unsere Sklaven. Der Mond ist eine große Laterne, und die Sonne nur darum da, um unsere Wäsche zu trocknen. Auch bemühen sich die Sterne in die Wette, um unser Schicksal uns vorher zu sagen: und hat dieser König der

Mensch, welcher zuweilen in einem Gefängniß verhungert, genug auf der Erde regieret, so wird er erst ein rechtes Reich im Himmel antreten: denn da hilft er unserm Herr Gott, wie sie sagen, die ganze Welt regieren. Der Aberglaube geht auf das eine, und der Unglaube auf das andere äusserste, und die Vernunft und Wahrheit bleibt in der Mitte.

Kaum ist der Mensch da, so wird er so ungleich behandelt, als es sich nur gedenken läßt. Weichliche verzärtelte Eltern decken das Kind mit Tüchern, die es beynahe erstikken. Man versteckt der reinen Luft alle Zugänge, damit das Kind ja keine andere als die warme, und mit ungesunden Ausdünstungen angefüllte Luft eines verschlossenen Zimmers einathmen könne. Der Arzt wird herbey gerufen, und Medecin ist die erste Speise solcher Kinder. Man wascht sie mit tausenderley Wasser während dem, daß eine Menge Wärterinnen, und Muhmen, und Verwandtinnen die Ohren dieses Unglücklichen mit einem unaufhörlichen Geplauder plagen. Eine verdorbene Weibsperson wird gewählt, demselben die erste Nahrung zu geben, weil die Müttern zu vornehm dazu sind. Wie ungleich wird dem jungen Neger begegnet, kaum ist seine Mutter niedergekommen, so trägt sie das Kind selbst zu dem nächsten Bach, badet und wascht es, und legt es an die Brust — und damit ist eben so viel wo nicht mehr ausgerichtet, als bey dem ersten. Die erste Kleidung des Kindes von verzärtelten Eltern sind Bänder und Wickeln, darinn es so vest zugeschnüret wird, daß es kein Glied regen kann. Der junge Neger aber wird nackend ins Gras gelegt, und kann vom ersten Augenblick seines Daseyns an alle seine Glieder brauchen, und läuft in

wenig Wochen wie ein Haase auf seinen Füßen, da der Junker in einem Jahr kaum aufrecht stehen lernt.

Erziehung.

Ist der Mensch einmal da, so lässet man ihn entweder von selbst aufwachsen, er ahmt diejenigen nach, welche um ihn her sind, und wird, was er werden kann, ohngefehr was seine Eltern sind, wenn er nicht ein besonderes Genie hat. Oder man sucht ihn nach einem gewissen Muster zu bilden, weil man glaubt, daß er auf diese Weise glücklicher leben könne. Andere Völker bedienen sich ihrer Kinder bald wie sie sich der Thiere bedienen, nemlich sich selbst ihren Beruf oder ihre Arbeit zu erleichtern, und überlassen es denn dem Ungefehr, was aus dem jungen Menschen werden mag.

Bey einigen amerikanischen Völkern bleiben die jungen Knaben bis ins funfzehnte Jahr bey den Müttern, welchen sie in den häußlichen Geschäften, und auch wohl, wenn der Wilde das Land anbauet, im Feldbau, welcher dort den Weibern gänzlich überlassen ist, beystehen. Die Mädchen bleiben immer bey den Müttern. Merkwürdig ist, daß man nicht lieset, daß der Junge jemals mit Schlägen oder harter Begegnung zur Arbeit muß gezwungen werden, und daß fast alle noch rohe Völker sehr gut mit ihren Kindern umgehen, welche auch durchgehends von guter Art sind.

Die Erziehung der alten Balearischen Jugend bestund vorneinlich in Bogenschiessen, worinn dieselbe von frühen Jahren an geübet wurde. Ein junger Majorcaner konnte sein Brod nicht bekommen, wenn er es nicht mit einen Pfeil

oder einer Schleuder von einem hohen Ort herunter gebracht hatte.

Die Einwohner in Congo lassen ihre Kinder immer auf der Erde nackend liegen, damit sie hart werden, und entwöhnen sie früh von den Müttern. Der Junge kann hinlaufen wo er will, hat aber eine Schelle am Hals, damit er sich nicht verliere. Der Aberglaube will es, daß der Zauberer oder Priester jedem jungen Menschen Enthaltung gewisser Speisen auflegt, welches mit der größten Genauigkeit gehalten wird; und diese rohe Menschen lehret einige Gewalt ihren Begierden anzuthun.

Die Neger auf der Goldküste geben ihren Kindern erst die Namen des Vaters, Großvaters, und des Tages in der Woche, an welchen das Kind geboren worden. Hernach spricht der Fetispriester unter wunderlichen Ceremonien gewisse Segnungen über dasselbe aus. Will die Mutter mit dem Kind weiter gehen, so wird es an ein Bett gebunden und auf den Rücken gehängt. In einem Jahr kann das Kind essen und reden, und in drey Jahren wird es nicht mehr geschleppt. Es ißt, so viel es will, lauft in den Wäldern herum, und übet sich in der See im Schwimmen. Keine oder wenig Kleidung bekommen sie bis ins achte Jahr, sind aber mit einer solchen Menge von Amuleten und Verwahrungszeichen vor Verzauberung und den Nachstellungen der bösen Geister behangen, daß dieses ihm zur Kleidung dienen kann. Man sieht um die Städte oder am Ufer oft bey mehreren hundert Knaben und Mädchen, welche sich im Schwimmen und Klettern auf die Bäume üben, alles was ihnen vorkommt, und zu essen ist, aufzehren, und gänzlich nach ihrem Gutdünken leben. Selten werden sie von ihren

Eltern

Eltern gestraft, aber alsdenn auf eine solche Weise, daß derjenige sie für todt schätzet, der nicht weiß, wie hart und dauerhaft solche Kinder sind.

Die Erziehung der Koreaner ist ganz einfach. In den Schulen lernen die Kinder lesen und schreiben, und zwar sehr früh, und man haltet sie zu einem ordentlichen Leben an. Die Mittel, sie fleißig zu machen, sind der Ehrgeitz, und die Beyspiele ihrer Vorfahren. Sind sie in solchen Uebungen fertig, so ist eine Schule, in welcher nichts als die Geschichte, und die Gerichte über große Männer, welche wegen ihren Verbrechen verurtheilt worden, gelesen und erklärt werden.

Die Chineser fangen mit dem gelehrten Unterricht der Jugend schon im fünften Jahre an. Erst lehren sie die Kinder lesen, welches weit schwerer ist als bey uns. Ein Buch voll nützlicher Sprüchen in Reimen ist das erste Buch. Sie werden so scharf zu diesen Lectionen angehalten, daß sie niemals außer einem Monat im Anfang des Jahres und einigen wenigen Tagen in der Mitte desselben Ferien haben. Das zweyte Buch ist das Buch des Tse-schu, welches des Confucius und Memcius Lehren enthaltet. Dieses müssen sie ohne ein Wort zu fehlen, auswendig lernen, ehe sie verstehen, was das Buch eigentlich enthaltet. Nach diesen lernen sie schreiben, welches, weil sie mit der größten Schönheit sehr schwere Buchstaben, und zwar mit dem Pinsel zu schreiben haben, nicht so bald gelernet ist. Um die Schüler beständig in der Aufmerksamkeit und Fleiß zu erhalten, werden zuerst freundschaftliche Erinnerungen, hernach Drohungen, und endlich wird der Stock gebraucht, wobey sie sich vor der ganzen Versammlung auf eine schmale Bank niederlegen

legen müssen. Die Eltern selbst stellen zuweilen Examina an, und geben den Kindern Themata auf, wobey sie verschiedene Preise austheilen.

Die alten Perser waren unter allen uns bekannten Völkern das einzige, welches eine ordentliche Sittenschule hatte, wie uns dieses von dem Xenophon berichtet wird. In dieser Schule lehrete man die Gerechtigkeit, Enthaltsamkeit, Einschränkung seiner Begierden, Gehorsam, Unterwerfung unter die Gesetze, so wie man bey uns Griechisch und Latein lehret. Die Progressen in diesen Tugenden haben sich sehr leicht entdecken lassen, weil sie sich in den Handlungen eines jeden jungen Menschen alle Augenblicke zeigen mußten. Es wurde eine Einrichtung getroffen, durch welche der junge Mensch das Gute und Böse in jeder Handlung nicht nur beurtheilen, sondern auch selbst empfinden lernen muste. Denn so lange die Tugend nur in dem Kopf und nicht in dem Herzen ist, so ist sie eine Sache, welche auf die Handlungen der Menschen nicht den geringsten Einfluß hat.

Der Lacedämonier Kinderzucht hatte auch viel Gutes. Sie härteten ihre Kinder zu allen Strapatzen ab, erlaubten so gar die Diebstäle, um sie zu guten, wachsamen, herzhaften, und geschickten Soldaten zu machen, die sich aus allem herausfinden können. Das Stillschweigen und die Hochachtung, welche der junge Mensch in Gegenwart älterer Leute beobachten mußte, schärfte seinen Beobachtungsgeist, und brachte ihm ein gründliches Nachdenken bey. Allein zu weiterer Entwickelung der übrigen Kräfte der Seele war diese Zucht zu soldatenmäßig.

Die Erziehungsart der römischen vornehmen Kinder ist unverbesserlich. Man hielte die Kinder zuerst zu einer

öffentlichen Schule, bis sie die allerersten Anfänge der Sprachen und Wissenschaften gelernt hatten. Hernach wurden die gelehrtesten Männer zuweilen so gar ins Haus genommen, um dem jungen Menschen sein Studiren einzurichten, wobey sehr auf die Aufführung des Philosophen gesehen wurde. Hierauf hat mancher Vater seinen Sohn selbst in den Anfängen der Staatskunst unterrichtet, worinn sie wohl keine bessere Lehrer haben konnten. Zuletzt hielte sich der junge Römer zu einem alten versuchten Staatsmann, war bey allen seinen Geschäften zugegen, hörte seine Räthe, seine gerichtlichen Entscheidungen an, und durfte ihn über alles fragen. Demjenigen, welchem ein solcher Greis besonders wohl wollte, entdeckte er die tiefsten Geheimnisse der Staatskunst. Endlich trat der junge Mann die Geschäfte selbst an.

Wählung eines Berufs.

Kein Mensch sollte ohne einen Beruf, daß ist eine Beschäftigung seyn, durch welche er mit seiner Person seinem Vaterlande nützlich seyn kann. Hierzu würde man leicht tausend Gründe finden. Ein edel denkender sucht aus Dankbarkeit und Menschenliebe ein nützlicher Mensch zu werden, eine eigennützige Seele sucht Geschäfte, um der Langenweile zu entgehen. Die Wahl eines Berufes hat oft mehr Schwierigkeiten, als man glaubet, besonders wenn die Rede von solchen ist, welche schon von ihren ersten Jahren an zu etwas bestimmet werden sollen. Derjenige hat zwar nichts unvernünftiges vorgebracht, welcher gesagt hat: man müsse die Menschen zu allem tüchtig machen, damit sie auf vielerley

Weise sich erhalten und nützlich seyn können; allein Einrichtungen hierzu sind leider noch nicht vorhanden, und viele Künste sind so ins Feine getrieben, daß man nicht mehr als eine in seinem Leben lernen kann, auch erlauben in vielen Ländern die Handwerksverordnungen nicht, daß man mehr als ein Handwerk treibe. Bey der Wahl eines Berufs fragt es sich, ob ein Mensch die nöthige Fähigkeiten habe, und ob seine äußern Umstände so beschaffen, daß er das, was zur Erlernung derselben nöthig ist, sich erwerben könne. Es kommt auch vieles darauf an, daß ein Mensch keine Abneigung gegen eine Lebensart habe; ja wenn er es in seiner Kunst weit bringen soll, daß er an derselben selbst Geschmack finde. Diese ganze Untersuchung haben die meisten Völker dadurch unnöthig gemacht, daß sie verordnet: der Sohn müsse den Beruf seines Vaters annehmen. Bey den Egyptern wurde der Sohn eines Soldaten ein Soldat, der Sohn eines Schiffers ein Schiffer und so weiter. In Indien ist es eben so, auch unter einigen afrikanischen Völkern, welche aber die Noth dazu zwinget. Hierbey ist unausbleiblich, daß nicht oft der Bauer, anstatt den Pflug zu leiten, commandiren, und hingegen mancher General hinter den Pflug gehen sollte. Läßt man aber jeden lernen, was er will, so wählt mancher einen Beruf, der sich nicht für ihn schicket oder eigennützige, ehrgeitzige, kurzsichtige Eltern zwingen ohne Ueberlegung ihren Kindern eine Lebensart auf, welche mit ihren eigenen Absichten zwar übereinstimmet, wodurch aber die Kinder anglücklich werden. Mancher, der ein guter Landwirth geworden wäre, ist durch den Ehrgeitz seiner Eltern ein schlechter Candidat geworden, und wie viele Leute giebt es nicht, welche, wenn man alle beysammen

sammen haben würde, eine ganze Provinz anbauen und bevölkern könnten, nun aber, nachdem sie sich durch viele Mühe und Arbeit, und manche Niederträchtigkeit zu einem kleinen Aemtgen hervorgedrängt haben, bey einem sauern und sehr mäßigen Verdienste, zu arm, um sich verheyrathen zu können, ein langweiliges ödes Leben führen, und dem Vaterlande nicht vielmehr nützen, als die Feder, welche sie führen, oder eine Druckerpresse, welche vielleicht so gar noch bei genauer Vergleichung den Vorzug haben würde.

Ehestand.

Weil der Mensch, wenn er zu einem gesitteten Wesen werden soll, vieler Verpflegung und Anleitung in der Jugend nöthig hat, welches er nicht bekommen kann, wenn die Eltern nicht beysammen leben, so sind diejenigen großen Männer bey ihren Völkern immer als Väter des Landes verehret worden, welche durch Gesetze zwey Gatten zu einem häußlichen gesellschaftlichen Leben gezwungen haben. Diese Gesetze sind in verschiedenen Ländern sehr ungleich, jeder Gesetzgeber hat dieselben nach dem Zustande seines Landes und der Gemüthsart seiner Einwohner eingerichtet. In Europa dürfen nur ein Mann und eine Frau beysammen leben, in Asien und Afrika hingegen kann ein Mann so viel Weiber nehmen, als er will. Die großen Herren sehen ein großes Harem als einen Theil ihres Staates oder ihrer Pracht an. In Afrika ist immer eine von den Frauen die Vornehmste, die übrigen sind Sklavinnen, und derselben unterworfen. Bey den Asiatischen großen Herren ist diejenige die Vornehmste, welche sich bey demselben am besten

ein

einschmeicheln kann; daher denn beständige Feindschaften in solchem Harem sich befinden. In einem Lande in Indien ist es den Weibern auch erlaubt, so viel Männer zu nehmen, als sie wollen, und man soll noch nie gehöret haben, daß solche Feindschaften unter diesen Männern herrschen, als unter den erstgenannten Weibern. Um die Menschen mehr unter einander zu verbinden, hat man auch verboten, daß Personen von einer Familie sich zusammen verheyrathen sollen, welches bey dem einen Volke ausgedehnter, bey dem andern eingeschränkter gewesen. Bey den Persern durfte ein Vater seine Tochter heyrathen, und bey den Griechen ein Bruder seine Schwester, bey den Römern aber wurde beydes für schändlich gehalten. In einigen Ländern ist es bis in den vierten Grad verboten einander zu heyrathen. In den mittlern Zeiten ist dieses Verbot noch weiter ausgedehnt gewesen, damit der Pabst desto öfter Dispensation geben könne. So wie die meisten gesellschaftlichen Verträge auf eine gewisse Zeit, und auf gewisse Versprechungen gehen, so verhält es sich auch bey diesem Vertrage. In Congo verheyrathet man sich auf ein, zwey, und mehrere Jahre. Bey andern Völkern hingegen wurde die Trennung für etwas höchst schimpfliches angesehen. Zwischen reichen Personen werden, vorneinlich in Engeland, weitläuftige Contracte errichtet, welche zuweilen mehr Artickel enthalten, als manches Friedensinstrument. Merkwürdig ist, daß in solchen Verträgen die Hauptsache immer vergessen wird, nämlich die Besorgung des Hauswesens und die Erziehung der Kinder, als welches die zwey Hauptpuncte in dem ehelichen Leben ausmachen.

Bey allen Völkern sind die Heyrathen Anlässe, wo man sich der Freude und dem Vergnügen gänzlich überläßt. Bey einigen haben diese Lustbarkeiten beynahe kein Ende, und es wird mehr aufgewandt, als man im Vermögen hat. Die Ceremonien bey diesen Gelegenheiten sind beynahe in jedem Dorfe anders, alle aber dienen, die genaue Verbindung, welche zwischen zween Eheleuten ist, anzuzeigen, und das Angenehme und Unangenehme vorzustellen, welches man in diesem Stande antrift. Weil das weibliche das schwächere Geschlecht ist, und des Schutzes bedarf, so ist es unter allen Völkern für eine Art von Unglück angesehen worden, menn ein Mädchen keine Parthey gefunden. Unter einem alten Volke ist so gar Mode gewesen, daß der Vater, dem eine Tochter gebohren worden, dieselbe auf der Hand nebst einem Messer herum getragen und ausgerufen, ob niemand einer Frau bedürfe, und wenn sich niemand gefunden, das Mädchen getödtet hat. Die Babylonier hatten es weit menschlicher und klüger angefangen, um alle ihre Töchter an den Mann zu bringen. In jedem Bezirk wurden alle Jahr auf einen gewissen Tag alle mannbare Mädchen an einem Orte versammelt, wo sich die noch nicht verehlichten Jünglinge einfanden. Daselbst wurden zuerst die schönste Jungfrauen den Meistbiethenden gegen baares Geld zugeschlagen. Das aus diesem Verkauf gelößte Geld ward denen, die niemand kaufen wollte, zur Aussteuer zugetheilt, und auf diese Art erhielten die Babylonier, daß keine von ihren Töchtern unverehlichet blieb. So nöthig dem weiblichen Geschlecht eine Beschützung ist, so siehet dasselbe dennoch unter verschiedenen Völkern die Verehlichung für etwas trauriges an. In der Tartarey stehet der Anwer-

ber um ein Mädchen in Gefahr, zerrissen zu werden, indem an dem Tage, da er eine Braut abholen will, alle ihre Gespielinnen sie und zwar nicht bloß im Scherz vertheidigen, und ihm übel begegnen, welche harte Complimente er zuweilen einen ganzen Monat lang auszustehen hat. Bey andern Völkern aber, als bey den Arabern, und auch bey einigen tartarischen Stämmen ist die Anwerbung bequemer gemacht. Denn da darf man sich nur mit so viel Stück Vieh, als man die zukünftige Frau schätzet, zu dem Vater begeben, so wird ein ordentlicher Kauf geschlossen, und dem Käufer hernach, jedoch mit gewissen Ceremonien, seine Waare abgeliefert.

Von dem weiblichen Geschlechte.

Dieses wird an verschiedenen Orten auch sehr verschieden gehalten. Viele alten Völker, zum Exempel auch die alten Celten und Germanier haben geglaubt, daß etwas göttliches in diesem Geschlechte sich befinde, daher sie dasselbe auch zu allen wichtigen Sachen gezogen hatten. Noch jetzo haben die Iroquesischen Matronen ihre eigene Rathsversammlungen, und erst der weibliche und männliche Rath zusammengenommen, macht die Sentenz gültig, in welchen Zusammenkünften die Weiber sehr oft ihrer Meinung den Ausschlag zu geben wissen. Vor einigen Jahrhunderten ist jedoch aus ungleichem Grunde eine ähnliche ja ganz lächerliche Verehrung des andern Geschlechts Mode geworden; so daß man im Kriege, in Duellen, in Gefahren die Hülfe seiner Schönen angeflehet, wie ein Katholischer etwa die heilige Jungfrau um Hülfe anrufet. Bey andern Völkern geht im Gegentheil die Unterdrückung dieses Geschlechts so

weit, daß sie nicht viel besser als Sklaven behandelt werden. Bey allen jagenden Nationen müssen die Weiber alles übrige außer der Jagd besorgen, Häuser bauen, Hausmobilien verfertigen, Kleider machen, das Vieh hüten, das was die Jagd einbringt, verarbeiten, und ihre die meiste Zeit besoffene Männer bedienen, welche sie sehr oft noch dazu schlagen. Daher auch mehrere von solchen Weibern, wenn sie Mädchen zur Welt bringen, dieselbe sogleich erwürgen, damit sie nicht eben so tyrannisirt werden. Selbst bey den gesitteten Arabern waren die Weiber immer Mägde, und bedienten ihre Männer. Unter den Kalmucken darf kein Weib mit ihrem Manne zu Tische sitzen, sondern sie lebt von dem, was er übrig gelassen hat. Die Chineser sind zwar höflich gegen das andere Geschlecht, allein die kleinen Füsse mögen wohl auch erdacht worden seyn, um ihrer desto mehr mächtig zu bleiben. Die Guiena Schwarzen haben ein Schreckmännchen gegen die Weiber ausgedacht. Wenn sie widersetzlich sind, so verkleidet sich der Schwarze in einer Nacht, kommt in die Hütte seiner Frau, und macht einen schrecklichen Lerm, prügelt sie aber unterdessen derbe durch, und giebt ihr dann vor, daß der Fetis es gethan habe. Mehrere afrikanische Könige haben eine Leibwache von Weibern, und man weiß, daß bey den Germaniern die Weiber in gleicher Reihe mit ihren Männern in der Schlacht gestanden und tapfer gefochten haben. Man mögte bald daraus schließen, daß das weibliche Geschlecht zu der Stärke der Männer erwachsen könne, wenn es von Jugend auf zu Leibesübungen und solchen Dingen angehalten würde; und es läßt sich begreifen, daß ehedem ganze Nationen von Weibern in Asien am schwarzen und caspischen Meer gelebt haben, welche

eine

eine Brust absengten, um den Bogen desto besser ansetzen zu können, ihre Kinder männlichen Geschlechts umbrachten, und vielen umliegenden Völkern furchtbar waren. Unter uns begegnet man den Frauenzimmer mit vieler Höflichkeit, aber zugleich auch zuweilen nicht viel anders, als Kindern, indem man ihm keine Wissenschaften oder reale Kenntnisse beybringt, und von nichts wichtigem oder nützlichem mit ihm spricht, da der ganze Umgang mit ihnen in Tändeln und Spielen besteht. In Engeland wird das Frauenzimmer am besten erzogen. Bey den Lacedemoniern allein aber bekamen die Mädchen eine männliche Erziehung, und hatten nicht wenig Ansehen in der Republick.

Vaterrechte.

Es scheinet, als ob verschiedene Völker die Kinder so lange nicht für Menschen gehalten, als sie unfähig waren, für sich selbst zu bestehen, indem sie den Vätern eine vollkommene Gewalt über Leben und Tod derselben gegeben haben, da doch der Todschlag bey ihnen verboten war. Bey den Griechen konnte man ein neugebornes Kind aussetzen, und dasselbe verhungern lassen. Dieses scheinet auch bey den Römern und Persern erlaubt gewesen zu seyn. In Sparta war es eine Pflicht eines jeden Bürgers, ein kränkliches oder übelgebildetes Kind auszusetzen, damit der Staat aus lauter wohlgewachsenen starken Männern bestehe. So grausam dieses im Anfang scheinet, so verlieret diese Vorstellung vieles, wenn man bedenkt, daß die Anzahl der kränklichen Kinder sich desto mehr muß gemindert haben, je kleiner die Anzahl kränklicher Eltern gewesen. Bey den

Kindern Israels mußte eine Mißgeburt gleich nach der Geburt erwürget werden. Merkwürdig ist, daß in Rom demjenigen Staate, wo die väterliche Gewalt beynahe ohne Schranken war, dessen ungeachtet die Liebe zwischen Vater und Kindern immer sehr groß gewesen, und die Beyspiele sehr selten sind, da ein Vater sich aller seiner Rechte bedienet hat. In den gut eingerichteten Staaten sind die Kinder dem Staate zugehörig, und der Vater hat nur so viel Recht, als der Staat demselben abtreten will. Wenn es wahr ist, daß die Macht eines Landes auf der Anzahl gesunder und wohlerzogener Einwohner beruhe, so ist es nothwendig, daß das Land selbst für die Erhaltung der Kinder sorge. Billig sollte man es auf die Empfindungen ankommen lassen dürfen, welche der Anblick eines Armen, hülflosen, unschuldigen Geschöpfes, dem wir alle einmal gleich gewesen sind, in uns erweget; allein wie viele giebt es nicht, welche ihre Kinder beynahe verhungern lassen, um ihren Leidenschaften nachhängen zu können, und also von der Barbarey einiger amerikanischen Völker nicht weit entfernet sind, welche, wenn sie aus Zorn etwa ihre Kinder schlagen, und eines unter ihren Händen todt hinfält, sich nicht mehr daraus machen, als wenn sie ein wildes Thier erlegt hätten.

Aufnahme unter ein Volk.

Der Mensch wird frei geboren, das ist: er ist keinem andern Menschen unterworfen, als in wie weit er sich demselben, wenn er in die Jahre der Ueberlegung kommt, unterwerfen will. Sklaven aller Arten haben dieses Recht nicht vergeben, sondern es wird ihnen mit Gewalt benommen; weil

weil es daher rechtmäßig wäre, wenn sie Gewalt mit Gewalt abtreiben würden, hat man sie auch, wo die Sklaverey geduldet wird, ausser Stand gesetzt, Gewalt zu gebrauchen. Erziehung, bis ein Kind sich selbst ernähren und seine Vernunft gebrauchen kann, sind Eltern ihren Kindern schuldig, weil sie ihnen das Daseyn gegeben, und damit sie diese süße Pflicht des Lebens ihren Kindern desto nachdrücklicher und nützlicher leisten können, hat die Natur ihnen dieselben so lange beynahe unumschränkt unterworfen. So bald aber ein Mensch in die Jünglingsjahre tritt, so ist die Sorgfalt der Eltern und die Unterwerfung der Kinder nicht mehr so stark, und die moralischen Verbindungen nehmen den Anfang, so wie auch alsdann erst der Mensch anfängt, ein moralisches Geschöpf zu werden, wenn er menschlicher Empfindungen und Ueberlegungen fähig ist. Gleich alsdann solte er auch bey sich genau untersuchen, ob er frey leben, oder in eine der unzähligen menschlichen Gesellschaften treten, vornemlich aber, ob er in diejenige treten wolle, unter deren Schutz er an diese Welt geboren und erzogen worden. Der Nutzen solcher Ueberlegungen könnte auf vielerley Weise gezeiget werden. Zwar sind die meisten Menschen von ihrer Kindheit an, an ihren Geburtsort so geheftet, daß sie ihren ganzen Charakter verleugnen müßten, wenn sie mit Hinterlassung alles desjenigen, was nicht ihres sondern des Landes ist, das Land ihrer Väter verlassen wolten.

In den democratischen Staaten besteht die Aufnahme eines Menschen zu einem Bürger darinn, daß er sich in der Rolle der Bürgerschaft einschreiben läßt, und den Landsgemeinden und Versammlungen des Volkes beywohnet. Weil in solchen Ländern jeder Bürger zugleich ein Soldat

ist,

ist, so muß er sich von Fuß bis zum Kopf ganz gewafnet zeigen, und wie in einigen Reichsstädten beim verheirathen; bei der Aufnahme seine Geschicklichkeit nach dem Ziel zu schießen, beweisen. Bei den Römern wurde der junge Mensch mit einem besondern Kleide, welches das Bürgerkleid war, angezogen, und auf eine feierliche Weise auf den Marktplatz geführet. In aristocratischen und monarchischen Staaten wird aus dieser Sache weniger gemacht, indem man glaubt der Menschen sicherer zu seyn. Beim Despoten ist keine besondere Aufnahme nöthig, denn da ist der Bauer wie sein Vieh, und das Stück Land darauf es weidet, des Herren Eigenthum. Wo aber eine ordentliche Aufnahme statt findet, da endiget sich dieselbe immer mit einem Eide, den der Aufzunehmende der Obrigkeit schweren muß. Sollte aber vor diesem Eide nicht ein genauer Unterricht von allen den Verbindlichkeiten, die man auf sich nimmt, wenn man Bürger wird, vorhergehen? Merkwürdig ist, daß das weibliche Geschlecht, welches doch in einem Staat eine so nothwendige Sache als das männliche, und ein moralisches Geschöpf so gut als jenes ist, dennoch nirgends auch nur einige Versprechungen gegen den Staat zu thun hat, oder sich durch irgend eine äußere Handlung zu einem Gliede der Gesellschaft bekennen darf.

Höflichkeit.

Da dem Menschen wie den Thieren kein fremder Gegenstand aufstößt, welcher nicht in ihm einige Bewegungen von Mißtrauen, Begierde oder Erstaunen veranlasset; so ist das Aufstossen eines von seiner Gattung ihm am wenigsten gleichgültig.

tig. Sind zwey Menschen einander fremde, so werden sie mit mißtrauischer Behutsamkeit einander ansehen. Sind sie Feinde, so nehmen sie feindselige Handlungen vor, sind sie Freunde oder Bekannte, so ist bei fast allen wilden Völkern die Gewohnheit, daß sie einander die Hand geben, und sich Brüder nennen. In Kanada ist Mode, wenn ein Fremder zu einem Canadier kommt, daß er ihn, ehe er ihn etwas fraget oder vortragen läßt, bewirthet, da gehen freundschaftliche Handlungen den Worten vor. Es ist natürlich, daß Menschen, welche einander schaden und dienen können, einander, wenn sie sich sehen, ihren guten Willen zu verstehen geben. Mit dem Unterschiede der Stände sind denn diese Freundschaftsbezeugungen sehr vervielfältiget worden. Zuletzt haben die Staatsklugen diese Ceremonien so gar gesetzmäßig gemacht, so daß man von dem äußern gar nicht mehr auf das innere schließen, und der Jugend nicht oft genug, um sie vor böse Beispiele zu schützen, einschärfen kann, daß man dem Kleide zwar seine tiefe Reverenz machen müsse; dafür aber denjenigen, der darin steckt, verachten dürfe, wenn er es verdienet.

Die Art und Weise wie einer dem andern seine Freundschaft bezeiget, ist beinahe in jedem Lande anders, ja zuweilen bezeigt man einem, in dem einen Lande seine Ergebenheit, durch eben diejenige Ceremonien, durch welche man jemanden in einem andern Lande ausspottet.

Höflichkeit der Chineser.

Es ist kein Volk in der Welt, welches in seinem Umgange mehr unnütze Complimente und Gebräuche beobachtet, als die Chineser. Sie haben ein besonderes Gesetzbuch, darinn

inn alles was man bey Besuchen, bey Geschenken, die sich gute Freunde machen, und bey Gastereyen zu beobachten hat, auch so gar die Art, wie einer den andern grüßen soll, vorgeschrieben ist.

In diesem Buche ist verordnet, wie man sich so wohl gegen Vornehmere, als gegen seines gleichen bücken soll. Es sollen über 3000 Regeln darinn enthalten seyn, und es ist ein eigenes Gericht eingesetzt, welches über die Beobachtung dieser Gesetze hält. Unter dem Grüßen ist dieses seltsam. Wenn jemand einem Bekannten nach einer langen Abwesenheit begegnet, so knien beyde vor einander nieder, neigen sich zur Erde, stehn wieder auf, und wiederholen dieses zwey bis drey male.

Wenn sich zwey kaiserliche Bediente zu Pferde begegnen, so muß der geringere absteigen, um den vornehmern mit einer tiefen Verbeugung zu grüßen.

Wer jemanden besucht, meldet sich an der Thür durch einen geschriebenen Zettel, darinn sein Name steht. Bey jedem Besuch beschenkt einer den andern, und dieses Beschenken ist mit unzähligen Ceremonien verbunden. Der, welcher den Besuch abstattet, überreicht, nach den ersten Höflichkeitsbezeigungen, einen Zettel, der ein Verzeichniß der Sachen enthält, welche er zum Geschenk anbietet. Wenn der Besuch zu Ende ist, so wird der Zettel durchgesehen, und das, was man von den Geschenken behalten will, angemerkt. In diesem Fall wird ein Danksagungsschreiben zurück geschickt. Bisweilen schickt der, welcher ein Geschenk machen will, einen Zettel, darauf ein Verzeichniß von vielerley Sachen steht. Der, dem das Geschenk angeboten wird, zeichnet sich die Dinge an, welche er annehmen will, und schickt

den

den Zettel so wieder zurück. Alsdenn werden erst die angestrichene Sachen eingekauft und überreicht.

Die Regeln, welche man zu beobachten hat, wenn man einen Brief an jemanden schreibt, sind sehr mannigfaltig. Papier, Schrift, Schreibart, Zusammenwickelung des Briefes, kurz jeder Umstand muß sich nach dem Range desjenen richten, an den man schreibt.

Die Chineser sind also unstreitig unter allen Völkern des Erdbodens die größeten Complimentenmacher.

Spartanische Regierungsform.

Die Spartanische Regierungsform hat ihre Einrichtung dem Lycurgus zu verdanken. Dieser weise Mann war aus königlichem Geblüte, und hatte auch nach dem Tode seines Bruders, welcher ohne Erben war, den Thron von Sparta bestiegen. Sobald aber, als die Schwangerschaft der Wittwe seines Bruders bekannt geworden, verlies er ihn wieder, und erklärte, daß das Reich ihrem Sohne gehöre, wofern sie einen zur Welt bringen würde. Um allen Verdachte zu entgehen, verbannete er sich selbst. Er gieng nach Creta, wo er sich mit dem grösten Fleiße in den Gesetzen des Minos unterrichtete. Als er in sein Vaterland wieder zurück kam, fand er daselbst alles in der grösten Unordnung, und dieses gab ihm Gelegenheit durch seine Gesetze den Staat ganz von neuen einzurichten. Er sezte sich vor, eine kriegerische Republick aus demselben zu machen. Aus diesem Grunde zielten alle seine Gesetze dahin ab, die Gleichheit der Bürger festzusetzen und ihre krie-

gerische

gerische Tugend zu befördern. Er theilte den ganzen spartanischen Boden in 30,000 gleiche Theile, und das Gebiet um Sparta in 9000, welche er den Einwohnern anwieß. Es war nicht erlaubt diese Güter zu kaufen oder zu verkaufen, damit sich nicht etwa in der Folge diese Gleichheit nach und nach von selbst aufheben möchte. Um den Bürgern den Besitz der Reichthümer so sehr als möglich beschwerlich zu machen, durfte kein anderes Geld Umlauf haben, als eisernes. Damit er alle Ueppigkeit prächtiger und kostbarer Tafeln gänzlich unterdrücken möchte, verordnete er, alle Bürger sollten zusammen von den gemeinschaftlichen Nahrungsmitteln, welche das Gesetz vorschrieb, essen; und untersagte ausdrücklich die Mahlzeiten in ihren eigenen Häusern. Jungen Leuten war vergönnt, Fleisch zu essen, alten aber blos Brey und schwarze Brühe, welche aus Salz, Essig, Blut ꝛc. bestund. Die Kinder von allen Ständen wurden auf eben dieselbe Art erzogen, und keinem ward bessere Speise gereicht als dem andern. Den Wärterinnen war befohlen, ihre Kinder zu gewöhnen, sich Speise abzubrechen, und dann und wann zu fasten. Wenn die Kinder 12 bis 14 Jahre alt waren, wurden sie vor Personen gebracht, welche ihre Erziehung untersuchten und sie prüften, ob sie im Finstern allein bleiben könnten, und alle die Schwachheiten und Thorheiten, die bey Kindern gewöhnlich sind, abgelegt hätten. Die Trunkenheit war nicht nur schimpflich, sondern wurde auch hart bestraft. Um das viehische dieses Lasters zu zeigen, nöthigten sie zuweilen, zur Warnung für ihre Kinder, ihre Sclaven sich zu besaufen, und ließen sie alsdann von den Kindern verspotten. Das erste und vornehmste, was bey den Spartanern erfordert ward, war der Gehorsam gegen die Obern, den sie als die

Grund-

Grundstütze der Landesverfassung betrachteten. Das Alter war unter ihnen ein ungezweifeltes Recht auf Ehre. Junge Leute stunden vor den Alten auf, wenn sie an einen öffentlichen Ort kamen; wichen, wenn sie ihnen auf der Strasse begegneten, bey Seite, und schwiegen still, wenn die Alten redeten. Da die Kinder alle als Kinder des Staats betrachtet wurden, so hatten alle bejahrte Leute das Ansehen der Eltern, und tadelten alles, was sie nur an irgend einem Kinde unrechtes sahen.

Der Soldatenstand war der einzige rühmliche in Sparta. Wissenschaften und Gelehrsamkeit schätzten sie nicht, die Landwirthschaft und den Ackerbau überließen sie ihren Sclaven, den Heloten, den schönen Wissenschaften aber, und allen übrigen, welche blos zur Ueppigkeit dienten, versagten sie den Eingang in ihre Stadt. Um nur zum Kriege tüchtige Bürger zu haben, muste ein jedes neugebohrnes Kind der Besichtigung der angesehensten Leute in seiner Zunft übergeben werden. Wenn diese fanden, daß alle seine Glieder gerade waren, und dafür hielten, daß es ein gesundes Ansehen habe, gaben sie es seinen Eltern zur Erziehung zurück; wo nicht, so ward es in eine tiefe Höle geworfen. Den Knaben war eine Art von Diebstahl erlaubt, sie musten aber Behendigkeit und Geschicklichkeit dabey anwenden; liessen sie sich darauf ertappen, so wurden sie bestraft. Man pflegte die jungen Leute an einem gewissen Feste in dem Tempel der Diana um den Altar herum zu geißeln. Sie suchten darinn einen Ruhm, die Schläge mit aller Standhaftigkeit auszuhalten; und ließen sich zuweilen so scharf schlagen, daß sie unter der Geißel den Geist aufgaben. Der Unterricht der Jugend gieng nur auf die Leibesübungen.

gen. Selbst ihre Ergötzlichkeiten musten zur Stärkung ihrer Glieder, und zur Abhärtung in Erduldung der Schmerzen dienen; ihre Tänze waren kriegerisch; und ihre Spiele bestanden im Kampfe, in Werfung der Wurfscheibe und andern starken Uebungen. Alles, bis auf ihre Religion, war in dem Geiste ihrer Gesetzgebung. Die Götter, so gar die Venus, wurden alle bewafnet vorgestellt.

Unterschied der Stände.

Man sollte denken, daß unter Bürgern eines Staates kein Unterschied seyn sollte, als welchen die persönlichen Vorzüge machen, so wie diese auch bei Wählung derjenigen, welche an der Regierung Antheil nehmen, den Ausschlag geben und die Wahl bestimmen sollten. Indessen finden sich fast in allen Staaten gewisse willkührliche Unterscheidungen, und mit diesem verbundene Vorrechte, welche diejenigen, die gleich gebohren werden, zuweilen in umgekehrtem Verhältniß einander unterordnen. Ja in vielen ist dieser Unterschied erblich, um den Sohn zur Erreichung des Ruhmes seiner Voreltern auzutreiben. In der Türkey und China giebt es nur wenig solche erbliche Vorrechte. Die Prinzen von Geblüt selbst haben keine, als welche ihnen der regierende Herr gern giebt. In den ganz Demokratischen Staaten haben auch keine solche Unterscheidungen Platz, so wie man auch in den alten griechischen Republiken wenige Spuren davon findet; hingegen in Europa von den polnischen Sclaven an bis auf einen unumschränkten König, bis auf den Kaiser sind eine Menge von Ständen und Vorrechten von allen Gattungen.

Verachtung der Puliaten unter den Malabaren.

Die ungereimtesten Vorurtheile, welche der menschlichen Vernunft zur Schande gereichen, herrschen vorzüglich bey den Indischen Völkern. Eine Probe davon giebt folgende Nachricht von den Malabaren. Die Küste von Malabar ist theils mit Mahomedanern, theils mit Heiden bevölkert. Die letztern theilen sich in viele Stämme oder Zünfte, wovon eine immer geringer ist als die andere. Die letzte und elendeste von allen diesen Zünften ist die Zunft der Puliaten. Diese Leute gehen fast nackend, haben keine gewisse Wohnung, irren in den Wäldern umher, ohne eine andere Zuflucht zu haben, als die Stämme der Bäume, die Höhlen oder Hütten, welche in der Eil von Palmenzweigen aufgerichtet werden. Man verliehrt seine Ehre, wenn man sie anrührt, und es ist schon genug zur Verunreinigung, welche zu unvermeidlichen Versuchungen verbindet, wenn man sich ihnen nur auf 20 Schritte nähert. Sobald man einen solchen Elenden gewahr wird, schreyet man ihm zu, sich zu entfernen, und wenn er auf dieses Zeichen nicht gehorcht, ist man berechtigt ihn zu tödten. Ihr Leben wird so verächtlich gehalten, daß ein Nair oder Malabarischer Soldat, der seine Waffen versuchen will, mit kaltem Blute nach dem ersten Puliaten schießet, den er antrifft, und ihn ungestraft umbringt. Die Priester erlauben ihnen nicht in die Tempel zu gehen, und auch nicht einmal, sich ihnen zu nahen. Sie haben aber die Nachsicht, daß sie ihre Opfer annehmen, wofern sie aus Gold und Silber bestehen, und man sie in einiger Entfernung auf die Erde leget. Der Brainine, der sie aufnimmt, wartet, bis der Puliate fort ist, wäschet die Stücke, ehe er sie dem Götzen bringet, und

reiniget sich selber, um sie anzubieten. Diese unglückselige Gattung von Menschen ernährt sich von allen Unreinigkeiten die sie antrift, von umgefallnen Vieh und dem stinkendsten Aase, Ochsen und Kühen, welches viel dazu beyträgt, daß sie verhaßt und abscheulich sind in einem Lande, wo die genannten Thiere allgemein verehret werden.

Unter den Puliaten stehen noch die Pareos, welche allein und nur an den abgelegensten Oertern der Städte wohnen. Sie sind so verabscheuet, daß niemand aus einer höhern Klasse von ihren Sodbrunnen Wasser holet, auch dürfen sie weder in einen Tempel gehen, noch eine Gasse betreten, in welcher ein Bramine wohnet. Sie thun die allergeringsten Geschäfte, und ernähren sich nur von verreckten Thieren. So verachtet und verabscheuet aber diese Pareos sind, so ist doch die Klasse der Scripere noch weit unter ihnen. Ein solcher Scripere ist verbunden aufzustehen, so oft ein Pareos vor ihm vorbey gehet, oder er muß es sich gefallen lassen, wenn der andere ihm übel begegnet. Der Pareos verabscheuet ihn so, daß er nicht einmal mit ihm essen würde.

Guineischer Adel.

Die Einwohner in Guinea theilet man in vier Classen ab. Die königliche Familie ist die erste, der Adel die zweite, die gemeinen Leute die dritte, und die Sklaven die vierte.

Der Adel theilet sich wieder in viele Klassen ab. Die Kaboschiren machen die vornehmste aus. Sie haben eine vestgesetzte Anzahl, wählen an eines abgehenden Stelle selbst

aus

aus den ältesten und besten der bürgerlichen einen andern, und setzen die unwürdigen auch wieder ab. Die Installirung geschiehet durch Ueberreichung eines Stückes Kuhfleisch und einer Flasche Palmwein. So schlecht dieses ist, so hat es doch eine natürlichere Bedeutung als unsere Kreuze und Bänder. Diese Caboschiren verwalten die meisten Aemter, und schränken die Macht der Könige sehr ein.

Eine andere Art Adel ist derjenige, zu welchem die Könige ihre Günstlinge oder verdienstvolle Männer erheben. Der zu adelnde wirft sich vor dem Könige auf die Erde nieder, und streuet Sand auf sein Haupt, wobei ihm der Prinz seinen neuen Rang anzeiget, und ihn zur Treue und Tapferkeit ermuntert. Hernach beschenket er ihn mit einer Trommel und einigen elfenbeinernen Trompeten, giebt ihm das adeliche Vorrecht mit den Weissen zu handeln, in seinem ganzen Reiche Sklaven zu kaufen und zu verkaufen u. s. w. Nach einer neuen Niederwerfung des Erwählten wird er auf den Schultern seiner Sklaven weg, und durch alle Gassen der Stadt getragen. Der Zug ist lärmend genug. Trommeln und Trompeten gehen vor ihm her, eine Menge Weiber tanzen mit allerley Geberden, und die Verwandten und das ganze Volk begleiten ihn. Ein dreitägiges Fest, bey welchem der Pöbel einige gebratene Ochsen und Palmwein genug bekommt, machen der Ceremonie ein Ende.

Will einer sich den Adel kaufen, womit sich mancher Neger ruiniret, so muß er dem übrigen Adel nebst anderm auch einen Hund, ein Schaaf, einen Ochsen und eine Kuh schenken; alsdenn giebt er seinen Namen dem Stadthalter des Königs an, und bindet einen Ochsen auf den Marktplatz

an einen Pfal, wobei der Stadthalter ausrufen läßt: N. N. will sich adeln lassen. Ist hernach eine achttägige Schmauserei bereitet, so nimmt die Einsegnung ihren Anfang. Der Stadthalter setzt sich auf dem Markt in die Mitte mit einer Wache von mit roth und gelb bemahlten Soldaten umgeben, um ihn schließt der Adel und die Vornehmen mit Trommeln, Hörnern und andern lermenden Istruimenten einen Kreis, um welchen das ganze Volk sich versammlet. Nun wird der Kandidat hergeführt, ein Adelicher zieht ihm seine Kleider aus, und andere schönern an, und ein Knabe trägt ihm einen Stuhl nach, zum Zeichen, daß er nun über andere erhaben sitzen könne. — Die Neger kauern nur. Hernach wird auch die Gemahlin des Geadelten, so wie er, frisch angezogen und ausgeputzt, welche sich auf ihren Roßschweif, um die Fliegen zu vertreiben, nicht wenig einbildet. Alsdann gehen die Glückwünsche an, wobei zugleich Stroh unter die Füße des neugebackenen Adelichen gestreut wird. Das Fest wird wieder mit einer prächtigen Procession, und einer großen Mahlzeit beschlossen, wobei der angebundene Ochs dem Pöbel frei gegeben; der Kopf aber mit vielen Farben ausgemahlet, voll Strohfetische gesteckt, und als das Adelspatent in dem Zimmer des neuen Edelmanns aufgehangen wird.

Eine Gattung halber Adel sind die Hörnerbläser. Wer Geld genug hat, sich ein halb dutzend Hörner von Elefantenzähnen zu kaufen, der lehrt seine Kinder dieselben blasen, und wenn sie genung abgerichtet sind, so ruft er seine Freunde und Verwandten zusammen, läßt ihnen eines vorblasen, traktirt sie, und damit ist er ein Edelmann, und hat das Recht aller Orten zu blasen.

Eine Stuffe über diesem sind die Schildträger. Um diesen Adel zu erhalten, muß man in voller Kriegesrüstung eine Nacht unter ofnem Himmel geschlafen haben, und die sieben übrigen Tage des Schmauses durch, sich in den Waffen, im Schießen, Tanzen, in Kriegesübungen von allen Gattungen üben. Dadurch erwirbt man sich die Freiheit bey Solennitäten und im Kriege zwey Wapenschilder tragen zu dürfen.

So klug aber sind diese Neger noch nicht, daß sie, wie wir, diese wohlverdiente Vorzüge erblich zu machen, gewußt hätten.

Sklavenverkauf in Amerika.

Wenn Negermarkt ist, so werden alle Sklaven auf den Marktplatz geführt. Man läßt hierauf einen nach dem andern auf einen Tisch stehen, damit ihn jedermann sehen kann, auch ist ein Chirurgus bey der Hand, der den Neger, der feil geboten ist, aufs genaueste visitiren muß. Von jedem wird die Klasse angezeiget, in welche er gehört. Dieses zu verstehen, muß man wissen, daß alle Neger, die man von Afrika nach Amerika bringet, in drei Klassen eingetheilet werden, nemlich Cormentin, Papa und Loango. Die ersten sind eigenthümliche Sklaven der afrikanischen Prinzen, die zweiten, Kriegsgefangene, und die dritten, Verbrecher. Die letzten sind am allerschwersten zu bändigen, und gelten zwanzig Procent weniger als die andern, welche zuweilen bis 450 holländische Gulden gelten. Ist einer gekauft, so nimmt ihn der Käufer sogleich mit nach Hause, und hat 24 Stunden Zeit, ihn noch einmal zu visitiren, findet er ei-

nen Fehler, so darf er ihn zurück geben, ist er aber undatelhaft, so brennet er ihm das Zeichen, die ersten Buchstaben in dem Namen des Besitzers auf die Schulter, und verbindet ihn. Hat man von seinen Sklaven Kinder, so läßt man sie gewöhnlich Handwerke lernen. Diese Neger sind die theuersten, weil man sich in Surinam und auch andern Kolonien vornemlich auf den Ackerbau, Viehzucht und Kaufmannschaft leget. In Surinam kostet ein Mauersklave oft dritthalb tausend Gulden.

Zustand der Sklaven in Algier.

In den Staaten der Barbarey, besonders in den Königreichen Tunis und Algier, wird die Seeräuberey als eine ehrliche Handthierung getrieben. Die Regierung bewilligt jedem, der es thun kann, Schiffe auszurüsten, welche auf den Raub ausgehen.

Wenn diese Seeräuber ein christliches Schiff weggenommen haben, so wird die Mannschaft desselben zu Sklaven gemacht, welche hernach um Geld verkauft werden.

Der Dey oder König hat eine besondere Aufmerksamkeit auf die Gefangenen, die ihm eigen sind. Er sucht unter ihnen die jüngsten aus, um sie als Pagen zu gebrauchen. Sie werden sehr gut unterhalten und gekleidet, und diejenigen die an Hof gehen, machen ihnen große Geschenke. Einige andere der Gefangnen werden bey den Casernen gebraucht, wo sie sehr gelinde von den türkischen Soldaten gehalten werden. Die übrigen sind in Bagnen *), welche dem Staate gehören. Sie haben eine Kapelle, worinnen die Messe gelesen wird, und sie sind ungezwungen in ihren Religions-

*) Oeffentliche Häuser.

gionsübungen. Man giebt ihnen alle Tage nur 3 kleine Brodte, allein sie können sich durch ihren Fleiß einige Erleichterung verschaffen. Diejenigen, welche ein Handwerk gelernt haben, können aus den Bagnen heraus gehen. Zwey Drittheile von dem was sie verdienen, behält der Dey, welcher ihnen das übrige läßt. Diejenigen Sklaven, welche kein Handwerk gelernt haben, werden zu den öffentlichen Arbeiten gebraucht; man legt ihnen aber kein zu schweres Tagewerk auf. Sie haben eins ums andere einen Arbeits, tag und einen Ruhetag. Wenn sie krank sind oder es vorgeben, so läßt man sie in Ruhe. Aber wenn der Aufseher Bacha siehet, daß sie die Nachsicht mißbrauchen, so läßt er sie hart bestrafen und schickt sie zur Arbeit. Sie gehen alle Abende in die Bagnen zurück, wovon man die Thore des Nachts zuschließt, nachdem man eine genaue Nachsuchung der Sklaven gemacht hat. Man nimmt allezeit eine Anzahl Gefangene mit auf die Korsarenschiffe, und wenn sie sich gut aufführen, so läßt man sie an dem Vortheil der Prisen Antheil nehmen. Einige andere erhalten die Erlaubniß Wirthshäuser zu halten, und bereichern sich dergestalt bey diesem Gewerke, daß sie in einer Zeit von 6 Monath so viel gewinnen, daß sie ihr Lösegeld bezahlen können.

Das Schicksal der Sklaven bey den Particuliers ist ungewisser. Ihr Glück oder Unglück hängt von der Laune ihres Herrn ab, und oft noch mehr von ihren persönlichen Eigenschaften. Diejenigen, die sich gut aufführen, werden gemeiniglich gut gehalten, die liederlichen und widerspenstigen ziehen sich durch ihre Schuld viele harte Begegnungen zu. Die reichen Herrn nehmen mehrere in ihre Dienste, und setzen eine Ehre darinn, sie zierlich zu kleiden. Wenn sie mit ihrer Aufführung zufrieden sind, so lassen sie sie an ih-

rem Tische essen, und in ihrer Kammer schlafen, und halten sie wie ihre Kinder.

Diejenigen sind am meisten zu beklagen, welche in die Hände der Tagarinen, von dem Geschlechte der Spanischen Mauern, fallen, welche die Sklaven nur kaufen, um sie wieder zu verkaufen und Wucher mit ihnen zu treiben. Diese gewinnsüchtigen Tyrannen gebrauchen sie zu harten Arbeiten, ohne ihnen den geringsten Vortheil davon abzulassen, nähren sie schlecht und lassen sie unter den grausamsten Begegnungen erliegen, in der einzigen Absicht, sich ein stärkeres und geschwinderes Lösegeld zu verschaffen. Was noch das traurigste ist, so sind es gemeiniglich Personen von hohem Range, die in die Gewalt der Tangarinen fallen, welche eine bewundernswürdige Gabe besitzen die Sklaven auszufinden, von denen sie den grösten Vortheil ziehen können. Ein Gefangener von einem vorzüglichen Stande kann gegen die Untersuchung dieser Wuchrer nicht genug auf seiner Hut seyn. Sie wenden alle Arten von Kunstgriffen, bis auf die Bestechung seiner eigenen Kameraden an, um von ihrem Stande und von seinem Vermögen Kundschaft zu erhalten.

Man wird sich darüber wundern, daß die Sklaven hier einigermaßen angesehener sind, als die freien Christen. Die letztern sind beständig den Beleidigungen der Türken, der Culolis, Leute, die aus der Ehe eines Türken mit einer mohrischen Frau entsprossen sind, und der Mohren ausgesetzt; indessen daß man die ersten nicht beleidigen kann, ohne sich die Rache ihrer Patronen zuzuziehen. Ein Gefangener begeht oftmals ungestraft vielerley Verbrechen, oder bekommt doch nur eine geringe Züchtigung, weil sein Herr

ihn nicht gern durch Belangung vor Gericht verliehren will. Es herrscht überhaupt eine große Liederlichkeit unter den Christensklaven, und dieses ausgelaßne Leben hat für sie so viel Reize, daß es ihnen um ihre Loskaufung gar nicht gethan ist. Sie werden nur über die Summe ihres Lösegeldes mit ihren Herrn eins, und bezahlen einen Theil davon, welches ihren Herrn verhindert, sie an einen andern verkaufen zu können. Sie hüten sich aber wohl, nicht alles auf einmal zu bezahlen, sondern geben lieber monatlich eine kleine Abgabe, um den Titel eines Sklaven zu behalten, und dadurch sich den Schutz des Dey und ihrer Patronen zu versichern.

Menschenhandel in der Türkey.

In dem Königreiche Georgien, wozu auch Mingrelien und Circaßien gehört, werden sehr viel Menschen, sowol nach der Türkey, als nach Persien verkauft. In diesen Ländern hat jeder Edelmann eine fast ganz uneingeschränkte Gewalt über die unter ihm wohnende Bauern. Die Grausamkeit dieser Leute nicht nur gegen ihre Unterthanen, sondern gegen ihre eigene Familie, würde allen Glauben übersteigen, wenn man nicht täglich Beyspiele davon sähe. Bey dem geringsten Mißvergnügen, daß man ihnen macht, bey der geringsten Schuld, die sie ihren Untergebenen aufbürden, werden diese mit Frauen und Kindern verkauft. Bisweilen verkauft einer seine eigene Frau und Kinder. Dieses geschieht nicht aus Bosheit oder Zorn, sondern blos aus Habsucht. Da die circaßische Frauen und die in Geor-

gien

gien überhaupt, für die schönsten der Welt gehalten werden, so werden sie von reichen Türken sehr theuer erkauft. Solche gekaufte Personen kommen ofte in der Türkey zu hohen Ehren, indem sie nicht nur an die vornehmsten Herrn des Hofes, sondern bisweilen an den Sultan selbst verheyrathet werden. Man sagt, daß die Circaßier das Einpfropfen der Kinderblattern oder Pocken erfunden, und es deswegen eingeführt haben, um ihren Mädchen dadurch die Schönheit zu erhalten, damit sie dieselben desto theurer an die Türken verkaufen können.

Sklaverey bey den alten Völkern.

Der Gebrauch Sklaven zu halten ist sehr alt, und zu des Patriarchen Abrahams Zeit schon vorhanden gewesen.

Der Zustand der Sklaven war aber bey den alten Völkern sehr verschieden. Die Lacedämonier, welche zuerst den Gebrauch, die Kriegesgefangenen zu Leibeignen zu machen, in Griechenland eingeführt hatten, begegneten ihnen sehr grausam. Die Iloten, ein Volk, das in dem Gebiete der Lacedämonier wohnte, war von ihnen überwunden, und in eine ewige Sklaverey gebracht worden. Mit der härtesten Arbeit, die man ihnen auferlegt hatte, war auch noch die grausamste Begegnung verbunden. Sie mußten den Ackerbau und alle häußlichen Geschäfte der Spartaner besorgen, indem sie so unglücklich waren, nicht allein ein jeder für seine Person der Sklave eines einzelnen Bürgers, sondern auch zugleich der Sklave aller Bürger insgesammt zu seyn. Die andern Völker Griechenlandes, und insonderheit

heit die Athenienser, begegneten ihren Knechten viel gelinder. Diese letztern straften denjenigen, der den Sklaven eines andern geschlagen hatte, sehr hart und oftmals mit dem Tode. Man findet auch nicht, daß bey ihnen jemals die Sklaven den Staat mit Aufruhr beunruhigt haben, wie dieses bey den Lacedämoniern oft geschehen ist.

Bey den Römern war der Zustand der Sklaven während der Dauer ihres Staates auch sehr verschieden. Die ersten Römer begegneten ihnen mit mehr Gelindigkeit, als irgend ein Volk auf der Welt. Die Herren sahen sie als ihre Gehülfen an, und lebten, arbeiteten und aßen mit ihnen. Die gröste Strafe, womit man einen Sklaven belegte, bestand darinn, daß man ihm eine Art von Kreuz auf den Rücken, oder auf der Brust vest machte, die Arme daran ausbreitete und ihn auf diese Weise auf den öffentlichen Plätzen herum führte; es war eine Schande und weiter nichts. Sie verheyratheten ihre Sklaven und nahmen die Ernährung und Erziehung ihrer Kinder über sich, welchen sie, nachdem sie Lust und Anlage bey ihnen dazu fanden, verschiedene Handwerker und Künste lernen ließen; ja es gab großmüthige Herrn, die einigen ihrer Sklaven in den Leibesübungen, in der Musik und in den schönen Wissenschaften Unterricht verschaften, wovon Terenz und Phädrus schöne Beyspiele sind. Dem Staate selbst kam dieses unzählbare Volk von Sklaven sehr gut zu statten. Man gab ihnen ein Peculium, oder ein kleines Eigenthum, das sie durch ihren Fleiß und Betriebsamkeit so vermehren konnten, daß sie sich endlich in den Stand setzten, ihre Freiheit zu erkaufen. Auf diese Weise konnte die Republik ohne Unterlaß ihren etwa erlittenen Verlust an Bürgern ersetzen,

ſetzen, indem ſie neue Familien in ihren Schooß aufnahm, nach Maßgebung, daß einige alte untergiengen. Allein alles dieſes fand nur ſtatt in den ſchönen Zeiten der Republik. Denn als die aſiatiſche Ueppigkeit ſich unter den Römern ausgebreitet hatte: ſo fieng man an, die Sklaven, als den verächtlichſten Theil der Nation anzuſehen, ſie waren nicht mehr die Arbeitsgehülfen, ſondern die Werkzeuge der Schwelgerey und der Ausſchweifungen ihrer Herren. Man begegnete ihnen hart und unmenſchlich, und mußte ſich alſo auch vor ihnen als vor Feinden fürchten. Aus eben der Urſach mußten auch die Strafgeſetze, um das Leben des Herrn, gegen die Verzweiflung ſeiner Sklaven ſicher zu ſtellen, immer grauſamer gemacht werden. Unter dem Auguſtus ward das Geſetz gemacht, daß, wenn ein Herr ermordet würde, alle Sklaven, die mit ihm unter einem Dache wären, oder nahe genug um eine Menſchenſtimme hören zu können, zum Tode verdammt werden ſollten. Derjenige ſogar, dem ſein Herr befohlen hatte, ihn umzubringen, und der ihm gehorcht hatte, war ſtrafbar: auch derjenige, welcher ihn nicht verhindert, ſich ſelbſt zu entleiben, ward zur Verantwortung gezogen. Ein Herr konnte ungeſtraft ſeine Sklaven tödten oder ſie auf die Tortur bringen. Die barbariſche Begegnung der Sklaven hatte ſchon vorher den Sklavenkrieg verurſacht, welcher das römiſche Reich bis in ſeine Grundveſten erſchüttert hat.

Ausſchweiffende Gebräuche in Indien.

In Indien blühet ſeit undenklichen Zeiten eine beſondere Sekte von Menſchen, die ſich durch eine ſehr ſtrenge Lebens

Lebensart, durch Verachtung alles Reichthums, aller Bequemlichkeiten des Lebens und des Todes selbst, vor andern Menschen unterscheidet. Sie werden in ihrem Lande Brachmane oder Brachmane, genennt, die Griechen aber nannten sie Gymnosophisten, weil sie nackend gehen. Es ist bey ihnen nicht ungewöhnlich, daß sie in schweren Krankheiten, oder wenn sie sonst des Lebens überdrüßig sind, sich selbst öffentlich verbrennen lassen.

Als Alexander in Indien war, wurden ihm zehn Gymnosophisten zugeführt, mit denen er sich unterredete, und die er hernach mit Geschenken wieder von sich ließ. Einige Zeit darauf wurde einer derselben, den die Griechen Kalanus nennten, krank. Er lies sich deshalb einen Scheiterhaufen aufrichten, legte sich auf denselben und lies sich in Gegenwart Alexanders und seines Heeres, ohne sich auf dem Scheiterhaufen zu rühren, lebendig verbrennen. Eben dieses hat lange hernach ein andrer Braman in Athen in Gegenwart des Cäsars gethan.

Von dem Gottesgerichte bey den alten Franken und andern Völkern.

Man kann keinen stärkern Beweis von der Barbarey der sogenannten mittlern Zeiten geben, als die Art zu verfahren, wenn jemand eines Verbrechens angeklagt wurde, welches er ableugnete.

Der Kläger muste seine Anklage beschwören, und wenn der Beklagte das Gegentheil beschwur, so wuste der Richter

sich

sich nicht mehr zu helfen. Ueberlegte Untersuchungen, Vergleichung der Aussagen, Beurtheilung der Umstände, waren zu schwere Sachen für die Richter. Der Knoten, zu dessen Auflösung sie nicht genug Nachdenken hatten, wurde zerschnitten. Der Beklagte muste durch die Probe des Feuers oder des Wassers, oder durch einen Zweykampf entweder seine Unschuld beweisen, oder seinen Ankläger rechtfertigen. Die Probe des Wassers wurde mit kaltem oder mit heißen Wasser gemacht. Bey der ersten wurde der Beklagte an Händen und Füßen gebunden und ins Wasser geworfen. Schwamm er oben auf, so ward er für schuldig gehalten, fiel er aber zu Boden, so hielt man ihn für unschuldig. Die Probe mit heißem Wasser wurde auf folgende Weise angestellt. Der Beklagte muste mit entblößtem Arm, aus dem Grund eines mit siedendem Wasser angefüllten Kessels einen geweyhten Ring heraus langen. Wenn dieses geschehen war, so wurde ihm von dem Richter ein Sack über den Arm gezogen, und dieser wurde besiegelt. Nach drey Tagen wurde der Arm besichtiget. War er nur leicht oder gar nicht verbrennt, so wurde der Beklagte losgesprochen.

Die Probe des Feuers wurde verschiedentlich angestellt. Der Beklagte mußte mit bloßen Füßen über glüende Kohlen gehen, oder ein glüend Eisen mit der Hand anfassen. Seine Schuld oder Unschuld wurde aus der stärkern oder schwächern Beschädigung, die er erlitt, beurtheilet.

Bisweilen wurde den Partheyen der Zweykampf zuerkannt. Dieser wurde mit großer Feyerlichkeit, nachdem ein Priester zuvor eine Messe gelesen hatte, gehalten. Die Streitenden wurden in Schranken hereingelassen, und

sowohl die Richter, als die Geistlichkeit und das Volk waren Zuschauer. Der Ueberwundene wurde vor den Schuldigen genommen, und wenn er nicht im Zweykampfe todt blieb, so wurde er hernach hingerichtet.

Diese barbarische Art zu verfahren, wurde das Gericht Gottes genennt, weil man sich einblildete, daß Gott durch ein Wunderwerk den Schuldigen an den Tag brächte.

Justiz der Neger in Guinea.

Diese ist bei diesen Völkern sehr kurz. Der Kläger trägt vor, was er zu sagen hat, während dem, daß der Beklagte schweiget, hat er zu reden aufgehöret, so fängt der Beklagte an, wobey der Kläger kein Wort reden darf. Alsdann spricht der König oder Statthalter nach seinem Verstande oder Unverstande, Partheilichkeit oder Unpartheilichkeit. Die Strafe wird sogleich vollzogen, oder die Gebühren bezahlt. Kann der Verurtheilte nicht bezahlen, so wird er des Königs Sklave.

Ist der Fall zu schwer auszumachen, so muß der Beklagte entweder schweren. Der Fetissero legt einen mit Menschenblut besprengten leinenen Sack und einige Menschenknochen über eine Gattung Altar von Rohrstäben errichtet, wobei noch eine Calebasse mit bitterm Opferwasser gesetzt wird. Der Schwörende muß, während daß er sich alles Böses von seinem Gott Ofure anwünschet, wenn er die Unwahrheit reden sollte, diesen Altar anfassen. Oder der Beklagte trinket den Reinigungstrank. Dieser ist aus un-

schädlichen, nemlich eben denselben Ingredienzen gemacht, woraus die Götzen verfertiget werden; die Neger aber glauben, derjenige der ihn trinke, wenn er wirklich strafbar ist, ziehe sich dadurch das gröste Unglück zu. Eine Schüssel von diesem Enchionbenu, so wird der Trank genennt, steht bei den Füßen des Statthalters, wenn er Gericht hält, und der Beklagte muß sie ganz austrinken.

Wegen Mordthaten wird der Mörder am Leben bestraft, wenn er sich nicht mit den Verwandten des Umgebrachten um Geld vergleichen kann. Der Kopf eines Sklaven ist auf 36, eines freien gemeinen Negers auf 500, eines Vornehmen auf mehrere tausend Kronen gesetzt. Die Richter können die Summe steigern, die Verwandten aber mindern.

Justiz der Whidah Neger.

Ist diesen Negern ein Proceß zu verworren, so haben sie eine Probe mit Wasser. Nahe bei der Residenzstadt des Königs soll ein Fluß seyn, welcher die Kraft hat, denjenigen, der die Unwahrheit sagt, sogleich zu ersäufen, als derselbe ins Wasser gekommen. Der Beklagte muß also in diesen Fluß springen, und weil alle Neger gute Schwimmer sind, so zeiget der Fluß seine Kraft selten. Indessen entrinnet derjenige, der dem Fluß entrinnet, niemals der Habsucht des Königs, denn so bald er aus dem Wasser kommt, muß er etwas an diesen bezahlen. Sollte es etwa geschehen, daß ein Unglücklicher durch einen Zufall ertrinket, so wird sein Körper in einem Kessel gesotten.

Die Wiedervergeltung hat hier beinahe in allen Fällen statt. Der Todtschläger wird getödtet, der Mordbrenner verbrannt, dem Diebe so viel genommen als er gestohlen hat, hat einer einem andern ein Auge ausgeschlagen, so muß auch er eines verlieren.

Die Ceremonie bei freundschaftlichen Vergleichungen ist besonders. Zwei, welche sich vergleichen, machen ein Loch in die Erde, stechen sich bis das Blut herausfließt, und lassen es in die Grube tröpfeln. Wenn sie voll ist, so vermischen sie dieses Blut mit ein wenig Erde, und trinken dann beide dieses ihr vermengtes Blut begierig aus.

Feigheit der Indianer.

Man hat durchgehends angemerkt, daß die Einwohner der sehr heißen Länder wollüstig und feige sind. Arbeit und Gefahr sind die beiden Dinge, wofür sie sich am meisten fürchten. Sie sind deswegen zum Krieg ganz untauglich. Wenig bewafnete Europäer würden eine große Menge Indianer aus dem Felde schlagen. Die Kriege, welche sie unter einander führen, sind mehr lächerlich, als ernsthaft. Ihre Armeen vermeiden einander: man ist nur darauf bedacht, Gefangene zu machen. Wenn ein Haufen Peguaner in die Siamischen Länder einen Einfall thut, so schicken die Siameser, anstatt sich dem Feind entgegen zu stellen, eine andre Partey in das Peguanische, und jeder ist zufrieden, wenn er mit einer ansehnlichen Beute zurückziehet. Wenn sich die Parteyen von ohngefehr begegnen, und man nicht verhüten kann, daß man an einander kömmt,

so fängt sich der Streit mit einigen Kanonenschüssen an, welche man in die Luft thut. Beide Heere nehmen sich in acht, daß sie nicht gerade auf einander, sondern ein wenig höher schießen. Dieses ist eine Art eines Vertrages, welchen man ohne Verletzung des Völkerrechts nicht brechen kann. Die Könige geben selbst ihren Generalen den Befehl, nicht zu tödten, wenn sie dieselben gegen den Feind schicken. Dieses ist nicht ein gänzliches Verboth, nicht zu tödten, sondern nur nicht gerade zu auf den Feind zu schießen. Man schiesset mit Pfeilen und Flinten eben so. Ein jeder schießet in die Luft, und bemühet sich nur seinen Schuß so zu richten, daß er von oben auf den Feind herunter falle. Sobald man aber den Pfeil: oder Kugelregen in einer von beiden Parteyen fühlet, nimmt man alsbald die Flucht. Es ist sehr viel, wenn in dem hitzigsten Treffen 40 Mann bleiben. Ihre Art zu feuern ist folgende: daß sie ein Knie auf die Erde setzen, und mit weggewandtem Gesichte die Flinte auf das andere legen, so sehr fürchten sie sich vor diesem Gewehr.

Kriegswesen der Schwarzen auf der Goldküste.

Die Kriege in diesem Lande entstehen meistens aus der Herrschsucht oder Habsucht der Könige. Grösstentheils aber der Schulden wegen, welche die Minister machen, oder wegen ihrer Streitigkeiten.

Der Krieg wird ordentlich durch einen Tie, oder Herold angekündet, und dabei der Ort und die Stunden der Schlacht bestimmet. Ist der Krieg hitzig zu führen beschlossen

sen worden, so brennet jede Parthey ihre Dörfer und Städte ganz ab, damit der Feind keine Beute machen könne. Ist dieses aber nicht, so werden blos Weiber, Kinder, Sklaven, Vieh und das übrige Vermögen neutralen Städten übergeben.

Alles was männlich und über zwanzig Jahr alt ist, ziehet aus, nachdem der König vorher an das Heer eine Rede gehalten hat. Dieser hat eine Leibwache von Soldaten, welche über und über mit rothen, gelben und weißen Streifen bemahlet sind, eine Leopards- oder Krokodilshaut statt des Helms auf dem Haupt, und eine Binde von solchem Felle um den Leib haben. Mit Korallen und Fetisschnüren sind sie ganz behangen, und lernen beim Ausziehen, machen allerlei Sprünge und Verdrehungen, und schlagen um sich mit ihren Waffen, daß man sie für eine Gattung böser Geister halten möchte, wozu noch die vielen Trummeln und Elephantenhörner kommen, welche von Sklaven geschlagen und geblasen werden.

Die Waffen sind Musketen, mit denen sie auf ein Haar schießen, Schwerdter wie Hackmesser gestaltet, Bogen, vergiftete Pfeile, Schilder aus Baumrinden, und einige wenige Kanonen, mit denen sie aber schlecht umzugehen wissen.

Bei der Schlachtordnung stehen diejenigen, welche schon bei solchen Anlassen gewesen, zuförderst mit ihren Helmen aus Hirnschädeln von ehemals erlegten Feinden, die mit den Feuergewehren zu hinterst. Das ganze Heer ist in Truppe abgetheilt, in deren Mitte der Anführer ist. So-

bald sie einander zu Gesichte kommen, so fangen sie entsetzlich an zu schreien, schießen auf einander los, jeder schießt wenn er fertig ist, der eine sitzt auf der Erde, der andre kniet, ein dritter kriecht bis an den Feind, und schießt ab: können sie sich mit ihren Seitengewehren erlangen, so metzeln sie einander erbärmlich nieder, bis eine Parthei die Flucht nimmt. Die Weiber sind oft mit bei dem Treffen, und muntern ihre Männer auf.

Die Gefangenen werden alle zu Sklaven gemacht, auch die Könige nicht ausgenommen. Den Gebliebenen werden die Köpfe abgehauen, den Verwundeten hingegen die untere Kinnlade abgeschnitten, um sie als ein Siegeszeichen aufzubehalten, sie selbst aber läßt man auf dem Felde liegen, bis sie sterben, auch werden die Weiber zuweilen unmenschlich behandelt.

Aus der Beute sollten eigentlich die Kriegskosten bestritten werden, allein jeder Soldat nimmt was er will, denn nach einem glücklichen Feldzuge hat der General und die andern Officiers nichts mehr zu befehlen. Kein freier Neger gehorcht ihnen.

Wird Friede gemacht, so beschwören beide Könige denselben, und es müssen von beiden Theilen aus den Vornehmsten Geissel gestellt werden, welche man erst auf das schönste mahlet, und sie dann durch die Leibwache der Königen auf den Schultern nach den Residenzen tragen läßt, wo sie in einer genauen Verwahrung, doch sehr gut, gehalten werden.

Kriegswesen bey den Einwohnern von Ardeah.

Der König dieses Landes kann schnell ein Heer von 40,000 Mann aufbringen. Das Andenken jedes beträchtlichen Sieges wird durch jährliche Feste erhalten. Doch ist die Nation mehr großsprecherisch, als kriegerisch. Ihre Waffen sind sauber verfertiget. Sie führen auch große Keulen, und wunderliche Fahnen mit sich. Auf ihren Trommeln und Glocken schlagen sie nach dem Takt gewisse Märsche, bei welchen die Soldaten tausend lächerliche Bewegungen machen. Im Felde haben sie Sänger, Historienerzehler und Possenreißer bei sich, um den Soldaten Muth zu machen und ihn zu belustigen. Die Reuterei hat ihre besondere Musik, lange Hörner aus Elephantenzähnen oder Kupfer, welche schrecklich heulen.

Von den Olympischen Spielen.

Die Griechen hielten die Leibesübungen, wodurch der Körper stark, gelenkig und besonders zu Führung der Waffen tüchtig gemacht wird, für so wichtig, daß dieselben nicht nur einen wesentlichen Theil der Erziehung ausmachten, sondern auch in dem männlichen Alter zur Ergötzlichkeit getrieben wurden. Wie man also in den heutigen Zeiten bey Lustbarkeiten tanzt, so wurden bey den Griechen, bey grossen und öffentlichen Lustbarkeiten, vornemlich auch an den Festtagen, die den Göttern zu Ehren gefeiert wurden, verschiedene Leibesübungen vorgenommen. Die gröste Feierlichkeit von dieser Art waren die Olympischen Spiele.

Die Geschichtschreiber stimmen nicht mit einander überein, wen sie für den Stifter der Olympischen Spiele angeben sollen: vermuthlich weil sie von verschiedenen sind erneuert worden, ehe sie eine vestgesetzte periodische Feierlichkeit wurden. Von der Zeit an, da sie Iphitus erneuert hatte, vor Christi Geburt 884. zu Lycurgs Zeiten, sind sie ohne Unterbrechung beständig fortgesetzt worden. Sie wurden alle 4 Jahre, 5 Tage lang gehalten, und die Griechen bedienten sich daher derselben bey ihrer Zeitrechnung, welches aber nicht eher als seit 776. vor Christi Geburt, da Coröbus im Wettlauf den Preis erhielt, geschehen ist. Der Namen dieser Spiele ward ihnen von dem Orte beygelegt, wo sie gehalten wurden. Dieses geschahe in der Provinz Elis, nicht weit von der Stadt Pisa, auf einem Platze, welcher von dem Tempel des olympischen Jupiters, der auf demselben lag, den Namen Olympia hatte. Der Entzweck dieser Feierlichkeit scheint politisch gewesen zu seyn, nemlich durch eine solche von Zeit zu Zeit anzustellende Versammlung der griechischen Völkerschaften ein Band der Einigkeit und des gegenseitigen Vertrauens zu knüpfen, einen Nationalstolz einzuflößen, und über das gemeinschaftliche Beste Berathschlagungen zu veranlassen.

Die Uebungen, welche man anstellte, bestanden in dem Ringen, (Lucta) in dem Faustkampfe, (pugilatus) dem Wettrennen, dem Wagenrennen und dem Scheibenwerfen. Bey dem Ringen (Lucta) kam es darauf an, wer den andern zu Boden würfe und ihn so vest hielt, daß er sich für überwunden bekannte. Hiebei ward von beiden Seiten nichts aus der Acht gelassen, was entweder zum Angriff oder zur Vertheidigung dienen konnte. Man rieb sich den Leib mit Oel,

um

um sich den Umfassungen des Feindes entziehen zu können, der Feind aber suchte sich dadurch einen vesten Angrif zu verschaffen, daß er den andern mit Staub bestreuete. In dem Faustkampfe suchte ein jeder seinen Gegner durch Schläge mit der Faust zu Boden zu strecken. Zu diesem Ende pflegte man sich von beiden Seiten den einen Arm mit Riemen (coestus) zu umwinden, die auch mit Bleikugeln durchflochten waren. Ein jeder suchte seinem Feinde einen solchen Streich beizubringen, der ihn zur Erde würfe und ausser Stand setzte, den Streit länger auszuhalten, und dieses glückte oftmals so sehr, daß einer von den Kämpfern auf der Stelle blieb. Das Scheibenwerfen geschah mit einer metallenen Wurfscheibe, wobei derjenige den Sieg erhielt, der diese Scheibe am weitesten geworfen hatte. In dem Wettlaufe mußte man ein gesetztes Ziel zuerst erreichen, in dem Wagenrennen aber mit der grösten Geschwindigkeit um ein gewisses Ziel herum fahren.

Die meisten dieser Uebungen waren so beschaffen, daß sie nackend geschehen mußten, nemlich das Ringen, der Faustkampf, der Wettlauf, und, wie aus Bildsäulen erhellet, auch das Scheibenwerfen. Da bei jedem Stücke alles auf Geschicklichkeit und Leibesstärke ankam, so musten die Athleten, die sich in den öffentlichen Spielen zeigen wollten, lange vorher nicht allein durch Unterricht und mühsame Uebung, sondern auch durch eine ganz besondere strenge Lebensart sich zubereitet haben. Ihr Unterhalt bestand während dieser Zubereitung in nichts als Nüssen, Feigen und weichen Käse. Wenn jemand daher wollte zu den Spielen zugelassen werden, so muste er zuerst vor den Hellenodiken,

oder denjenigen, die als Richter den Vorsitz hatten, mit ei: einem Eide erhärten, daß er 10 Monath hindurch sich den Uebungen und den Prüfungen unterwerfen, welche die Ge: setze erforderten. Die Ordnung, worin sie auf einander folg: ten, wurde durch das Loos bestimmt, und die Policey war überhaupt zu Verhütung aller Unordnung die schärfste. Wenn jemand konnte überführt werden, daß er sich eines Betruges bedient, um seinen Gegner zu überwinden, so ward er auf Verlangen der Zuschauer und nach dem Aus: spruch der Richter mit Ruthen gestrichen. Der Preis war nichts als ein Kranz von Oelzweigen, der auch oft dem Ueberwinder, wenn er den Sieg nicht lange überlebt hatte, nach seinem Tode aufgesetzt wurde. Mit diesen Ehrenzei: chen führte ihn ein Herold durch das ganze Stadium, und rief seinen Namen und sein Vaterland öffentlich aus. Dieses war sein erster Triumph. Den zweiten hielt er, wenn er in seiner Vaterstadt, welcher er durch seinen Sieg so viel Ehre verschaft hatte, den Einzug hielt. Seine Mit: bürger kamen ihm mit freudigen Zurufen entgegen, er aber zog mit den Ehrenzeichen seines Sieges auf einen Wagen mit 4 Pferden, mit einem zahlreichen Gefolge und mit Fa: ckeln vor ihm her, nicht durch das Thor, sondern durch ei: ne Oefnung, die man in der Mauer gemacht hatte, in die Stadt ein. Ausserdem genossen die Sieger unter dem Schutze der Obrigkeit mancherley Rechte und Freiheiten, und ihr Gedächtniß ward durch feierliche Lieder und öffent: liche Bildsäulen verewigt.

Von

Von den Schauspielen der Römer.

Viele Schauspiele der Römer sind ohne Zweifel die grösten Ausschweifungen gewesen, worauf jemals die Menschen gefallen sind. Die Arten ihrer Schauspiele waren vielerley. Sie hatten scenische Schauspiele, in welchen Comödien und Tragödien gespielt wurden; circensische welche in Wettrennen zu Pferde, auch auf Wagen bestunden; Menschen- und Thiergefechte, da entweder Menschen gegen Menschen, oder Menschen gegen Thiere auf Leben und Tod fochten; Seegefechte, in denen in künstlich veranstalteten großen Wasserbehältnissen Seeschlachten vorgestellt wurden, und noch verschiedene andere Arten.

In den letzten Zeiten der Republik und unter den Kaisern wollte daß müßige Volk beständig durch Schauspiele belustiget seyn. Diejenige, welche durch die Wahl des Volks zu Ehrenämtern kamen, musten ihm allerhand Arten von Schauspielen geben. Dieses musten auch die Reichen und Vornehmen bey Begräbnissen der ihrigen thun, dabey suchte einer dem andern an Pracht es zuvor zu thun. Dadurch wurd zuletzt das Leben der Einwohner in Rom fast zu einem immerwährenden Carnaval. Die Kosten, welche diejenige, die diese Schauspiele gaben, meistentheils aus dem ihrigen bestreiten musten, waren so groß, daß sie uns itzt in Erstaunen setzen, da sie sich ofte, nach jetziger Art zu rechnen, auf Millionen beliefen.

Anfänglich wurden für diese Spiele hölzerne Gebäude oder Schaubühnen gebauet, nachgehends aber sind sie von Stein für beständig aufgeführt worden. Diese Schaubühnen

nen waren oft von erstaunlicher Größe, und auf einigen hatten über 80 tausend Zuschauer Platz. Diese Gebäude lies derjenige, welcher das Schauspiel gab mit allem, was man an Bildsäulen, Gemählden, Tapeten prächtiges finden konnte, ausschmücken. Cicero wirft dem Appius vor, daß er ganz Griechenland von Statüen und Gemählden ausgeplündert habe, um die Schaubühne damit anzufüllen. Die Pracht ward so weit getrieben, daß endlich die Maschinen, welche man bey den Vorstellungen der Komödien und Tragödien brauchte, mit Silber überzogen wurden. Julius Cäsar trieb dieses noch weiter, und ließ bei den Spielen, die er bei seines Vaters Begräbniß aufführte, alles was zur Schaubühne gehörte, von gediegenem Silber machen.

Diese Verschwendung war noch gering gegen die, welche auf streitende Thiere und Menschen gewendet wurde. Die raresten wilden Thiere, als Löwen, Tyger, Leoparden, wurden in Asien und Afrika aufgefangen und zu vielen hunderten nach Rom geschickt. Pompejus hat zum Kampfe auf einmal sechshundert Löwen, Cäsar vierhundert und zwanzig gegeben. Gegen solche Thiere mußten Menschen streiten. Anfänglich nahm man Missethäter dazu, welche ohnedem zum Tode verurtheilt waren, hernach aber liessen sich Leute um Geld dazu erkaufen.

Unglaublich wäre es, wenn es nicht durch so viel Zeugnisse bestätiget würde, daß Menschen gegen Menschen auf Leben und Tod zu kämpfen, um dem Volk eine Lust zu machen, sich haben erkaufen lassen. Diese Menschen wurden Gladiatoren oder Fechter genennt und lern-

ten

ten die Kunst andre niederzuhauen und sich zu vertheidigen. Oft hielt ein Meister viele hundert solcher Kerle. Wer dem Volke einen Fechtkampf wollte sehen lassen, miethete dieselben von ihrem Meister. Das Volk forderte von diesen Fechtern, daß sie ohne eine Mine zu verziehen sich tod hauen ließen. Derjenige, welcher nach Empfange eines tödlichen Streichs, das geringste Zeichen der Bestürzung gab, wurde auf das äußerste noch in seinem Sterben von dem Volke beschimpft.

Die Naumachien oder Spiele, welche eine Seeschlacht vorstellten, wurden unter den Kaisern zu einer noch grösern Ausschweifung getrieben. Der Kaiser Claudius, gab ein solches Spiel, dabey viele Kriegesschiffe und 18 tausend Menschen gebraucht wurden. Diese musten eben so streiten, als wenn sie in einer wirklichen Schlacht wären, und die Sieger musten die Ueberwundenen niedermachen. Man weiß nicht ob man hiebey die Grausamkeit des Claudius oder der Niederträchtigkeit derer, die sich zu solchen Spielen haben brauchen lassen, mehr verabscheuen soll.

Spiele der Whidah-Schwarzen.

Der Mensch muß Geschäfte haben, so lang er wach ist. Sein Leib will Bewegung haben, sein Gemüth denkt immer fort, auch wider seinen Willen. Hat ein Mensch seine Berufsgeschäfte gethan, so weiß er zuweilen nicht was er anfangen soll, er wird verdrießlich, die Langeweile kommt. Alle Völker haben gesucht diesem Uebel abzuhelfen, und daher sind die Spiele entstanden, welche bei Menschen, die

keine

keine andre Beschäftigung hatten, zuletzt zu einer unsinnigen und verderblichen Leidenschaft geworden sind.

Diese Zeitkürzungen sind unter jedem Volke anders, die Whidahschwarzen haben dreierlei selbst erfundene Hasardspiele, welche sie so eifrig treiben, daß einer fürs erste alles verspielt was er hat, hernach setzt er seine Kinder, dann seine Weiber, dann sich selbst ein, und derjenige, welcher gewinnet, verkauft ihn an die Blanken. Die Könige in Whidah haben zwar dieses verboten, allein dem Sklavenhandel zu gute, sehen sie durch die Finger.

Jagd.

Die Jagdlust, welche sich der Chinesische Kaiser Kamsi auf tartarische Weise zuweilen macht, ist wie Verbiest, der bei einigen solchen Jagden gewesen erzehlet, ohngefehr auf folgende Weise eingerichtet: Der Kaiser wählet etwa dreitausend Mann aus seiner Leibwache, die mit Bogen und Pfeilen bewafnet sind, und vertheilet dieselben auf alle Seiten, so daß sie auch ganze Berge umgeben, und einen Kreis von wenigstens drei Meilen im Durchschnitte vorstellen. Hierauf rücken sie Schritt vor Schritt zusammen, dann deßwegen stellet der Kaiser Hauptleute, und sogar Herren von seinem Hofe unter sie. Solchergestalt wird aus diesem grossen Kreise ein kleinerer, der etwa dreihundert Schritt im Durchschnitt hat. Alle Thiere, die sich in dem ersten Kreise befunden, werden also wie in einem Netze in diesem letztern Kreise gefangen, dann die Soldaten steigen alle von den

Pferden,

Pferden, und rücken so hart zusammen, daß nicht die geringste Oefnung übrig bleibt, wodurch die Thiere entwischen können. In diesem kleinen Umfange wird so hitzig und so lange gejagt, daß endlich die armen Thiere von Laufen ermüdet werden, zu den Füßen der Jäger niederfallen, und sich, ohne Widerstand fangen lassen. Verbiest sahe es mit an, wie man in einem Tage bis 300 Pferde, und noch eine größere Menge von Wölfen und Füchsen fieng. Zu einer andern Zeit, als man sich in der Tartarey über Teaolong hinaus, eben diese Lust machte, sah er, wie man unter andern, tausend Hirsche auf diese Art einschloß, und wie dieselben, als sie keinen Weg fanden sich zu retten, den Jägern selbst in die Hände liefen. Sie erlegten auch Bären, wilde Schweine, und über sechszig Tiger, oder andere wilde Thiere.

Die Negerträger.

In Afrika und Amerika lassen sich die vornehmen Leute in Hamacken oder Serpentinen tragen, wenn sie reisen. Diese Gattung Tragsessel sind so bequem gemacht, daß man darinnen vor der Sonne und dem Ungeziefer geschützt ist, und sitzen, liegen, und schlafen kann, wie man will, auch durch das tragen gar nicht gerüttelt wird. Der Hamac, oder die Serpentine wird von 6 Sklaven getragen, oder auch von freien Negern, welche das Tragen gleichsam professionmäßig gelernet haben. Sie tragen die Enden von den Stangen auf dem Kopfe, und zwar auf dazwischen gelegte kleine Stücke von Leinwand, und laufen sehr sicher, und so stark als ein Pferd traben kann, singen dabei bald alle zusammen

sammen bald Chorweise, und sind munter. Von Zeit zu Zeit lösen sie einander ab. Snellgrave that eine Reise in einem Hamacke, 40 englische Meilen in zwei Tagen; Mit dem leeren Hamacke aber loffen die Träger auf der Rückreise diese 40 Meilen innerhalb 8 Stunden. In den Bergländern braucht man solche ganz hölzerne, und nur zum Sitzen gemachte Hamacke, um über die steilen Berge sich tragen zu lassen. Die Geschicklichkeit dieser Träger ist ebenfalls zu bewundern, indem sie jähe, rauhe, schmale Treppenwege mit der größten Sicherheit gehen, zuweilen mit dem ganzen Hamacke über Graben setzen, ohne daß die Person es sehr empfindet; wenn eine Schulter müde ist, den Hamack über den Kopf weg, in die Höhe auf die andere Schulter werfen, und über die Fläche der Berge wie Hirsche weglaufen.

Handlung.

Ein Markt von Sabi auf der Sklavenküste muß ganz anders aussehen, als die unsrigen. Da sieht man Sklaven, Ochsen, Ziegen, Hunde, Affen, europäische, asiatische, afrikanische Waaren unter einander stehen. Die Verkäufer von den Eingebohrnen sind alles Weiber, welche eine außerordentliche Kunst haben, ihre Waaren anzubringen, und vortreflich rechnen können. Die Männer beschäftigen sich nur mit den Sklavenhandel. Die Bezahlung geschiehet mit Gold, oder in Bujis, auch Kowis genannt. Dieses sind kleine milchweiße Schnecken von der Größe einer kleinen Olive. Die Holländer führen sie aus Goa und Kochin, wohin sie aus den maldivischen Inseln als Ballast kommen,

nach

nach Europa gebracht, von woher sie ordentlich gepackt nach der Sklavenküste kommen. Da dienen sie zum Putz, vornemlich aber als Geld. Sie machen Schnüre daraus von vierzig Stücken, welche Tocki heißen. Fünf Tockine machen eine Gallina, 20 Gallina ein groß Quibes, oder ein Alkove, welches 60 Pfund wiegt, und einem Sklaven an Werthe gleich kommt.

Die Eluther wissen von keinen andern Handel als von dem Tausch; und sie haben nichts zu vertauschen als Vieh. Der Sklavenhandel ist bey ihnen so unbekannt, daß kaum ihre Fürsten einige Kriegsgefangene als Leibeigene behalten; diejenigen aber, welche sie nicht als solche behalten, unter ihre Unterthanen nicht als Sklaven, sondern wiederum als ordentliche Unterthanen vertheilen und aufnehmen, damit ihr Land besser bevölkert werde.

Ackerbau.

Diese nützlichste Kunst ist in China in dem größten Ansehen. Um ihr alles mögliche Ansehen zu geben, gehet der Kaiser selbst alle Jahr einmal mit großer Pracht auf das Feld. Die Prinzen seines Hauses, die Präsidenten der fünf hohen Tribunale, und eine große Menge von Mandarinen begleiten ihn. Sobald der Kaiser auf dem Felde angekommen, so stellet sich an beiden Seiten die Leibwache, an der dritten die Mandarinen, und an einer vierten eine große Menge Ackerleute. Hierauf tritt der Kaiser allein hervor, fällt vor allen Anwesenden auf die Knie, und berühret mit seiner Stirn neunmal die Erde, seine tiefeste

Ehrfurcht gegen den Tien, den Gott den Himmels zu bezeugen, verrichtet auch mit lauter Stimme ein Gebet, worinn er den Himmel um den Segen über ihn und sein ganzes Land, und aller seiner Unterthanen Arbeit anflehet, und opfert darauf als oberster Priester der obersten Gottheit einen Ochsen. Während dem aber, daß man das Fleisch dieses Thieres zerlegt, und zum Opfer bereitet, wird ein Pflug und ein paar prächtig angespannte Ochsen hergebracht. Alsobald legt der Kaiser den kaiserlichen Schmuck ab, und pflüget selbst mehrere Furchen durch das ganze Feld herunter, alsdann übergiebt er den Pflug den vornehmsten Mandarinen, von welchen einer nach dem andern so lange pflügt, bis alle vom obersten bis zum niedrigsten Hand angelegt haben. Worauf der Kaiser dann selbst Geld und Kleidungsstücke unter die gegenwärtigen Ackerleute austheilet, welche in Gegenwart desselben das Stück Landes vollends umpflügen. Eine gleiche Ceremonie wird bei der Säezeit beobachtet, und der Kaiser in China ist diejenige Person in dem ganzen Lande, welche alle Jahr die erste Furche zieht und den ersten Saamen ausstreut. Ist diese — man möchte wohl sagen — heilige Ceremonie vorbei, so müssen in allen Provinzen die Vicekönige ein gleiches thun.

Stolz, Ueppigkeit und Reichthum der alten persischen Könige.

Was für großer und unnatürlicher Ausschweifungen die Menschen fähig sind, sieht man unter andern auch aus dem Stolz und der Ueppigkeit der alten persischen Monarchen,

chen, die von ihren Unterthanen göttliche Ehre foderten und sich selbst beredeten, daß sie eine Art Götter seyen. Es durfte niemand vor ihren Thron erscheinen, ohne sich auf die Erde niederzuwerfen, und ihnen die Ehre der Anbetung zu erzeigen. Die Unterthanen selbst waren so einer niederträchtigen Sklaverey gewohnt, daß sie sich für der Ungnade ihres Monarchen eben so fürchteten, als für dem Zorn der Götter. Auf dessen bloßen Wink waren sie bereit sich das Leben zu nehmen. Wer etwas in dem Ceremoniel gegen den Monarchen versah, wurde am Leben gestraft.

Des Königs Pallast wurde für heilig gehalten, und übertraf an Pracht alles, was man sich vorstellen kann. Die Wände und Decken der Zimmer waren alle mit Elfenbein, Silber oder Gold ausgelegt. Der Thron war aus dichtem Golde und reich mit Edelgesteinen besetzt. Neben den Pallast lagen unermeßliche Lust- und Thiergärten, darinn alle Arten rarer Thiere aufbehalten wurden.

Die persischen Könige tranken kein anderes Wasser, als aus dem Fluß Choaspes, und dieses wurde ihnen, wo sie auch waren, in silbernen Gefäßen nachgeführt. Ihr Wein muste von Damaskus in Syrien kommen, und ihr Brod muste von Phrygischem Weizen gebacken werden. Ihre Tafel muste täglich mit Gerichten aus allen Provinzen ihres großen Reichs besetzt seyn. Dreihundert Frauenspersonen, die die auserlesensten Stimmen hatten, waren außer einer Menge Instrumentenspieler, täglich bereit, sie mit Musik zu ergötzen, welches besonders beim Einschlafen und Aufwachen geschehen muste. Bisweilen wurden die Einkünfte ganzer Provinzen auf den Anzug einer königlichen

Beischläferinn verwendet; indem einer Stadt aufgetragen ward, ihren Haarschmuck zu besorgen, einer andern ihre Ohrengehänge, Halsschmuck u. s. f.

Die königlichen Einkünfte waren unermeßlich. Man kann davon aus den Summen der königlichen Gelder urtheilen, welche Alexander bei Eroberung des persischen Reichs in verschiedenen Städten gefunden hat. In Damaskus fand er 2600 Talente an gemünzten Silber, und zweihundert mal mehr ungemünztes; in Arbela 4000 Talente, in Susa 40000, in Persepolis 120000 und in Ekbatana 180000 Talente, welche etliche hundert Millionen in itzigem Gelde ausmachen. Alexander soll nach der von ihm gemachten neuen Einrichtung, da die Ländereien der eigentlichen Perser frei von allen Abgaben waren, blos aus den andern Provinzen jährlich 300000 Talente (*), außer einer erstaunlichen Menge verschiedener Landesprodukte, gehoben haben.

So übertrieben die Ausschweifungen der persischen Monarchen waren, so unnatürlich war die Niederträchtigkeit ihrer Unterthanen, besonders der Hofleute, welche ihre Schmeicheley auf die abscheulichste Art übertrieben, wovon folgende Geschichte zum Beyspiel dienen kann.

Cambyses, der Sohn und Nachfolger des großen Cyrus, ein niederträchtiger Tyrann, fragte einsmals seinen Günstling Prexaspes, was man von ihm sagte; dieser antwortete: die Perser hielten ihn für einen guten Fürsten, doch

(*) Ohngefehr 300 Millionen Reichsthaler.

doch meinten sie, er wäre dem Weine zu viel ergeben. Also meinen sie wohl, sagte darauf Cambyses, der Wein raube mir den Verstand. Wir wollen gleich eine Probe davon machen. Er trank hierauf mehr als gewöhnlich, und befahl hernach dem Sohne des Prexaspes, er sollte sich an dem andern Ende des Saales hinstellen, und den linken Arm über den Kopf legen. Hierauf ergrif er seinen Bogen, sagte, er würde ihm den Pfeil durchs Herz schießen, und schoß ihn wirklich todt. Darauf ließ er ihn öfnen, zeigte dem Vater das Herz seines Sohnes, durch welches der Pfeil gegangen war, und fragte ihn auf eine hönische Art, ob er nach den Wein zitterte; worauf Prexaspes antwortete: Apollo selbst könnte nicht geschickter schießen.

Hofstaat eines Königs in Afrika.

Die afrikanischen Neger oder Mohren sind in viel kleine Völker eingetheilt, die von Königen beherrscht werden. Der König eines solchen Volks wohnt, so wie jeder andre Einwohner, in Hütten von Schilf und Stroh, nur mit dem Unterschiede, daß der König viel solcher Hütten hat. Man geht bisweilen durch 7 oder 8 derselben, ehe man zu der Wohnung des Herrn kömmt; sein Minister nimmt den Freinden auf, um ihn dem Prinzen vorzustellen. Wenn man aufgehört hat zu reden, so läßt der Prinz seine Weiber kommen, und stellt sie nebst seinem ganzen Hofe, dem Freinden vor. Man setzt sich; die Favorite sitzt auf einem bretternen Lehnstuhl zur Rechten, der Minister zur Linken, und der Freinde auf eben einen solchen Stuhle gegen über; Der Dolmetscher steht, und die vornehmsten Hofleute sitzen

auf Matten in einem Kreise herum, die andern Weiber stehen in einem zweiten Kreise, und die vornehmsten Officiers machen den dritten; Männer und Weiber sind mit nichts, als einem Stücke Kattun, eine Elle lang und 2 breit, bekleidet. Drauf bringt man die Geschenke; man hat sie sogleich vom Anfang dem Minister angekündigt, und der hat vor allen Dingen den König davon unterrichtet. Alsdann folgt das Getränk, es sei nun Wein oder Brandtswein. Der Fremde muß zuerst trinken, um zu zeigen, daß sein Getränk nicht vergiftet ist; nachdem er getrunken, reicht er sie dem Könige, dieser giebt sie dem Minister, und dieser den übrigen; dergestalt, daß zu jeden Trunk, den der König thut, eine neue Flasche erfodert wird, die der Fremde muß versucht haben. Nach und nach wird die Unterredung munterer, indem daß während derselben der König, so wie er trinkt, dem Fremden tausend Freundschaftsversicherungen thut. Wofern nur Wein oder Brandtswein in hinlänglicher Menge da ist, so erhält man gar leicht alles, was man verlangt. Bey den Geschenken dürfen die ersten Sultaninnen nicht vergessen werden. Eine Kleinigkeit befriedigt sie; man kann sie mit ein paar rothen Schnupftüchern gewinnen, und diese wenige Kosten sind nicht übel angewendet, wenn man der Könige nöthig hat.

Von den Triumphen der Römer.

Wenn die Römer ein Volk überwunden und sich gänzlich unterwürfig gemacht hatten, pflegten sie dem Feldherrn, der den Krieg geendiget hatte, den Triumph zu verstatten.

Dieser

Dieser bestund in einem sehr feierlichen Einzug in Rom, dessen Beschaffenheit aus folgender Beschreibung des Triumphs, den Paulus Aemilius über den macedonischen König Perseus gehalten hat, umständlich erhellet.

Das Volk bauete sich, auf den öffentlichen Plätzen und in den Straßen, Bühnen auf, um den Zug vorüber gehen zu sehen. Alle Zuschauer hatten weiße Kleider an, und alle Tempel stunden offen; sie waren mit vielen Kränzen gezieret, und mit dem Geruche des angezündeten Weirauchs angefüllt. Die Gerichtsdiener trieben den Pöbel auf die Seite, um die Strassen frei und offen zu behalten. Den ersten Tag sahe man Schildereien und große Bildsäulen, auf 260 Wagen durch die Stadt fahren, wozu der ganze Tag kaum hinreichte. Den folgenden Tag wurden die schönsten Waffen von Erzt und Eisen, welche sehr sorgfältig geputzt waren, und einen starken Glanz verbreiteten, auf diesen Wagen vorbei geführt. Sie waren sehr künstlich über einander gelegt, und doch schien es, als wenn sie ohne Absicht wären hingeworfen worden. Die Sturmhauben lagen über den Schildern, die Harnische über den Stiefeln, die Cretischen Schilder waren mit Thracischen Tartschen, mit Köchern und mit Pferdezäumen vermengt, zwischen welchen die bloßen Schwerdter und Spieße hervorragten. Alles dieses lag nicht sehr dicht übereinander, und machte durch das Anstoßen im Fahren ein fürchterliches Geräusch, so daß man auch diese Waffen, die besiegt waren, nicht ohne Furcht ansehen konnte. Hierauf kamen dreitausend Männer, mit gemünzten Silber, in sieben hundert und funfzig Gefäßen, wovon ein jedes drey Talente enthielt, und von vier Männern getragen wurde. Ihnen

folgten viele andere mit silbernen Gefäßen, Hörnern, Schalen und Bechern, welche alle zur Schau gewiesen wurden, und sowohl wegen ihrer Größe, als wegen der eingegrabenen Arbeit kostbar waren.

Den dritten Tag giengen mit Anbruch des Tages die Trompeter durch die Strassen, und bliesen, nicht die an Festtagen und bei heiligen Aufzügen gewöhnlichen Stücke, sondern solche, womit die Römer ihre Soldaten zum Angrif des Feindes anfrischen. Hierauf wurden hundert und zwanzig fette Farren vorbei geführt, welche alle verguldete Hörner hatten, und mit Bändern und Blumengränzen geschmückt waren. Die Jünglinge, von welchen sie zu den Altären geführt wurden, hatten schön verbrämte Schürzen um, und viele Kinder zu Begleitern, von denen die silbernen und güldenen Opfergefäße nachgetragen wurden. Hierauf sahe man das gemünzte Gold in 77 Gefäßen vorbey tragen, deren jedes 3 Talente in sich hielt. Es folgten einige Männer, welche eine ganz goldene und mit kostbaren Steinen besetzte Schale zur Schau trugen, die dem Jupiter geheiligt, und 10 Talente schwer war. Nach dieser wurden die sogenannten antigenidischen, seleucidischen, theriklеischen Schalen mit dem güldenen Kredenztische des Perseus vorbeigetragen, denen der Wagen des Perseus folgte, worauf seine Waffen und seine Krone lagen. Nach einem kleinen Zwischenraume giengen die gefangenen königlichen Kinder. Sie hatten ihre Hofmeister und Bedienten zur Seite, welche alle häufige Thränen vergossen, und nicht nur selbst mit ausgestreckten Händen die Zuschauer um Midleid anflehеten, sondern auch solches die königlichen Kinder thun hießen. Dieses aber waren zwei Prinzen und eine Prinzeßin, welche

che um desto mehr Mitleiden verdienten, je weniger sie wegen ihres zarten Alters ihr Elend empfanden.

Perseus folgte gleich nach seinen Kindern in einem Trauerkleide und in macedonischen Stiefeln, und war bei seinem Unglück einem Manne gleich, der des Gebrauchs seiner Vernunft beraubt ist. Nach ihm kam das Gefolge seiner Freunde und Vertrauten, welche vor Traurigkeit mit niedergebückten Haupte giengen. Dieses Gefolge beschlossen diejenigen, welche die 400 Kronen trugen, die dem Aemilius von den Städten durch Abgeordnete waren überschickt worden.

Endlich kam Aemilius selbst, ein Mann, welcher auch ohne dieses Gepränge aller Menschen Augen auf sich ziehen konnte. Er trug einen mit Gold gestickten Purpurrock, und hielt einen Loorbeerzweig in der rechten Hand. Das ganze Kriegesheer trug auch Lorbeerzweige, und folgte nach seinen Fahnen und Legionen dem Siegeswagen seines Feldherrn nach. Es sang nicht nur die mit allerhand Spöttereien vermischten Gesänge, sondern auch solche Siegeslieder, die man auf die Thaten des Aemilius verfertiget hatte. Dieser aber wurde von allen bewundert und glücklich gepriesen, ohne daß ihn ein einziger redlicher Bürger beneidet hätte.

Asiatischer Stolz.

Schon in den ältesten Zeiten haben die asiatischen Könige den übertriebenen Stolz gezeiget, den viele Fürsten in Asien noch haben. Die alten persischen Monarchen nennten sich Könige der Könige und Herrn aller Völker. Der

König der Malayen heißt sich den Herrn der Winde und der Meere vom Aufgang und Niedergang. Der Großmogul führt den Titel eines Weltbezwingers und eines Königs der Erde, und die Großen seines Reichs geben sich selbst die ausschweifendste Namen, indem sie sich Strahlenschiesser, Donnerschläuderer u. d. gl. nennen.

Wenn der Chan der asiatischen herum ziehenden Tartarn, der nicht einmal ein Haus besitzt, und blos vom Raube lebt, in seinem Zelte bey Milch und Pferdefleisch gespeiset hat, so läst er durch einen Herold verkündigen: allen Potentaten, Fürsten und Herrn dieser Erde sei nun vergönnt, ein gleiches zu thun.

Doch sind die asiatischen Fürsten nicht die einzigen, die einen so lächerlichen Stolz zeigen. Das Haupt der Natches eines kleinen amerikanischen Volkes, das irgendwo an dem Mißisippifluß herum zieht, hat einen Stolz von eigener Art. Er tritt alle Morgen aus seiner Hütte hervor, und zeichnet mit dem Finger der Sonne den Weg aus, den sie denselben Tag nehmen soll.

Das Lächerliche, welches jedermann hiebei fühlt, beweiset, daß dieser Stolz gerade das Gegentheil dessen bewirkt, was der Stolze sucht; Verlachung anstatt Ehrfurcht.

Die Sybariten.

Ein Volk in dem ehemals sogenannten großen Griechenland, oder untern Theil von Italien, wo es die Stadt Syba-

Sybaris bewohnte. Dieses Volk ist in der alten Geschichte wegen seiner übertriebenen Ueppigkeit, Weichlichkeit und Wollüstigkeit berühmt, daher man noch itzt einen verzärtelten Wollüstling einen Sybariten nennt. Sie rühmten sich, daß sie niemals die Sonne weder auf noch unter gehen gesehen. Alle grobe Handwerker, und alles was Geräusch machte, so gar die Hähne, weil sie früh krähen, waren aus der Stadt verbannt. Auf Erfindungen neuer Gerichte und Leckerbissen waren öffentliche Belohnungen ausgesetzt. Das Sybaritische Frauenzimmer war dem Putz so sehr ergeben, daß ein ganzes Jahr vorher angesagt wurde, wenn es einem öffentlichen Opferfest beiwohnen sollte; damit es Zeit genug haben möchte den Putz zuveranstalten.

Religion der alten nordischen Völker.

Bei den alten nordischen Völkern begünstigte alles die kriegerischen Gesinnungen und den männlichen Muth, der denselben eigen war. Selbst ihre Religionsmeinungen waren so beschaffen, wie es sich für Leute schickte, die ihr Leben unter den Waffen zubrachten, und die keine angenehmere Beschäftigung kannten, als den Krieg. Nur diejenigen, die ihr Blut in einem Treffen vergossen hatten, konten sich den Genuß der Vergnügungen versprechen, die ihnen Odin, der erste unter den Göttern, in seinem Pallaste Valhalla zubereitete. Aus diesem Vergnügungen, die sie sich nach ihren Tode versprachen, kann man von denjenigen urtheilen, die sie in ihrem Leben genossen. Die Helden,

sagt

sagt die Edda (*), welche in dem Pallaste des Odins aufgenommen werden, haben alle Tage das Vergnügen sich zu bewafnen, Musterung zu halten, sich in Schlachtordnung zu stellen und sich einer den andern in Stücken zu hauen; sobald aber die Zeit zum Essen kömmt, reiten sie alle wieder frisch und gesund nach dem Saale des Odins zurück, und fangen an zu essen und zu trinken. Ob ihrer gleich eine unendliche Anzahl ist, so reicht doch das Fleisch von einen wilden Schweine für sie alle hin; alle Tage trägt man denselben Eber auf, und alle Tage wächst er völlig wieder. Ihr Getränk ist Bier und Meth (**), eine einzige Ziege, deren Milch der vortreflichste Meth ist, giebt genug von diesem Getränke, um alle Helden zu berauschen; ihre Trinkgeschirre sind die Hirnschädel der Feinde, die sie getödtet haben. Blos der Odin, der an einem besondern Tische allein sitzt, trinkt Wein, welcher ihm statt aller Nahrung dient. Eine Menge Jungfrauen bedienen die Helden bei Tische, und füllen ihre Becher wieder, so wie sie leer werden

Grausame Religionsgebräuche in Japan.

Die Religion Budso, eine von den drey vornehmsten Sekten in Japan, zeichnet sich durch die Strenge und Grausamkeit aus. Man sieht täglich im Winter eine große Menge

---

(*) Edda ist die Sammlung der uralten nordischen Religionslehren.

(**) Ein Trunk aus Honig und Wasser.

Menge Anhänger dieser Religion, die sich nackend ausziehen, und sich auf 100 Krüge halbgefrornes Wasser über den Leib gießen lassen. Andere verbinden sich durch ein Gelübde, ihre Götter 1000 mal des Tages anzurufen, und zwar zur Erde zu fallen, und jedesmal mit der Stirne das Pflaster zu berühren. Einige unternehmen lange Wallfahrten, und gehen über harte Wege, über spitze Kiefel, und über Dornen und Hecken, und lassen aller Orten Spuren von ihrem Blute nach. Gewisse Bonzen, (*) Famabusgis genannt, versammlen sich alle Jahr in der Stadt Nava, welche 8 Meilen von Meaco liegt. Eine große Menge Andächtiger begiebt sich an eben diesen Ort, und sie reisen alle auf einen Tag ab, zu einer Wallfahrt von ohngefehr 80 Meilen. Sie ziehen so langsam, und durch so rauhe Wege fort, daß sie fast nicht mehr, als eine Meile des Tages zurücklegen. Sie gehen mit bloßen Füßen, jeder trägt seinen Vorrath von gedörrtem Reiße, wovon sie alle Morgen und Abend eine Hand voll essen. Die ersten 8 Tage reiset man durch dürre und unbewohnte Wüsten. Alles mangelt darinn; sogar mit Wasser muß man sich versehen. Oftmals verdirbt dieser Vorrath und viele Pilgrimme werden krank. Man läßt sie ohne Barmherzigkeit liegen, wenn sie der Caravane nicht mehr folgen können, und diese Unglücklichen sterben aus Mangel der Hülfe. Wenn man aus dieser Wüste heraus ist, muß man über fast unersteigliche Berge klettern. Die Wegweiser, welche man hiezu annimmt,

---

(*) Bonzen sind in Indien eine Art Mönche, die ihr ganzes Leben mit Ausübungen willkührlicher Religionsgebräuche zubringen.

nimmt, sind Bonzen, welche Genguis genannt werden. Sie führen die Pilgrimme 8 Meilen bis zu den Flecken Ozaba, wo sie dieselben andern Bonzen, Goguis genannt, übergeben, welche hauptsächlich die Einrichtung dieser Wallfahrt machen. Diese beiden Arten von Bonzen führen ein außerordentliches bußfertiges Leben; ihre Gestalt hat etwas gräßliches an sich. Das Volk hält sie für Heilige, und diesem Vorurtheile zufolge, maßen sie sich eine unumschränkte Herrschaft über die Pilgrimme an. Sie legen ihnen auf der Reise sehr harte Gesetze auf, ein stetes Stillschweigen, ein strenges Fasten und eine Menge anderer Bußübungen. Wenn jemand im geringsten darwider handelt, ergreifen sie alsobald den Schuldigen, hängen ihn mit den Händen an einen Baum, ohne ihn zu binden, lassen ihn so über einen Abgrunde hängen, bis ihm die Kräfte entgehen, und er herunter fällt, und zwischen den Felsen sogleich in Stücken zertrümmert wird. Die andern Pilgrimme müssen diese Hinrichtungen ohne Murren mit ansehen; die geringste Klage oder das kleineste Zeichen von Mitleiden würde mit eben diesem Tode bestraft werden. Auf dem halben Wege kömmt man in eine Ebne, in welcher die Goguis alle Pilgrimme mit kreuzweis übereinander gelegten Händen und Füßen und mit dem Kopf auf den Knien niedersitzen lassen. In dieser Stellung erhält man sie einen Tag und eine Nacht, ohne ihnen zu erlauben, sich im geringsten zu rühren, die kleinste Bewegung würde mit Prügeln bestraft werden. Diese ganze Zeit ist dazu bestimmt, sein Gewissen zu untersuchen, und sich zu einem allgemeinen Bekenntnisse aller Sünden vorzubereiten, die man seit der letzten Wallfahrt begangen. Endlich setzet man den Weg fort, und nach einigen Tagen

erblickt

erblickt man eine Reihe Berge, die sich zu berühren scheinen, und aus deren Mitte sich ein steiler einzelner Felsen erhebt, der sich in den Wolken zu verlieren scheint. Der Gipfel davon ist das Ende dieser andächtigen Wallfahrt, und hier läßt man die Pilgrimme die letzte Prüfung ausstehen, die härter und gefährlicher als die vorigen ist. Die Goguis lassen vermittelst einer Maschiene eine lange eiserne Stange aus dem Felsen ragen, woran eine große Wage hängt; man setzt jeden Pilgrimme, einen nach dem andern, in die eine Schale dieser Wage, und in die andere legt man ein Gegengewicht. Hierauf dreht man die Wage hinaus, so daß sie ohnmittelbar über einem abscheulichen Abgrunde hängt, der den Felsen umgiebt. Der Bußfertige muß mit lauter Stimme alle seine Sünden bekennen, und zwar in Gegenwart seiner Cameraden, die nach und nach diese Prüfung gleichfals ausstehen müssen. Wenn die Bonzen wahrnehmen, daß sich jemand mit zweideutigen Worten ausdrückt, oder seine Fehler zu verbergen sucht, so nehmen sie das Gegengewicht weg, und lassen den Elenden fallen.

Wallfahrten der Mahometaner.

Weil Mahomet in Mecca gebohren worden, und die Kiaabe oder der heilige Tempel daselbst ist, so haben die Türken für diese Stadt eine so fromme Ehrfurcht, daß niemanden, außer den Mahometanern erlaubt ist, dieses heilige Land in einen Bezirk von einigen Tagreisen um diese Stadt zu betreten; und wenn ein Christ oder anderer Religionsverwandter daselbst angetroffen und entdeckt wird, so verbrennen sie ihn ohne alle Gnade. Es ist eine Hauptpflicht

der

der mahometanischen Religion, nach dieser heiligen Stadt eine Wallfahrt zu thun.

Mecca ist eine alte Stadt, die in einer gebirgigten Gegend liegt, und ganz von Steinen erbaut ist. Mitten in derselben stehet ein viereckigtes Gebäude, von außen mit einer Mauer umgeben. Dieses ist die Kiaabe. Man findet einen Brunnen darinn, der ein ziemlich gutes Wasser hat, in Vergleichung der andern Wasser zu Mecca, die wegen ihrer Bitterkeit nicht zu trinken sind. Rechter Hand lieget inwendig an der Thüre ein dicker schwarzer Stein, von welchem die Türken vorgeben, daß er vom Himmel gefallen, und anfänglich weiß, nachher aber durch die Sünden der Menschen schwarz geworden sey. Derjenige, welcher bei dem Eingange, nachdem sie sich einander, nach verrichtetem Gebet, das Selam (*) gesagt haben, diesen Stein zuerst küsset, wird für einen Heiligen gehalten, und jedermann bemühet sich, ihm die Füße zu küssen; er wird aber oft von der großen Menge Menschen, die sich zu ihm drängen, erstücket. In diesen geheiligten Ort kommt man des Jahres vier mal. Unter andern auch zur Zeit des Ramadans (**). Die Caravanen pflegen ihre Reise so einzurichten, daß sie gegen diese Zeit in Mecca eintreffen. Diese Kiaabe wird jährlich mit neuen Stoffen, welche der Großherr und die andern mahometanischen Fürsten dahin schicken, von außen ganz bedecket. Die alten werden dem Großherrn zurück gegeben,

---

(*) Selam ist so viel als ein Gruß.

(**) Ist ein Monat in welchem die Türken täglich von Aufgang der Sonnen bis in die Nacht ein gänzliches Fasten beobachten.

gegeben, wenn das kleine Bairamfest (*)! auf einen Freitag fällt; in den Jahren aber, da dieses Fest nicht auf einen Freitag fällt, nimmt der Sultan Sherif das Gold heraus, schneidet die Stoffe in Stücken, und verkaufet sie als Reliquien für einige Sequinen. Der Sultan Sherif ist der Befehlshaber zu Mecca; er ist sehr mächtig und reich, und weiß den Pilgrimmen durch tausenderlei Erfindungen, unter dem Vorwande der Frömmigkeit, vieles Geld abzulocken.

Die Pilgrimme gehen nach Mecca, entweder um der Frömmigkeit, oder um des Handels willen, und um Waaren daselbst einzukaufen, oder um der Strafe, die sie sonst wegen eines großen Verbrechens verdienet hätten, zu entgehen; denn diese Reise macht einen jeden von seinem Verbrechen frei und ehrlich. Ob gleich die Absichten dieser Reise verschieden sind, so wird sie doch von allen mit der größten, obwohl auch oft verstellten, Andacht verrichtet; denn man thut auf den ganzen Wege nichts, als singen, beten und Allmosen geben. Zwei Tage vor der Ankunft in Mecca ziehet sich jedermann bei einem Ort, Radak genannt, nackend aus, und bedecket nur die Schaam und den Hals mit einem Tuche. Dieses thun sie aus Ehrerbietung; und damit sie die heilige Erde nicht beflecken, gehen sie die letzten acht Tage in Sohlen. Während dieser Zeit dürfen sie sich nicht die Haare scheeren, kein Ungeziefer von ihrem Leibe tödten, nichts kaufen oder verkaufen, mit ihren Knechten nicht zanken, und kein böses Wort sprechen. Nach diesen verflossenen acht Tagen müs-

(*) Bairam ist die Zeit, welche nach dem großen Fasten einfällt, da sich jedermann fein lustig macht.

sen sie einen Hammel schlachten, und den Armen geben. Wenn sie nach Mecca ankommen, bleiben sie drei Tage lang daselbst, welche sie zur Besuchung der heiligen Oerter anwenden, und in einem von diesen dreien Tagen muß ein jeder sieben mal einen langen Weg um die Kiaabe unter beständigem Beten und unter Anführung eines Imans (*) thun.

Nach diesen dreien Tagen reisen sie nach Minnet, wo sie gegen den kleinen Bairam, oder das Osterfest ankommen. Am Ostertage schlachtet ein jeder nach seinem Vermögen einige Hammel, welche den Armen gegeben werden. An diesem Tage scheeren sie sich wieder zum ersten mal die Haare, kleiden sich wieder ordentlich an, und gehen nach dem Berge Arafat, der ohngefehr eine kleine Tagereise weit ist. Ein jeder muß zwei und vierzig Steine mitnehmen. Sie bleiben daselbst drei Tage. Am ersten Tage werfen sie nach verrichtetem Gebet sieben Steine gegen den Fuß dieses Berges, am zweiten Tage vierzehn, und am dritten Tage ein und zwanzig. Sie sagen, daß sie diese Steine dem Satan an den Kopf werfen, der den Abraham an diesem Orte in Versuchung geführet habe, als er seinen Sohn Ismael opfern wollen. Denn sie glauben, daß auf diesem Berge das Opfer hat geschehen sollen, und daß nicht Isaak, sondern Ismael hat sollen geopfert werden. Sie erzählen noch außerdem von diesem Berge viele lustige Fabeln; z. B. daß Adam und Eva sich daselbst zwei hundert und zwanzig Jahre lang gesucht haben, nachdem sie aus dem Paradiese verjaget worden. Von hier geht die Reise nach Medina, zu Mahomets Grabe, welches, ihrem Vorgeben nach, in einer

(*) Oder Priesters.

einer Kammer befindlich seyn soll, dessen Mauern ganz mit Magnet bedeckt sind, der den eisernen Sarg in der Luft schwebend erhält. Aber es gehen die wenigsten Türken nach Medina. Die heiligste Handlung besteht in dem Besuch der Kiaabe.

Ohngefehr anderthalb Monate nach dem Auszuge der jährlichen Caravane von Cairo, und um die Zeit, da man vermuthet, daß sie zu Mecca angelanget sey, macht sich ein Aga aus Cairo auf den Weg, um den zurückkommenden Pilgrimmen diejenigen Erfrischungen, die ihnen von ihren Verwandten und Freunden zugeschickt werden, entgegen zu bringen. Er trift sie ohngefehr auf dem halben Wege an, und begleitet sie zurück nach Cairo, wo sie mit Jauchzen und Freudengeschrei von ihren Bekandten empfangen werden. Man kann leicht erachten, daß eine so große Menge Volks, die jedes mal die Wallfahrt thut, nur langsam wandert, und daß diese Reise wegen der vielen auf einem so weiten Wege unvermeidlichen Hindernisse sehr verzögert wird. Sie ist auch sehr beschwerlich, weil man unterweges weniges und schlechtes Wasser findet, und in den dürren und wüsten Gegenden keine andere Erfrischungen hat, als die man sich selbst mitnimmt; und endlich weil man oft den heissen und erstickenden Winden ausgesetzt ist. Daher ist es kein Wunder, daß viele Menschen und Cameele auf der Reise sterben.

Die Stadt Mecca liegt im glücklichen Arabien, sieben und dreyßig Tagereisen von Cairo, und eine Tagereise vom rothen Meere. Sie hat einen Hafen, Gidde genannt, welcher eine kleine Stadt mit zweien Schlössern

ausmachet, in deren einem die Türken ein Grab zeigen, welches sie für das Grab der Eva ausgeben. Die Kiaabe oder das Gotteshauß, welches mitten in der Stadt stehet, ist nach ihrer Meinung vom Abraham erbauet worden, und der schwarze Stein an der Thüre dieses Hauses, soll ihm zu einem Gerüste gedienet haben. Die Thüre ist ganz von Silber, und hat zwei Flügel.

Medina liegt zehn Tagereisen von Mecca, und etwa drei Tagereisen vom rothen Meer. Sie ist nur halb so groß, wie Mecca; hat aber eine große Vorstadt. Mitten in der Stadt ist die Moschee, worinn Mahomet begraben liegt. Das Grab ist in einem runden Gebäude, welches mit einer Cuppel bedeckt, und rund um mit einer Gallerie versehen ist, in dessen Mauer verschiedene silberne Gitterfenster befindlich sind. Inwendig ist dieses Gebäude mit den prächtigsten Steinen und vielen andern Kostbarkeiten ausgeschmücket, worunter vornemlich zwey Diamanten von außerordentlich großem Werthe zu sehen sind. Diejenigen, welche dieses Grab gesehen haben, versichern, daß der Sarg auf der Erde stehe, daß aber die meisten Türken so wunderliche Begriffe davon haben, rührt daher, weil die wenigsten Pilgrimme es zu sehen bekommen, indem zur Zeit der Wallfahrt, der Zulauf der Menschen zu groß ist. Wenn aber diese Fremdlinge weg sind, kann man es am besten betrachten. Die Thüre zu der Gallerie ist von Silber, so wie die Thüre aus der Gallerie zu dem Innern des Gebäudes.

Das Delphische Orakel.

Es ist ein allgemeiner Aberglauben fast aller heidnischen Religionen alter und neuer Zeiten, sich einzubilden, daß die Götter bisweilen den Menschen künftige Dinge vorher sagen, oder andeuten. Die Art den Göttern die Nachrichten abzufragen, war überaus verschieden. Die Römer bildeten sich ein, aus dem Fluge der Vögel es merken zu können; sie und auch andre Völker untersuchten auch bisweilen die Eingeweide der geopferten Thiere, in dem Wahn, aus deren Beschaffenheit den Willen der Götter zu erkennen.

Bei den Griechen hatte man andre Arten, die Götter um das künftige zu befragen. Man muste sich unter Beobachtung gewisser Ceremonien in die Tempel, oder Hayne, oder Höhlen der Götter begeben, und daselbst seine Fragen den Priestern vorlegen, und bekam auf verschiedene Arten die Antwort darauf. Die Römer nannten diese Antworten Orakula, und diesen Namen gab man hernach auch den Anstalten selbst.

Unter allen Orakeln des Alterthums ist keines berühmter gewesen, als das Orakel des Apollo in Delphis, einer alten Stadt in Griechenland. Daselbst hatte Apollo einen Tempel, der von Priesterinnen bedient wurde. Eine dieser Priesterinnen, der man den Namen Pythia gab, vernahm von denen, die zum Orakel kamen, die Fragen, die sie dem Apollo vorlegen wollten; setzte sich nach vielerley besondern Ceremonien auf einen Dreifuß, welcher in dem Tempel über einer tief in die Erde gehenden Höle stand;

wurde alsdenn, ihrem Vorgeben nach, vom Apollo begeistert, und eröfnete hernach die Antwort des Gottes.

Dieses Orakel war so berühmt, daß sowohl die Griechen, als die Römer und viele Könige der um Griechenland liegenden Länder bey allen wichtigen Unternehmungen, dahin schickten. Der Tempel wurde allemal von denen, die das Orakel besuchten, nach Vermögen beschenkt, so daß das selbst sich unermeßliche Reichthümer angesammlet haben.

Pythia konnte nicht weißagen, wenn sie nicht von dem Dampfe gleichsam berauscht war, der aus der Höle oder dem Heiligthum des Apollo hervorstieg. Dieser wunderbare Dampf begeisterte sie, ihrem Vorgeben nach, nicht zu allen Zeiten und bey allen Gelegenheiten; denn es war dem Gott nicht allezeit gelegen, Eingebungen mitzutheilen. Anfangs that er es im Jahr nur einmal. Nachgehends erhielt man es doch, daß er der Pythia monathlich einmal einbließ. Alle Tage waren nicht dazu bequem, und es gab einige darunter, an welchen es nicht erlaubt war, das Orakel um Rath zu fragen. Diese vorgegebenen unglücklichen Tage waren ein Vorwand, dessen sich die Priesterinn bediente, dem Alexander sein Begehren abzuschlagen, welcher nach Delphen gekommen war, den Gott um Rath zu fragen. Die Priesterinn, welche behauptete, daß es jetzo nicht erlaubt sey, ihn zu fragen, wollte nicht in den Tempel hinein gehen. Alexander, der in allen seinen Begierden hitzig war, nahm sie beym Arm und wollte sie mit Gewalt hinein führen. Ach mein Sohn, sagte sie darauf, du bist unüberwindlich! und erhielte vom Alexander die Antwort, er verlangte kein anderes Orakel und sey mit dem

zufrie-

zufrieden, was er jetzo gehört habe. Der Abgott selbst kündigte, wie man sagte, seine Ankunft dadurch an, daß er selbst einen Lorbeerbaum schüttelte, der vor der Thür des Tempels stand, und den ganzen Tempel bis auf den Grund erschütterte. So bald der göttliche Dampf sich als ein durchdringendes Feuer in dem Eingeweide der Priesterinn ausgebreitet hatte, so sahe man, wie ihr die Haare zu Berge standen. Ihr Anblick war wild, ihr Mund schäumete, den ganzen Leib ergrif ein heftiges Zittern, und sie empfand alle Zufälle einer Person, die von Raserey außer sich gebracht ist. Sie stieß dann und wann einige dunkel ausgesprochene Worte heraus, welche die Umstehenden mit Sorgfalt auffingen und selbige nach Belieben mit einander verbanden.

Nachdem die Prophetin einige Zeit auf dem Dreyfuß gesessen hatte, so führte man sie in ihr Gemach zurück, worinn sie sich gemeiniglich etliche Tage aufhielt, um sich von den Ermüdungen zu erhohlen. Und öfters war, wie Lucan sagt, ein geschwinder Tod entweder die Belohnung, oder die Strafe ihrer Begeisterung.

Die alte Geschichte ist voll von wunderbaren Orakelsprüchen des delphischen Apollo, davon aber vieles der Leichtgläubigkeit des Aberglaubens zuzuschreiben ist. Zukünftige Dinge kann niemand als Gott wissen, welcher gewiß die Priesterinnen in Delphis nicht begeistert hat. Es erhellet aus vielen Umständen, daß die Pythia sich ofte zu politischen Betrügereyen hat brauchen lassen, und daß sie dem die günstigste Antwort gegeben hat, der sie am besten bezahlt hat. Die Regenten der Städte bedienten sich ofte

des Orakels um Sachen durchzutreiben, in welche das Volk ohne diesen Betrug nicht würde gewilliget haben.

Das gemeinste Kennzeichen der Orakel war die Zweydeutigkeit, Dunkelheit und Verwickelung der Aussprüche. Eine einzige Antwort konnte oft auf verschiedene Weise ausgelegt und zuweilen auf eine andere widersprechende Begebenheit gezogen werden. Durch diese List spottete man der Unwissenheit und Leichtgläubigkeit der Heyden. Als Crösus in Bereitschaft stand, die Meder anzugreifen, und das Orakel zu Delphen über den Ausgang des Krieges um Rath fragte, so bekam er die Antwort: „Er werde, wenn er über den Fluß Halys gehen würde, ein großes Reich über den Haufen werfen.“ Welches Reich? sein eigenes, oder der Feinde ihres? Das mochte er selbst errathen. Der Ausgang mochte indessen seyn wie er wollte, so hatte das Orakel allemal wohl geredet. Eben das muß man von der Antwort des Gottes an den Pyrrhus sagen:

Ajo te, Aeacida, Romanos vincere posse.

Die Eleusinische Feste.

In dem ganzen heydnischen Alterthume findet sich nichts, das berühmter wäre, als das Fest der Ceres von Eleusis. Die Gepränge dieses Festes wurden schlechthin und Vorzugsweise vor andern die Geheimnisse genannt. Den Ursprung und die Einsetzung desselben schreibet man der Ceres selbst zu. Dieses Fest wurde alle vier Jahre gefeyert, und dauerte neun Tage. Jedes Geschlecht, jedes Al-

ter,

ter, jeder Stand zu Athen konnte Antheil daran nehmen. Die Ausländer aber waren gänzlich davon ausgeschlossen.

Die Athenienser ließen ihre Kinder beiderley Geschlechts schon bei Zeiten in diesen Geheimnissen unterrichten; und sie würden sich für Verbrecher gehalten haben, wenn sie selbige hätten sterben lassen, ohne ihnen diesen Vortheil verschaft zu haben. Die gemeine Meinung davon war diese: es verbinde dis Gepränge dazu, daß man ein reineres und ordentlicheres Leben führe; es bringe einen besondern Schutz derjenigen Göttinnen zu wege, deren Dienst man sich gewidmet; ja es verschaffe auch in einem künftigen Leben ein gewisseres und vollkommeneres Glück; da hingegen diejenigen, die nicht dazu eingeweihet worden, ausser dem Unglück, das sie in dieser Welt zu befürchten hätten, auch nach ihrem Absterben verdammet würden, und ewig an unreinen Oertern verbleiben müsten. Diogenes und Socrates glaubten nichts davon. Darum ließen sie sich auch nicht zu diesen Geheimnissen einweihen.

Die ersten Tage dieses Festes brachte man mit einigen Gebräuchen und mit einigen Opfern zu, die man den Göttinnen darbrachte. Den vierten Tag gegen Abend gieng der Umzug mit dem Korbe vor sich, der auf einem Wagen stand, welcher von Ochsen sehr langsam gezogen, und von einer großen Menge atheniensischer Frauen begleitet wurde. Alle trugen geheimnißvolle, mit allerley Sachen angefüllte Körbe, die man sehr verborgen hielt, und mit einem Tuche von Purpur bedeckte.

Der fünfte Tag hieß der Fackeltag, weil in der Nacht dieses Tages Männer und Weiber Fackeln trugen, um denjenigen dadurch nachzuahmen, was Ceres gethan, als sie eine Fackel bey dem Feuer des Berges Aetna angezündet, und damit hin und her geirret, um ihre Tochter, die Proserpina, zu suchen, welche Pluto entführet hatte.

Der sechste Tag war unter allen übrigen der feyerlichste. Er hieß Bachus. Man trug die Bildsäule dieses Gottes der Trunkenheit mit großem Gepränge herum. Der Umzug war sehr zahlreich, und gieng von Athen bis nach Eleusis: wobey man den Göttinnen zu Ehren Gesänge und Loblieder sang. Der Weg, den diese prächtige Gesellschaft nahm, ward der heilige Weg genennet.

Der siebende Tag ward mit Spielen und Leibesübungen gefeyert. Die Belohnung des Sieges war ein Maaß Gersten, zum Angedenken dessen, daß Ceres zuerst zu Eleusis das Mittel Gersten zu erlangen und zu gebrauchen gelehrt hätte. Die beyden folgenden Tage waren zu gewissen besondern Gebräuchen bestimmt, die nicht viel zu sagen haben, und also auch nicht sonderlich merkwürdig sind.

Ceres lehrte die Griechen nicht nur, wie sie die Gerste und das andere Getreyde fortpflanzen, und gebrauchen sollten; sondern sie brachte ihnen auch die Grundsätze der Frömmigkeit, der Gütigkeit, des Glimpfes und der Leutseligkeit bey, welche seit dem unter ihnen geherrschet, und ganz Griechenland, besonders Athen, so viel Ehre erworben haben.

So lange nun dieses Fest währete, war bey harter Strafe verboten, jemanden, er sey auch wer er wolle, ins Gefängniß setzen zu lassen, oder den Richtern einige Bittschriften zu übergeben. Es war auch ein Hauptverbrechen, wenn man die Geheimnisse und das verborgene dieses Festes offenbarte. Diagoras, der Melier, wurde eben deswegen in die Acht erkläret, und Geld auf seinen Kopf gesetzt. Dem Poeten Aeschylus hätte es beynahe das Leben gekostet, wie nicht weniger dem Alcibiades, weil sie allzufrey davon gesprochen hatten. Denjenigen, der dieses Geheimniß verletzet hatte, flohe man als einen Verfluchten und Verbanneten.

Man begreift wohl, was der Entzweck von dem harten Gesetze des Stillschweigens, welches allen denen auferlegt war, die zu diesen Geheimnisse eingeweyhet waren, gewesen sey. Man wollte dadurch die erschrecklichen Unordnungen geheim halten, die bey Feyerung dieser ungörtlichen Geheimnisse vorgiengen. Und dies zeiget uns, was der Mensch zu thun fähig sey, wenn er der Finsterniß seines Verstandes und dem Verderben seines Herzens überlassen ist.

Ausschweifender Aberglauben der alten Egypter.

Es scheinet, daß die Egypter in den ältesten Zeiten richtige Begriffe von Gott, als dem höchsten Wesen gehabt haben, welches sie unter dem Namen Osiris anbeteten. An dessen Tempel zu Sais stand diese merkwürdige Aufschrift: Ich bin alles, was gewesen ist und seyn wird, und meinen Schleyer hat noch kein Sterbli-

cher

cher aufgedeckt. Dessen ungeachtet fiel Egypten in einen so groben Aberglauben, dergleichen man sonst bey keinem Volke gesehen hat. In einigen Städten wurde verschiedenen Thieren, in andern einigen Pflanzen, göttliche Ehre erwiesen. Es wurden lebendige Thiere in den Tempeln ernährt, zu deren Unterhalt waren gewisse Ländereyen ausgesetzt, und es wurde für eine hohe Ehre gehalten, die Fütterung und Wartung derselben zu besorgen.

Nicht nur diejenigen Thiere, welche wirklich in den Tempeln unterhalten wurden, sondern auch die andern ihres Geschlechts, die herum liefen, wurden für heilig gehalten. Wer ein solches Thier aus Vorsatz tödtete, der wurde am Leben bestraft; und wer ohne Vorsatz eines umbrachte, wurde den Priestern zur willkührlicher Bestrafung ausgeliefert. Doch waren die Katzen, die Falken und der Ibis, (ein den Störchen ähnlicher Vogel) so heilig, daß der, welcher auch aus bloßem Versehen ein solches Thier umgebracht hatte, des Lebens verlustig wurde. Ein römischer Soldat hatte von ohngefehr eine Katze todt geschlagen; der erbitterte Pöbel versammelte sich um das Haus, darinn er war, und drang auf seinen Tod, wovon ihn der König selbst nicht zu retten vermochte.

Unter den thierischen Gottheiten war ein Ochse von gewisser Farbe, den sie Apis nennten, die vornehmste. Wenn ein solcher starb, so legte das ganze Land die tiefste Trauer an, und sein Leichenbegängniß ward mit unglaublicher Pracht gefeyert. Unter der Regierung des Ptolomäus Lagus starb ein Apis in hohem Alter. Derjenige, der ihn gewartet hatte, verwendete auf dessen Begräbniß außer sei-

nem ganzen Vermögen noch eine Summe, die sich über 50,000 Teichsthaler nach itzigem Gelde belief. Nach dem Tode eines solchen Ochsen währete es oft lange Zeit, ehe man wieder einen solchen fand; denn er muste unter andern Eigenschaften auch diese haben, daß er am ganzen Leibe schwarz, nur an der Stirne mit einem weißen Fleck bezeichnet seyn muste. Wann ein solcher ausfündig gemacht wurde, so sahe man im ganzen Lande nichts als Feste und Freudenbezeugungen.

Das Prenestinische Loos.

In der Stadt Preneste wurde eine Göttinn angebetet, welche dasjenige Loos oder den Glückstopf soll regieret haben, welchen ich nun beschreiben will. Man hatte daselbst seit uralten Zeiten eichene Täfelchen aufbewahrt, welche mit sehr alter Schrift beschrieben waren. Diese wurden in einem Kästchen, welches von einem wunderthätigen Oehlbaum gemacht war, aufbehalten, wollte nun jemand sein Schicksal vorher wissen, so hat nach vorher abgestatteter Gebühr ein Kind aus dem Kästchen ein solches Täfelchen gezogen, und der Sortilege oder zur Entzieferung bestimmte Priester die Schrift sogleich demjenigen, der bezahlt hatte, vorgelesen. Lange wurde dieser Glückstopf für unfehlbar gehalten, und die Priester fanden ihr reichliches Auskommen dabey. Allein zu Ciceros Zeiten soll er doch schon in üblem Ruf gewesen seyn, und zu Tibers Zeiten hätte er bald einen gänzlichen Stoß bekommen. Da dieses Orakel sich zu sehr mit des Kaisers Sachen abgab, ließ er das Kästchen nach Rom holen, weil

aber

aber die Priester fein genug waren, die Täfelchen herauszunehmen, und das Volk dieses für ein Wunderwerk hielt, so bekam diese Betrügerey von neuem Credit.

Religion der Perser.

Ein Hauptartikel in der Religion der alten Perser war dieser. Die angenehmsten Handlungen eines Menschen vor Gott sind: Kinder zeugen, das Feld bauen, und Bäume pflanzen.

Religionskrieg.

Die Bogharen und Perser sind zwar beide Mahometaner, doch bekriegen sie sich oft unter einander der Religion wegen, und zwar betrift es nichts geringers als folgenden Hauptartikel: daß die Persianer ihren Zwickelbaart nicht abschneiden wollen, wie es die Bogharen und alle Tartaren thun. Wer ihn behält, sagen die letzten, ist ein Kafer, ein Ungläubiger, ein Christ.

Aberglauben der mongolischen Tatarn.

Die mongolischen Tatarn sind theils den Russen, theils den Chinesern unterworfen. Ihre Religion ist die heidnische, und das Haupt ihrer Priester, welcher in dem süd-westlichen Theile des Landes seine Residenz hat, heißt Kutuchta, d. i. der große Priester. Sie glauben, daß er das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige wisse. Er wird

deswegen

deswegen als ein Gott verehret, und ist eigentlich der Götze, in dessen Verehrung die ganze Religion dieses Volks besteht. Die Lamas, welches seine untergeordneten Priester sind, erleichtern ihm die Mittel, das Volk zu betrügen. Sie geben vor, sein Körper sey zwar sterblich, aber nicht seine Seele, sondern diese gehe sogleich nach seinem Tode in den Körper seines Nachfolgers, und auf diese Weise, setzen sie hinzu, habe er schon 14 Menschenalter durchlebt. Um diesem Vorgeben Glauben zu verschaffen, richten sie einen Knaben ab, welchen sie zu seinem Nachfolger bestimmen. Sobald also der Kutuchta todt ist, wird der Knabe vorgeführt, man zeigt ihm einige Sachen, die dem verstorbenen Kutuchta gehört, mit einigen andern Kleinigkeiten vermischt. Er greift nach den erstern, und das ist ein Zeichen, daß er der wahre sey. Man thut verschiedene Fragen an ihn, die er sehr richtig beantwortet, weil er schon dazu abgerichtet ist. Alsdann fährt man ihn nach Urga, den Ort seiner Residenz, und daselbst bekömmt er das Zelt des großen Priesters zur Wohnung. Die Mongolen behaupten, daß er zur Zeit des Neumondes ein Knabengesicht, des Vollmondes ein Mannsgesicht, und des abnehmenden Mondes das Gesicht eines Greises habe.

Der Dalai Lama, d. i. der Priester der Wüsten, wohnt unter den Tungusen, und ist bey ihnen eben das, was der Kutuchta ist.

Vertabiet.

Die Vertabieten sind die Theologen bey den Armeniern. Ihr Ansehen ist sehr groß, obschon ihre Wissenschaft sich

nicht

nicht weiter erstrecket, als die geschriebene armenische Sprache zu verstehen, und einige Predigten ihrer Patriarchen des Gregorius und Athanasius auswendig zu können. Ihre Personen sind heilig, und wenn sie Messe lesen, welches selten geschieht, so werden diese sehr hoch gehalten. Predigen ist eigentlich ihr Amt. Zum Text nehmen sie Parabeln, Gleichnisse, Traditionen, welche zuweilen mit etwas natürlicher Beredsamkeit, aber weder Hermenevtisch, noch mit künstlicher Rhetorik ausgeführt sind. Hat ein junger Kandidat sich in einem Dorfe mit Beifall zur Probe hören lassen, so nimmt ihn ein alter, der vorher bestochen worden, mit vielen Ceremonien zum Doktor auf, und übergiebt ihm den Hirtenstab. Der neue Vertabiet darf nun für diese kleine Auslage sitzend, und mit dem Stabe in der Hand predigen, da dem Bischofe, der nicht doktorisirt ist, beides nicht zukömmt. Diese Doktoren leben vom Almosen, welches nach der Predigt gesammelt wird. Sie verheirathen sich nicht, und fasten drei Viertheil des Jahres, nemlich sie essen weder Eier, noch Fische, noch Milch. Zu grösserer Erbauung der Gemeinde predigen sie meistens halb in der gemeinen, und halb in der den Layen unbekannten Litteralsprache. Die Messe und alle Liturgien aber sind ganz in der Litteralsprache geschrieben.

Arzneykunst.

Wenn ein Bukhare krank wird, so ist das Hülfsmittel dieses: Ein Mullah lieset ihm eine Stelle aus einem Buche vor, hauchet ihn zu verschiedenen malen an, und machet mit einem scharfen Messer verschiedene Schnitte über des Kranken Gesicht, und an die Seite desselben in die Luft,

dadurch

dadurch schneiden sie, wie sie sagen, auch die Wurzel des Uebels ab, welches immer, nach ihrer Meinung von dem Teufel herrühret.

Bey verschiedenen Indischen Völkern war es ehedem gesetzmäßig, daß bey Verbrennung eines verstorbenen Mannes seine Weiber sich lebendig mit verbrennen ließen. Dieses Gesetz ist nun fast durchgehends abgeschaft. Doch trägt es sich noch itzt zu, daß sich Weiber neben der Leiche ihrer verstorbenen Männer verbrennen lassen.

Ein Engländer, welcher vor einigen Jahren eine solche freywillige Verbrennung angesehen hat, hat davon folgende Erzählung gemacht. Man sahe die Indianerin an dem Orte ihres Todes mit so vieler Standhaftigkeit und Munterkeit ankommen, daß man nicht anders glauben konnte, als man habe ihr durch eine starke Dosis Opium die Sinne benommen. Ihre Begleitung machte eine lange Procession aus, vor welcher die Musik des Landes hergieng. Eine Menge Mädchen und Weiber sungen vor dem Opfer her, welches mit seinen schönsten Kleidern geziert war. Ihre Arme, Hände und Beine waren mit Armbändern, Ringen und Ketten beschweret. Ein Haufen Mannspersonen und Kinder beschlossen den Zug. Der Scheiterhaufen, welcher sie an dem Ufer erwartete, war von Cocosholz, welches mit Sandel und Zimmet vermischt war. So bald sie ihn sehen konnte, blieb sie einige Augenblicke stehen, um ihn zu betrachten. Ihre Blicke zeigten mehr Verachtung, als Bewegung. Indem sie von ihren Anverwandten und Freunden Abschied nahm, theilte sie ihnen ihre Armbänder und Ringe aus, und warf den englischen Kaufleuten, welche der Handlung zusahen, eins von diesen Kleinodien zu. Nach-

dem sie auf den Scheiterhaufen gestiegen war, zündet man ihn an. Sie goß sich über den Kopf wohlriechendes Oel, welches, da es die Flamme alsbald ergriff, sie in einem Augenblick erstickte, ohne daß man die geringste Klage von ihr hörte. Zwar würde das Geschrey der Versammlung verhindert haben, das Geschrey der Wittwe zu hören, wenn sie Zeit gehabt hätte, in dem Feuer den geringsten Laut auszustoßen.

Todtengericht bey den alten Egyptern.

Es war in Egypten nicht erlaubt, einen jeden ohne Unterscheid nach seinem Tode zu loben; man erhielt diese Ehre nicht anders als durch einen öffentlichen Urtheilsspruch. Man versammelte die Richter jenseit des Sees Möris, über den man auf einem Boote fuhr. Derjenige, der sie führte, hieß in egyptischer Sprache Charon, und daher haben die Griechen ihre Fabel von dem Boote des Charons genommen. Sobald ein Mensch todt war, führte man ihn vor Gericht. Ein jeder öffentlicher Ankläger wurde angehört. Wenn er bewies, daß der Verstorbene sich in seinem Leben schlecht aufgeführt, so verdammte man sein Andenken, und versagte ihm die Beerdigung; konnte er aber keines Vergehens überführt werden, so begrub man ihn mit vielen Ehrenbezeugungen. Man muß insonderheit bemerken, daß selbst die Könige von dieser gerichtlichen Untersuchung nicht frey waren. Wenn also der Urtheilspruch dem Verstorbenen günstig war, so schickte man sich zu den Ceremonien seiner Beerdigung an. Man hielt ihm seine Lobrede, allein ohne etwas von den Vorzügen seiner Ge-

burt

burt zu erwähnen, denn ganz Egypten hielt sich für edel. Man lobte ihn, daß er in seiner Jugend einer vortreflichen Erziehung genossen, und daß er in seinem reifen Alter, Ehrfurcht gegen die Götter, Gerechtigkeit gegen die Menschen, Sanftmuth, Bescheidenheit, Mäßigung und alle andere Tugenden, die jemanden zu einem rechtschaffenen Manne machen, ausgeübt habe. Das Volk bezeugte seinen Beyfall, und pries den Verstorbenen selig, daß er auf ewig der Gesellschaft der tugendhaften Menschen in dem Reiche des Pluto sollte beygesellt werden.

Einbalsamirung der Todten bey den Egyptern.

Man findet bey den verschiedenen Völkern mancherley Arten mit den Leichnamen der Verstorbenen zu verfahren. Die meisten Völker begraben sie in die Erde, wie itzo noch durchgehends geschieht; andere verbrannten sie und sammelten die Asche und Knochen in Gefäße, die entweder in den Häusern aufbewahrt oder auch in Gräbern verwahrt wurden. Die Egypter aber hatten das Einbalsamiren ihrer Todten erfunden. Dadurch wurden sie vor der Verwesung bewahrt. Daher kam es, daß man ofte die Leichname solcher Personen, die man hochgeschätzt hatte, in dem Hause behielt und sie in dem besten Zimmer hinstellte. Die Begräbnisse, wo dergleichen balsamirte Leichname beygesetzt wurden, waren meistentheils unterirrdische in Felsen ausgehauene Gewölber, dergleichen noch itzo verschiedene in Egypten zu sehen sind. Man findet noch heute zu Tage bisweilen dergleichen Leichname unter der Erde, welche seit einigen

tausend Jahren ohne Verwesung gedauert haben, so daß man noch die Gesichtszüge deutlich sehen kann. Sie sind unter dem Namen Mumien bekannt und werden verschiedentlich in Kabinetten von raren Sachen gezeiget.

Einige Gebräuche der alten Deutschen.

Die alten Deutschen waren ein ganz rohes Volk, welches noch ziemlich nahe an den Stand der Wildheit gränzte, und folglich alle Tugenden und alle Laster eines ungesitteten Zustandes hatte. Wenn sie des Morgens aufstanden, welches gemeiniglich lange nach Anbruch des Tages geschahe, so baadeten sie sich. Nach dem Baade aßen sie. Bey dem Essen hatte ein jeder seinen Platz und seinen Tisch besonders. Darauf gieng man bewafnet zur Arbeit oder zum Schmause. Tag und Nacht mit Trinken zuzubringen, war bey ihnen keine Schande. Die häufig beym Trunke vorfallenden Zwistigkeit wurden mit dem Degen und nicht mit Wortstreit abgethan. Bey Gastmählern söhnten sich Feinde aus, wurden Heyrathen geschlossen, ihre Fürsten gewählt, über Krieg und Frieden berathschlagt: als ob zu keiner andern Zeit ihre Gemüther zu ganz gemeinen Gedanken offen, und zu großen Gedanken warm genug wären. Ein Volk, das ohnedem zu keiner Arglist aufgelegt war, eröfnete die Geheimnisse seines Herzens noch mehr an einem Orte wo Freyheit und Fröhlichkeit herrschte. Wenn auf diese Weise die unverstellte Gesinnung eines jeglichen bekannt war, so nahm man den andern Tag die Sache noch einmal vor, und diese Behandlung der Geschäfte in so verschiedenen Zeitumständen

war

war von großem Nutzen. Man berathschlagte sich, wenn man zur Verstellung untüchtig war, und faßte einen Entschluß bey nüchternem Muthe, wenn man keinen Irrthum zu besorgen hatte. Zum Getränk diente ihnen das Bier, wiewohl diejenigen, welche an den Ufern des Rheins wohnten, sich auch Wein zu verschaffen suchten. Ihre Speisen waren ganz schlecht und wenig kostbar, Aepfel, frisches Wildpret, geronnene Milch, das war alles. Sie befriedigten ihren Hunger ohne große Zubereitungen, ohne erkünstelten Wohlgeschmack. In Vergnügung des Durstes waren sie nicht so mäßig. Sie hatten nur eine Art von Schauspiele, welche bey allen Versammlungen wiederholt ward. Nackte Jünglinge, die sich daraus ein Vergnügen machten, sprangen zwischen bloßen Schwerdtern, und den Spitzen der Spitze herum. Das war erst eine bloße Uebung, nachher machte man eine Kunst daraus, und die Kunst lehrte es mit einem gewissen Anstande verrichten. Indeß geschah es nie um eines Gewinstes willen, es sey denn, daß man das Vergnügen, welches die Zuschauer an diesem tollkühnen Muthwillen fanden, für eine Belohnung ansehen wollte.

Das Spiel war bey ihnen, selbst wenn sie nüchternen Muths waren, und mitten unter ernsthaften Geschäften, sehr gewöhnlich; sie wagten auf Gewinn und Verlust so viel, daß wenn sie alles verspielt hatten, sie endlich ihre Freyheit und ihre Personen aufs Spiel setzten. Wer verlohr, begab sich ohne Widerrede in die Knechtschaft. Er mochte noch so jung, noch so stark seyn, so ließ er sich gutwillig binden und verkaufen.

Die Araber.

Die Araber sind eines der ältesten Völker, dis will so viel sagen: daß die heutigen Araber Nachkömmlinge von denjenigen sind, die schon in den ältesten Zeiten in Arabien gewohnt haben, daß sie grösstentheils die Sprache und die Sitten ihrer Voreltern beybehalten, daß sie niemal von einem andern Volke ausgetrieben worden, auch keinem gänzlich unterwürfig gewesen sind. Einige Stämme der Araber werden wandernde, oder streifende Araber genennt, weil sie keine bleibende Wohnungen haben, sondern mit ihrem Vieh in dem Lande herum ziehen, und so lange an einem Orte bleiben, als sie für ihr Vieh Nahrung finden. Diese haben sich aus dem wüsten Arabien, ihrem eigentlichen Lande, durch Palestina, Egypten und durch einen Theil der Barbarey ausgebreitet. Bisweilen miethen sie ein Stück Landes, welches sie für ein Jahr anbauen, nachher wieder verlassen und anders wohin ziehen. An einigen Orten setzen sie sich, auch ohne Erlaubniß, wo es ihnen gefällt, auf eine Zeitlang vest. Dieses geschieht sowol in Egypten, als in der Barbarey in Gegenden die weit abgelegen sind.

Die Sitten dieser wandernden Araber sind beynahe noch so, wie sie, nach dem, was man sowol in der biblischen als weltlichen Geschichte findet, vor einigen tausend Jahren gewesen sind. Sie haben weder in der Kleidung noch in der Lebensart etwas neues angenommen; welche bey den Mohren und Türken sehr vielen Wechsel und Veränderungen unterworfen gewesen. Wenn sie einander begegnen, so brauchen sie noch itzt den urväterlichen Gruß: Friede sey mit euch. Die Untern küssen den Obern aus

Ehren

Ehrerbietung und Hochachtung die Füße, Knie oder Kleider. Hingegen Kinder und Verwandten erweisen eben dergleichen Hochachtung den Häuptern ihrer ältern und bejahrten Blutsfreunde. Die Stellung, die sie beobachten, wenn sie einander den Aßlehmah oder Gruß geben, ist diese, daß sie die rechte Hand auf die Brust legen. Andere, die näher mit einander bekannt, oder von gleichem Alter und Ansehen sind, küssen einander das Haupt, die Hand oder die Schulter.

An ihrem Feste Bayram, oder an andern großen Feyertagen bezeigt das Weib dem Manne durch einen Kuß auf seine Hand ihre Ergebenheit.

Ein gelehrter Engländer macht von den Arabern in der Barbarey folgende Beschreibung. Es ist hier zu Lande für die angesehensten Personen keine Schande, sich mit dem zu beschäftigen, was wir unter Gesindearbeit rechnen würden. Der gröste Prinz schämt sich in diesen Gegenden nicht einen Viehtreiber oder Fleischhauer abzugeben, indem er ein Lamm von seiner Heerde hohlet, und abschlachtet. Die Prinzeßin bereitet indessen ihr Feuer, und ihren Kessel um es zuzurichten. Die noch jetzt fortwährende Gewohnheit, barfuß, oder nur mit Sohlen zu gehen, erfordert die ehemaligen Ehrenbezeugungen, einem Fremden bey seiner Ankunft Wasser zu bringen, um ihm seine Füße zu waschen. Die Person, die sich zuerst darbietet, diesen Dienst zu thun, und den Fremden zu bewillkommnen, ist der Herr des Hauses. Er thut sich allezeit damit vor andern hervor, daß er der Dienstfertigste ist; wenn seine Speise und Trank bereit stehet, so achtet er es sich für eine Schande, bey seinen

Gästen zu sitzen, sondern steht vielmehr beständig, und warten ihnen auf. Doch dieses äußerliche Bezeugen des Arabers ist sehr oft von seiner innerlichen Gemüthsart und Gesinnung gar sehr unterschieden. Er ist von Natur diebisch und betrügerisch; daher geschieht es nicht selten, daß eben die Leute des Morgens überfallen und geplündert werden, die man den Abend vorher mit allen Kennzeichen der Freundschaft und Gastfreyheit unterhalten hat. Man darf ihnen auch nicht etwa schuld geben, daß sie nur Fremde ausplündern. Denn weil sie fast jeden anfallen, den sie unbewaffnet und hülflos finden, so entstehen daher die so unversöhnlichen und erblichen Feindseligkeiten, welche beständig unter ihnen fortdauern.

Indessen darf man zum Ruhme der Mohren gegen Abend nicht unerinnert lassen, daß ie noch immer mit etlichen barbarischen Völkern, die an dem Flusse Niger wohnen, einen Handel fortsetzen, ohne die Leute, mit denen sie handeln zu sehen; sie haben niemals jenen ursprünglichen Umgang in Handel und Wandel gestöhrt, der von undenklichen Zeiten her zwischen ihnen aufgerichtet worden. Es hat damit diese Bewandniß. Sie stellen ihre Reise zu einer gewissen Zeit des Jahres in einer zahlreichen Caravane an, und führen verschiedene Schnuren Korallen und Glasperlen, Armbänder von Horn, Messer, Scheeren und dergleichen Kleinigkeiten mehr bey sich. Wenn sie an den bestimmten Platz ankommen, welches auf einen gewissen Tag des Monats geschieht, so finden sie des Abends verschiedene Haufen Goldstaub nicht weit von einander liegen. Gegen diese stellen die Mohren von ihrer kleinen Waare so viel, als sie für werth achten, und gehen alsdenn ihres Weges.

Wenn

Wenn die Nigritianer den folgenden Morgen den Handel für genehm halten, so nehmen sie die Kleinigkeiten weg, und lassen das Gold liegen, oder sie machen etwa von dem Goldstaube einen Abzug u. s. w. Auf solche Weise kommen sie mit ihrem Tausche zu Stande, ohne daß man von der geringsten Bevortheilung jemals gehört hat.

Kein Volk in der Welt ist dem Aberglauben so sehr ergeben, als die Araber, und überhaupt die Mahometaner. Sie hängen ihren Kindern das Bild einer offenen Hand an den Hals, als einen Schutz wider die Mißgunst. Eben dergleichen mahlen sowol Türken als Mohren zur Verwahrung wider Zaubereyen an ihre Schiffe und Häuser. Sie achten die Zahl fünf für unglücklich, und fünf in euren Augen, ist bey ihnen ein böser Wunsch. Sie tragen allezeit einen Spruch aus dem Koran bey sich. Diesen legen sie auf ihre Brust, oder nähen ihn unter ihre Mützen, um Bezauberung und Hexerey zu verhüten, oder Krankheit und Unglück abzuwenden. Sie legen ferner diesen Zaubermitteln und Zetteln eine so allgemeine Kraft bey, daß sie sie ihrem Rindvieh, Pferden und anderm Lastvieh zu ihrer Bewahrung an den Hals hängen.

Sie setzen auf Zauberer und Schwarzkünstler ein grosses Vertrauen, und bedienen sich bey allerhand außerordentlichen Fällen, sonderlich in einer langwierigen Krankheit, vieler abergläubigen Gebräuche; sie opfern einen Hahn, ein Schaaf oder eine Ziege, und begraben das Gerippe in die Erde, oder sie trinken etwas von dem Blute; sie verbrennen die Federn, oder zerstreuen sie.

Diejenigen, welche die Araber nur auf den Landstraßen gesehen haben, oder sie nur nach dem Berichte kennen, der von ihren Streifereien und Plünderungen gegeben wird, können sich kaum vorstellen, daß bey ihnen Ehrlichkeit, Treue und Gastfreundschaft angetroffen werde. Und doch ist nichts der Wahrheit gemäßer.

Sobald man in einem Lager oder Dorfe anlanget, wird man sicherlich gut aufgenommen. Die gemeinen Leute bieten einem zwar nur eine Matte zum sitzen und darauf zu schlafen an, denn sie haben nichts mehr; da muß man sich aber seines Geräthes bedienen. Der Hiram, welches ein Stück Sarsche, 6 Ellen lang und breit ist, das man unter des Pferdes Sattel leget, dienet zur Decke und das Reisegeräthe zur Matraze. Die Emirs und Cheicks (*) aber, die allezeit mit viel bessern Hausrathe versehen sind, schicken einem Matrazen, Decken und Küssen; sie halten einen gänzlich frey mit den Bedienten und Fuhrwerk, und wenn man fertig zum Aufbruche ist, so kömmt man dadurch frey, wenn man sagt: Gott vergelte es euch! und das sind alle Reisekosten. Der erste Araber, der des Fremden gewahr wird, so in das Dorf oder Lager kommt, ermangelt

(*) Emirs und Cheicks, oder Scheicks, die Häupter der Stämme und die vornehmsten. Ein Emir ist eigentlich einer aus dem Geschlecht der Fatime (Mahomets Schwester.) Sie unterscheiden sich von allen, die nicht ihres Geschlechts sind, durch grüne Turbane, da die andern Mahometaner weiße tragen. Die Scheike sind Häupter der Stämme, Läger und Dörfer, oder kleine Fürsten.

mangelt nicht, ihm entgegen zu gehen. Die Höflichkeit erfordert, daß man absteiget, man umarmet sich, als wenn man schon lange mit einander bekannt gewesen, man küsset sich gegenseitig den Bart, und höret die Komplimente an, die gemacht werden. Wie glücklich sind wir, daß ihr zu uns kommt, sagt der Araber, ihr bringet den Seegen Gottes mit! seyd willkommen! wie befindet ihr euch? Nach Endigung dieser Komplimente frägt man euch, was ihr verlanget, ob man die Nacht im Dorfe zubringen, sich darinn verweilen, oder ob man sich nur erfrischen und hernach seine Reise fortsetzen will. Alsdann sagt man dasjenige frey heraus, dessen man benöthigt ist. Ist ein Cheick im Dorfe, so läßt man ihn benachrichtigen; er kommt alsobald, komplimentirt den Fremden, und führt ihn nach dem Mouzil. So wird das für die Fremden bestimmte Zelt genennt. Bisweilen macht solches einen Theil von des Cheicks Hause aus, bisweilen ist es davon abgesondert. Es ist gemeiniglich ganz leer; aber in einem Augenblicke läßt der Cheick Matten, Matrazen, wenn er dergleichen hat, Decken und Küssen herbey bringen. Er setzet ihm Kaffee und Tobak vor. Man striegelt die Pferde in seiner Gegenwart, bedecket sie, wenn sie warm sind, giebt ihnen zu saufen, und wenn es Zeit ist, giebt man ihnen Gerste. Ist die Stunde der Mahlzeit gekommen, welche man bisweilen früher hält, wenn es der Fremde zu wünschen scheint, so wird ihm die Ehrenstelle gegeben. Man trägt alles, was vorhanden ist, auf einmal auf, damit er dasjenige essen möge, was er am besten nach seinem Geschmacke findet. Wenn der Fremde des Morgens nicht aufbricht, so besorgt man das Frühstück für ihn, so bald er aufgestanden ist. Wenn er wieder aufbricht

bricht, um weiter zu reisen, und die Tagereise, die er thun muß, ist weit ohne auf Dörfer und in Läger zu kommen; so versorgt man seine Leute mit Lebensmitteln, und mit Gerste für seine Pferde. Und dieses alles thun sie ohne Hofnung der geringsten Vergeltung.

So ofte diese Araber eine Mahlzeit zubereitet haben, so begiebt sich einer von ihnen auf den höchsten Ort, den er finden kann, und ruft mit lauter Stimme dreymal alle seine Brüder zu Gaste. Dieses geschieht, wenn gleich kein Mensch auf viele Meilen herum anzutreffen ist, zum Zeichen ihres guten Willens. Wenn Reisende in der Barbarey so glücklich sind, daß sie die Läger der Araber finden, so werden sie eine Nacht lang in der Kost frey gehalten. Die Araber sind entweder aus langer Gewohnheit, die, besonders in ihren Ländern, zum Gesetze wird, oder vielleicht aus Furcht und Zwang verbunden, dem Spahi (*) und denen die bey ihnen sind, die Mounah, wie sie es nennen, das ist, eine hinlängliche Menge Lebensmittel für sie und ihre Pferde zu geben. Ein Becher Milch, und ein Korb Feigen, Rosinen, Datteln oder andere abgetrocknete Früchte, werden ihnen allemal bey ihrer Ankunft gereicht; ferner bringt der Herr des Zelts, wo sie absteigen, von seiner Heerde ein Böcklein, oder eine Ziege, ein Lamm, oder ein Schaaf. Die Hälfte davon wird ihnen gleich vorgesetzt. Das übrige wird gemeiniglich zu ihrem Frühstück, oder Mittagsmahl aufgehoben.

Ob

(*) Spahi ist eine Art türkischer Soldaten. Die Reisende pflegen deren einige zu ihrer Bedeckung mit sich zu nehmen.

Ob nun zwar die Zelter dieser herumwandernden Viehhirten vor dem Wetter schützen, so sind sie doch gleichwohl mit ihren Unbequemlichkeiten verbunden, welche einem mit ihnen reisenden Europäer sehr beschwerlich fallen. Die Kälte und der Thau, denen die Leute in den Wüsteneyen Arabiens jede Nacht ausgesetzt sind, beschweren nicht halb so sehr, als das Gewürme und Ungeziefer, welches eine unaufhörliche Last ist. Neben den Flöhen und Läusen, wovon es wimmelt, fehlt es in diesen Gegenden selten an Furcht, von einem Scorpion, einer Otter oder giftigen Spinne gebissen oder gestochen zu werden. Dies stöhret die einem müden Wanderer so süße und nöthige Ruhe. Eben so sehr sind Fremden die Böcklein, Kälber und andres junges Vieh beschwerlich. Diese werden alle Nächte unter der Traufe des Zelts angebunden, damit sie nicht an den Müttern saugen. Sie reißen sich aber alle Augenblick los, da die Stricke, womit man sie anbindet, von schlecht gesponnenem Garn sind. Wenn Fremde manchmal aus guten Willen freundlich unterhalten werden, (denn die Araber wollen bisweilen nichts hergeben, bis es ihnen mit Gewalt abgezwungen wird,) so achtet es der Wirth für eine hinlängliche Vergeltung, wenn man ihm ein Messer, ein paar Flintensteine oder etwas weniges von englischen Schießpulver schenkt. Letzteres ist stärker als das arabische; daher wird es höher geachtet, und nur zum Zündpulver auf Feuergewehr aufgehoben. Die Lallah oder Wirthin achtet sich für wohlbelohnt, und wird tausend mal Dank sagen, wenn sie ein wenig Zwirn, eine große Nähenadel und eine Scheere bekommt. Dies sind bey diesen Leuten lauter Seltenheiten, und sehr beliebte Geschenke.

Man kann durch die Länder, in denen die Araber herum streifen, nicht mit Sicherheit reisen, es sey denn in grossen Reisegesellschaften, welche Caravanen genennt werden, denn die Araber sind große Räuber.

Von Suez bis an den Berg Sinai ist von Plünderung, oder Anfall, wenig oder nichts zu befürchten, wofern man sich nur zu den Caravanen hält. Wer aber dieses nicht in acht nimmt, kann sich sehr in Gefahr setzen.

Im gelobten Lande und an der schmalen Erdenge zwischen Egypten und dem rothen Meere kann man nicht Begleiter genug haben, da oftmals ganze Haufen Reuter von 50 bis 500 nach Beute ausgehen. Doch in der Barbarey, wo die Araber mehr im Zaum gehalten werden, braucht man weiter keine Bedeckung, außer drey Spahi und einen Bedienten, die alle mit Gewehr versehen sind. Manchmal muß man freylich die Anzahl vermehren, sonderlich unter den Arabern, die in Freyheit leben, an den Grenzen der benachbarten Königreiche, oder wo zween neben einander befindliche Haufen uneins sind. Diese Harammees, wie man die Freybeuter gemeiniglich nennt, sind ohnstreitig die, welche die Europäer durch die wilden Araber verstehen, inmaßen sonst keinem unter diesen Völkern dieser Name eigen ist. Sie haben alle die löbliche Eigenschaft zu stehlen, zu rauben, zu plündern und zu ermorden, so gar einander selbst, wenn es ihnen an Fremden fehlet. Indessen ist die beste Art, ihnen zu entgehen, diese, wenn man sich entweder nach der Landesart, oder wie ein Spahi kleidet; denn die Araber sind sehr eyfersüchtig und argwöhnisch, und sehen alle Fremde für ausgeschickte Kundschafter

an,

an, ihre Länder zu besehen; weil ihnen die Furcht beygebracht worden, daß diese mit der Zeit den Christen wieder in die Hände kommen sollten.

Von den Negern oder Mohren an den Küsten von Guinea.

Der Neger ist von einem natürlichen lustigen Charakter, von einem lebhaften und durchdringenden Geiste, der übrigens den Diebstahl und den Raub für kein Verbrechen ansieht. Er ist heftig genug um Hand an sich selbst zu legen, wenn er seine Rache nicht anders auslassen kann. Er ist der Freund seiner Freunde, eben so fertig sein Versprechen zu erfüllen, als geneigt sein Wort nicht zu halten, wenn man ihm nicht Wort hält. Er ist so faul, daß er nur aus Faulheit arbeitet, nicht um Schätze zu sammeln, sondern um zu leben; denn sonst würde er seine Zeit im Müßiggange, in Ergötzungen und mit Tanzen zubringen, welches sein einziges Vergnügen ist. So bringt er seine Jugend in Lustbarkeiten und in Schwelgerey zu, seine männlichen Jahre in der Faulheit, und sein Alter ist ohne Gewissensbisse. Er behält eine Gemüthsruhe, die den meisten Menschen unbekannt ist, die vergangene Zeit, die er nicht besser hingebracht zu haben wünscht, bedauert er nicht, und die Zukunft fürchtet er nicht; kein Plan zu seinem Glücke beschäftigt ihn; er kennt keine andre Glückseligkeit als unbesorgt in den Tag hinein zu leben; und so bald er Reiß und Hirse hat, so hat er alles; wenn hiezu noch Brandtewein kömmt, so ist seine Freude ohne Maaß. Er ist reich, ohne Güter

zu besitzen; seine Haut ist sein Kleid; und wenn sie so viel haben als zu einer leinenen Hose und einem Hemde nöthig ist, so halten sie sich für glücklich. Die schlechte Kleidung scheinet ihnen das Recht zu geben, sich über die nackten Negern zu erheben. So sind die Menschen beschaffen, die sich untereinander an die Europäer verkaufen, um sich von ihnen um den geringsten Unterhalt zu den mühsamsten Arbeiten gebrauchen zu lassen.

Die erste Veranlassung zu dieser unmenschlichen Gewohnheit haben die Kriege gegeben, die einige kleine Völker derselben unter einander geführt. Die Gefangenen, die sie machten, verkauften sie an Freinde, und da ihnen die Europäer allerhand dagegen mitbrachten, das ihnen gefiele, so legten sie sich darauf, ihre eigene Landesleute zu entführen, um sie zu verkaufen. Wenn ihnen endlich alles fehl schlägt, so verkaufen sie ihre eigenen Verwandten, der Vater seine Kinder, der Sohn seine Eltern, der Bruder seine Geschwister. Alles, was sie dagegen von den Europäern erhalten, besteht in einigen Kunstwerken, als Flinten, Spiegeln, Messern ꝛc. oder in dem Getränk, das sie über alles lieben, dem Brandtewein. Die Europäer verfahren sie gemeiniglich nach Amerika, um sie in ihren Kolonien zu gebrauchen, und da werden sie gut oder schlecht gehalten, je nachdem sie einer oder der andern Nation in die Hände fallen. Die Engländer und Franzosen gehen sehr gut mit ihnen um, die Holländer aber begegnen ihnen unmenschlich. Die Franzosen haben über ihre schwarzen Sklaven ein Gesetzbuch, welches das schwarze Gesetzbuch (*) heißt. Vermöge dieser Gesetze ist

---

(*) Codé noir.

ist ihnen das Recht über Tod und Leben völlig benommen. Haben sie eine gegründete Klage gegen ihren Sklaven, so müssen sie ihn zum Gouverneur des Orts führen, und dieser bestimmt die Strafe nach dem Inhalte der Königlichen Edikte, so ist es auch bey den Engländern. Allein in den Holländischen Pflanzörtern, als Surinaime, Berbice ꝛc. ist es ganz anders. Der Herr hat eine völlige Herrschaft über seine Sklaven, er hat das Recht über Tod und Leben. Die geringsten Verbrechen bestraft er mit dem Tode, und das geringste Versehen mit der Verstümmelung an Armen und Beinen. Allein die Holländer haben auch die traurige Erfahrung gehabt, daß sich die Schwarzen nirgend mehr empören, als bey ihnen. Es ist schrecklich, wenn man bedenkt, daß man in Europa den Zucker nicht so wohlfeil kaufen könte, wenn nicht ein so großer Theil des menschlichen Geschechts elend wäre.

III.

Beyspiele von Tugenden und Lastern, guten und schlechten Gesinnungen.

Fleiß.

Nur diejenigen Menschen bringen es in Erlernung der Wissenschaften oder Künste zu einer vorzüglichen Grösse, welche von der Natur die eigentlichen Gaben oder Talente dazu bekommen haben. Man erkennet aber diese Gaben der Natur an einem Triebe, der alle Hinderniße überwindet, und an einem Fleiße, der niemal ermüdet; dergleichen folgende Beyspiele zeigen.

Der Philosoph Euklides, der in Megarä wohnte, kam in seiner Jugend oft von seiner Vaterstadt nach Athen um den Sokrates zu hören. Als die Athenienser aus Erbitterung gegen Megarä die Verordnung gemacht hatten, daß bey Lebensstrafe kein Megarenser sich unterstehen sollte nach Athen zu kommen, wagte es Euklides sehr oft, in Frauenskleidern gegen Abend sich da einzuschleichen, um den Unterricht des Sokrates zu genießen.

Ein andrer griechischer Jüngling hatte einen solchen Trieb zur Philosophie, daß er Mittel fand, die Schule des

Zeno

Zeno zu besuchen, ob er gleich sich seinen Unterhalt durch Handarbeit verdienen muste. Denn er verdiente die Nacht über für Wasser tragen und Korninahlen, so viel, als er zu seinem Unterhalt brauchte. Dieser war der hernach so sehr berühmt gewordene Philosoph Cleanthes, der zweyte Stifter der stoischen Sekte.

Der berühmte Canz verliebte sich in die Tochter seines Professors, als ein verständiges Frauenzimmer ließ sie ihn merken, daß ein so träger und unfleißiger Mensch, wie Canz damals war, ihr nimmer gefallen könne. In wenigen Jahren ward er durch eine Anstrengung seiner Kräfte und unermüdeten Fleiß einer der ersten Gelehrten bey der Universität, und trug die Hand seiner Geliebten zur Belohnung davon.

Tiepe, welcher einige mal sich zum Mandarinat gemeldet, und abgewiesen worden, entschloß sich das Studiren nieder zulegen, als er ein altes Weib einsig beschäftiget sah. Was machst du hier, fragte er sie? Ich schleife diesen Draht, — er war sehr dick — eine Nadel daraus zu machen; die Nadel war schon fast zugespitzt. Tiepe entschloß sich sein Studieren wieder vor die Hand zu nehmen, und war in kurzer einer der gelehrtesten Mandarinen.

Bescheidenheit.

In dem Peloponesischen Kriege, hielten einsmals einige Feldherrn der Athenienser einen Kriegsrath. Der Dichter Sophokles, einer dieser Feldherrn, wurde von dem Nicias, dem Vornehmsten unter ihnen, zuerst um

seine Meinung gefraget, weil er der älteste war. Sophokles gab ihm zur Antwort: Ich bin nur an Jahren, du aber bist an Verdienste und Ansehen der Aelteste.

Mäßigung des Zorns.

Die gewisseste Probe, daß ein Mensch eine gute Erziehung genossen habe, oder sonst durch Nachdenken zu einem merklichen Grade der Vernunft gekommen sey, ist die Mäßigung seiner Leidenschaften. Je näher man dem Stande der Wildheit ist, je heftiger sind die Leidenschaften, und je weiter man sich von der Wildheit entfernet, je gemäßigter sind dieselben.

Es ist vielleicht am schwersten den Zorn zu mäßigen, weil er überaus schnell und heftig wirket. Daß es aber nicht unmöglich sey, beweisen viele Beyspiele. Architas ein vornehmer Tarentiner, welcher die Philosophie in der Pythagorischen Schule gelernt hatte, wurde von einigen seiner Sklaven durch ein grobes Vergehen aufgebracht. Um sich durch den Zorn zu nichts unanständigem verleiten zu lassen, gieng Architas weg, und sagte seinen Sklaven: ihr seyd glücklich, daß ich im Zorn bin, sonst solltet ihr übel wegkommen. Plato wollte einmal einen seiner Sklaven züchtigen, als eben einer seiner Bekannten dazu kam; zu diesem sagte er: thue mir den Gefallen diesen zu prügeln; denn ich bin im Zorn.

Sich von dem ersten Anfalle dieser Leidenschaft nicht überraschen zu lassen, gewöhnte sich ein Alter, die vier und zwanzig Buchstaben sogleich herzusagen. Der Trazische Kö-

nig

nig Cotis wollte lieber die Gelegenheit zum Zorn abschneiden, und einen beträchtlichen Verlust leiden, als einer Uebereilung ausgesetzt seyn, er zerschmiß also ein kostbares Geschirr, welches er erst gekauft hatte, und sehr zerbrechlich war, damit er sich den Zorn erspare, wenn es etwa einer seiner Bedienten zerbrechen würde.

Vergebung der Beleidigungen.

Der spartanische Gesetzgeber Lykurgus, wurde bey einem entstandenen Auflaufe, den die Reichen gegen ihn erregt hatten, von einem hitzigen jungen Menschen, Namens Alkander, mit einem Stock ins Gesicht geschlagen. Als er sich darauf gegen das Volk umgewendet, und die Bürger sein blutiges Gesicht sahen, wurden sie so sehr gegen den Alkander aufgebracht, daß sie ihn dem Lykurgus auslieferten, damit dieser nach seinem Gutdünken sich an ihm rächen könne.

Er nahm also den Jüngling mit sich nach Hause; doch that und sagte er ihm nichts Böses, sondern befahl ihm nur, daß er ihn anstatt seiner Bedienten, die er deßwegen von sich ließ, bedienen sollte. Dieser Jüngling that auch alles willig und stillschweigend, was ihm befohlen wurde: er blieb bey ihm und speisete mit ihm. Indem er nun die Sanftmuth und Großmuth des Lykurgus, seine strenge Lebensart und seinen unermüdeten Fleiß sah: so bekam er eine große Hochachtung für ihn, und sagte zu seinen Freunden, wie Lykurgus weder hart noch eigensinnig, sondern der freundlichste Mann sey. Das Beyspiel dieses großen Mannes würkte so viel auf den Jüngling, daß er aus einem hi-

ßigen und eigensinnigen Menschen, der artigste und bescheidenste Mann wurde.

Perikles der mächtigste und angesehenste Mann in Athen, der viel Jahre lang den ganzen Staat allein regieret hat (*), wurde einsmals von einem liederlichen und groben Menschen einen ganzen Tag durch geschimpft. Er aber ertrug diese Beleidigung mit Stillschweigen, und führte seine Geschäfte vor Gericht aus. Als er gegen Abend nach Hause gieng, verfolgte ihn dieser Mensch und stieß allerhand Lästerungen gegen ihn aus. Perikles schwieg immer stille, bis er an sein Haus kam, und da befahl er einem seiner Bedienten, weil es finster war, daß er ein Licht nehmen und diesen Menschen nach Hause begleiten sollte.

In dem zweyten punischen Kriege (**) da Fabius Maximus das römische Heer gegen Hannibal anführte, wurde ihm ein gewisser Minutius zugesellet, der bey dem Heere gleiche Macht mit ihm haben sollte. Dieser war ein verwegener Mann, und ließ sich, gegen die Vermahnungen des Fabius, mit einem Theil des Heers in ein Gefecht ein, worinn er von Hannibals Völkern umringt wurde, und Gefahr lief, mit seinem ganzen Heer umzukommen. Fabius aber vergaß alle Beleidigungen, die ihm Minutius angethan hatte, eilte mit dem andern Theile des Heeres ihm zu Hülfe, schlug die Carthaginenser in die Flucht, rettete das umringte Heer, und zog darauf, ohne dem Minutius ein einziges bitteres Wort zu sagen, oder ihm den geringsten Vers

weis

(*) Er ist im 427. Jahre vor Christi Geburt gestorben.

(**) Er nahm seinen Anfang im 217. Jahr vor Christi Geburt.

weis zu geben, wieder in sein Lager zurücke. Minutius aber ward von dieser Großmuth so sehr gerühret, daß er sich mit seinem Heer in des Fabius Lager begab. Als er daselbst angekommen war, gieng er gerades Weges auf das Hauptquartier zu. Sobald Fabius aus seinem Zelte hervorkam, legte Minutius die Fahnen zu dessen Füßen nieder, und nannte ihn mit lauter Stimme seinen Vater. Seine Soldaten hießen ihre unter dem Fabius stehende Kameraden ihre Patronen (*). Bey erfolgter Stille hielt Minutius folgende Rede an den Fabius:

„Diktator! heute hast du zween Siege erfochten, den „einen durch deine Tapferkeit über die Feinde; den andern „durch deine Klugheit und Leutseligkeit über deinen Collegen. Durch den einen hast du uns errettet, und durch „den andern hast du mich gelehret, daß er mir so heilsam „ist von dir überwunden zu seyn, als schändlich es mir ist, „daß mich Hannibal überwunden hat. Ich nenne dich „deshalb meinen Vater, weil ich keinen ehrerbietigern Namen weis.„

Nach dieser Anrede umarmte und küßte Minutius den Fabius; seine Soldaten umarmten und küßten ihre Kameraden, und im ganzen Lager sah man nichts als Freude und Freudenthränen.

Es ist schwer zu sagen, welcher von beyden, Fabius oder Minutius sich hiebey edler betragen habe.

Die durch die Wachsamkeit Ludewigs des XII. in ihren Räubereyen und Unterdrückungen gehinderte Großen in

(*) Ein Titel, den die Freygelassenen ihren ehemaligen Herrn gaben.

Frankreich, bestachen die Komödianten, den König in einem Possenspiele vorzustellen, wie er mit hagerm Angesicht seine Blicke auf einen Geldkasten hefte. Der König erkannte sich und sagte: ich sehe lieber den Hof über meinen Geiz spotten, als das ganze Land über meine Verschwendung seufzen. Sie sollen aber wissen, daß sie die gute Zeit, die sie genüßen, mir zu verdanken haben. Ich verzeihe ihnen gern, allein sollten sie die Königin oder die Ehre irgend einer Dame angreifen, so sage ich ihnen, daß ich sie sogleich werde aufhängen lassen.

Als dem Phocion der Gifttrank gereicht wurde, fragte man ihn, ob er noch vorher seinem Sohn, der eben gegenwärtig war, etwas zu sagen hätte: Mein Sohn, sagte er, ich befehle dir, ja ich bitte dich, daß du wegen dieses Unrechts dich niemals an den Athenienfern rächen mögest.

Mäßigung.

Während den Religionskriegen in Frankreich wurde ein verrätherischer Anschlag auf das Leben des Herzogs von Guise, aus dem Hause Lothringen, gemacht. Die Königin Mutter entdeckte ihm schriftlich die ganze Intriege, und zeigte ihm besonders das Haupt und den Ausführer dieser Verschwörung an. Es war ein Edelmann, der das Haus des Prinzen einige Zeit her dieser Absicht wegen, besuchte. Der Herzog entdeckte den Anschlag niemand weiter, da er aber ein paar Tage darauf auf den heil. Catharinenberg bey Rouan spatzierte, nahm er den Edelmann wahr, und ließ ihn in Beyseyn eines Bischofs und des Großalmoseniers Amiots, zu sich rufen, sagte ihm, da er ihn blaß werden und zittern sahe:

„Mein

„Mein Herr, es ist euch nicht unbewust, warum ich euch „fodern lasse, euer Gesicht verräth euch, ihr habt nichts „vor mir zu verbergen, denn ich bin von dem Anschlage so „gut berichtet, daß ihr eure Sache nur verschlimmern wür„det, das geringste zu verhelen. Ihr wisset — hierauf erzehlte er ihm die allergeheimsten Sachen von dem bösen Komplotte. „Gestehet nur schnell, wenn euch euer Leben lieb ist, die Wahrheit von allen diesem ein.„ Diesem elenden Kerl blieb in diesen verzweifelten Zustande seiner Sache nichts übrig, als die Hände zu falten, und um Gnade und Barmherzigkeit zu bitten. Er wollte sich sogar zu den Füßen des Prinzen hinwerfen, aber der Prinz ließ es nicht geschehen. „Stehet auf! sagte er, wie seyd ihr doch „auf diesen unmenschlichen Anschlag gekommen? habe ich „euch etwa unbewußter Weise beleidiget, oder jemand von „eurem guten Freunden? Es sind nur drey Wochen das ich „euch kenne.„ Der Edelmann antwortete mit unterbrochener Stimme: „Keine Privatbeleidigung habe ihn hierzu „veranlasset, sondern das allgemeine Wohlseyn seines Va„terlandes, einige haben ihn beredet, es sey eine verdienst„liche gottselige Handlung, einen Menschen, der ein Feind „der wahren Religion seye, auf alle Weise aus dem Wege „zu räumen.„ Nun will ich euch zeigen, versetzte der Prinz, „daß meine Religion weit menschlicher ist, als die eurige. „Die eurige räth euch, mich, ohne mich zu verhören, „ohne irgend eine Beleidigung von mir erduldet zu haben, „zu tödten, und die meinige befiehlt mir, euch, eurer offenbaren mörderischen Anschläge ungeachtet, zu vergeben. Ent„fernet euch nur vor immer aus meinem Gesichte, und „wenn ihr klug seyd, so nehmet künftig Leute zu

„euren Rathgebern, welche mehr Redlichkeit und Tugend „besitzen.„

Ohngefehr vor 40 Jahren drang ein Franzose bis in das Land der Missuri, eines Volkes, an dem Mißisippiflusse, welches die Europäer noch nicht kannte. Er wies ihnen mit Feuergewehr umzugehen, und verkaufte ihnen viel Pulver. Nicht lange hernach kam ein anderer, mit gleicher Waare, weil sie aber noch damit versehen waren, und ihm seinen Vorrath nicht abnehmen wollten, so gab er, um wenigstens in einem Jahre denselben abzusetzen, vor, daß Pulver wüchse in der Erde, und sie dürften also das ihrige nur aussäen, so würden sie nicht mehr nöthig haben, solches von den Franzosen zu kaufen. Die Missuri säeten hierauf allen ihren Vorrath, und um nicht entblößt zu seyn bis zur Erndte, kauften sie dem Pulverhändler den seinigen ganz ab. Sie sahen aber bald, daß er sie betrogen hatte, und waren auf Rache bedacht. Kurz darauf kam ein anderer Franzose mit Pulver, welcher sich verrathen hatte, daß er von demjenigen abgeschickt wäre, der sie betrogen hatte. Indessen nahmen sie ihn aufs Beste auf, und räumeten ihm die Staatscabane ein. Kaum hatte er aber seine Waare ausgelegt, so drängten alle hinzu, plünderten den ganzen Vorrath aus. Der Franzose beklagte sich sehr beym Haupte der Nation, der ihm ganz ernsthaft antwortete, daß es ihm leid sey, und er ihm alles wieder ersetzen lassen wollte; nur müsse man noch warten, bis die Pulversaat aufgegangen, so bald dieses geschehen, so verspreche er ihm, daß er eine allgemeine Jagd anstellen, und daß alles, was erlegt werde, das seinige seyn solle. Der Franzose aber schlich sich beschämt davon.

Groß.

Großmuth.

Als Alexander der Große erfuhr, daß verschiedene seiner Generale sehr unzufrieden waren, über ihn murrten und sehr übel von ihm redeten, sagte er: Es ist königlich, andern gutes zu thun, und sich böses nachreden zu lassen.

Aristides hatte einsmals als Richter einen Streit zwischen zwey athenienſischen Bürgern zu richten. Der eine suchte ihn gegen seinen Gegner dadurch einzunehmen, daß er erzählte, wie viel Schaden sein Gegner dem Aristides zugefügt habe. Allein Aristides fertigte ihn mit dieser Antwort ab: Mein Freund, sage nur, was dieser dir zu Leid gethan hat, weil ich izt deine und nicht meine Sache richte.

Nachdem Timoleon die Stadt Syrakusa von der Tyranney des Dionysius befreyet, und den beynahe ganz zu Grunde gerichteten Staat wieder hergestellt hatte, wurde er von dem Volke, als sein Erretter in höchsten Ehren gehalten. Ein böser Bürger aber scheuete sich nicht diesen großen Mann einsmals öffentlich anzuschwärzen, und nicht nur eine gerichtliche Klage gegen ihn anzubringen, sondern zu verlangen, daß er Bürgschaft stellen sollte. Das Volk wurde über diese Unverschämtheit dergestalt aufgebracht, daß es sich an diesem Menschen vergreifen wollte, aber Timoleon verhinderte es und sagte: Ich habe so viel Arbeit und so manche Gefahr freywillig nur deßwegen übernommen, damit sich jeder Syrakuſer der Gesetze und der Freyheit bedienen möge.

Die wenigsten Menschen können es mit Geduld ertragen, wenn sie hören, daß andre übel von ihnen gesprochen haben. Sokrates vernahm mit der größten Gleichgültigkeit, daß jemand übel von ihm gesprochen habe, und sagte: Er mag mich auch prügeln, wenn ich nicht dabey bin.

Noch größere Mäßigung zeigte der König Antigonus. Er hörte in seinem Zelte, daß zwey Soldaten die draußen stunden, sehr schimpflich und boshaft vom ihm redeten. Nachdem er ihnen eine Weile zugehört hatte, machte er das Zelt auf und sagte zu ihnen: Wenn ihr so von mir reden wollt, so geht wenigstens auf die Seite, das ich es nicht höre.

Der Graf von Mansfeld, der sich durch seine Kriegsthaten in dem dreyßigjährigen Kriege einen unsterblichen Namen gemacht hat, verdienet auch wegen seiner Großmuth das höchste Lob. Beyspiele davon giebt folgende Geschichte. Er hatte entdeckt, daß sein Secretair verrätherisch an ihm handele, und mit dem Kayserlichen General, Grafen Buquoi einen Briefwechsel unterhalte; hierauf zahlte er ihm dreyhundert Thaler, und ließ ihn mit einem Empfehlungsschreiben an den Grafen von sich. Als er zu einer andern Zeit inne ward, daß man seinen Apotheker bestochen habe, um ihn zu vergiften, gab er ihm eine Summe Geld, damit er nicht mehr durch Armuth verleitet werden möchte, sich zu Verbrechen brauchen zu lassen.

Großmuth im Unglück.

Darius der letzte persische König, welcher von Alexandern überwunden und seines Reichs beraubet worden, äusserte in dem großen Unglück, das ihn betroffen hatte, Gesinnungen eines sehr edlen Herzens. Als man ihm erzählt hatte, wie großmüthig sich Alexander gegen die gefangene Königin und die Prinzeßinnen bezeuget, streckte Darius seine Hände gen Himmel und that folgendes Gebeth:

„Ihr Götter des Vaterlandes und der Könige! helfet „mir den persischen Staat wieder aufrichten, damit ich „dem Alexander die Wohlthaten vergelten könne, die er „bey meinen Unglück, denen, die mir am liebsten sind, erwiesen hat. Sollte aber in der allgemeinen Veränderlichkeit der menschlichen Dinge die Zeit gekommen seyn, daß „sich das Reich der Perser endigen soll; so lasset wenigstens keinen andern Menschen den Thron des Cyrus besteigen, als den Alexander."

Als er nach der letzten Schlacht tödtlich verwundet auf einem Wagen flüchtete, wurd er von einigen Griechen eingeholt, da er eben den Geist aufgeben wollte, und sich noch etwas zu trinken ausbat. Da ihm ein Grieche frisches Wasser gebracht, sagte er zu ihm:

„Freund! dieses ist das volle Maaß meines Unglücks, „daß ich dir diese Wohlthat nicht vergelten kann. Alexander wird sie dir vergelten, und die Götter werden dem „Alexander, dem ich durch dich meine rechte Hand reiche, „die Großmuth vergelten, die er gegen meine Mutter, „meine Gemahlin und meine Kinder, bewiesen hat." Nachdem er diese Worte gesprochen, fiel er dem Griechen in die Arme, und starb.

Theodor Agrippa d'Aubigné setzte in Saintonge auf Seiten der Reformirten den Krieg fort, ward aber gefangen. Saintleu, der die katholischen Truppen commandirte, erlaubte ihn auf sein gegebenes Wort, für einige Tage nach Rochelle zu gehen. Kaum war er abgereiset, so erhielte Saintleu Befehl, ihn wohl gebunden nach Burdos zu liefern. Saintleu gab ihm heimlich von dieser Ordre Nachricht. Wie erstaunte er aber nicht, da er den d'Aubigne zurück kehren sahe. „Mein Herr, sagte d'Aubigne, ich komme mich ihnen wieder zu überliefern, theils, weil ich ihnen „mein Wort gegeben, theils, weil ich sie sonst mit einem „argwöhnischen und grausamen Hofe compromittiret hätte. „Ich weiß es, mein Tod ist beschlossen, meine Feinde werden ihren Haß befriedigen, ich aber werde nichts von dem „unterlassen haben, was Ehre und Erkenntlichkeit von mir „fodern."

Als Karl der V. den Moriz von Sachsen in die Churwürde seines unglücklichen Vetters zu Augspurg feyerlich einsetzte; wurde der letztere, der dahin als Gefangener hatte mitgehen müssen, durch das Lärmen und Getöse bey dieser Feyerlichkeit, die nicht weit von seiner Wohnung vorgieng, ans Fenster gezogen. „Was für ein Frohlocken! sagte er, „da freuen sie sich nun über eine Würde, die sie mir wider „Recht und Billigkeit geraubt haben. Gebe Gott, daß „Morizens Kinder sie in Zukunft so ruhig genüßen, und „meiner und der meinigen Beystand niemals nöthig zu „haben."

Edles Zutrauen.

Kleine und furchtsame Gemüther sind insgemein argwöhnisch, und deßwegen auch mißtrauisch. Aber große und freydenkende Seelen, die selbst keiner Niederträchtigkeit fähig sind, vermuthen dergleichen auch nicht leicht von andern. Sie sind ohne Besorgniß, wo andre zittern.

Alexander der Große war auf seinem Zuge nach Persien in eine so gefährliche Krankheit gefallen, daß seine Aerzte die Hofnung ihn zu retten, aufgaben. Nur Philippus, für den der König jederzeit viel Freundschaft gehabt hatte, wagte es bey der augenscheinlichen Lebensgefahr seines Wohlthäters, das äußerste zu versuchen. Er verfertigte einen Trank, und bat den König ihn einzunehmen.

Es war aber zu eben der Zeit ein Brief vom Parmenio gekommen, in welchem dieser den König vor dem Philippus warnte und vorgab, daß ihn Darius durch große Geschenke und noch größere Verheissungen gewonnen und zu der Verrätherey verleitet habe, seinen König aus dem Wege zu räumen. Diesen Brief legte Alexander unter sein Kopfküssen, ohne jemanden etwas davon zu offenbaren. Als hernach Philippus mit der Arzney gekommen war, und dem Alexander den Becher überreichte, nahm in der König, und trank ihn unerschrocken, indem er dagegen dem Philippus den Brief zu lesen gab. Alexander sah den Arzt mit einem muntern und freudigen Blick an, aus welchem Freundschaft und Vertrauen hervorleuchtete; dieser hingegen ward wegen dieser Verläumdung ganz bestürzt, doch vermahnte er den Alexander gutes Muths zu seyn, und sich auf seine Treue zu verlassen. Es war höchst merkwürdig

zu sehen, mit was für Geberden der eine den Trank nahm, und der andre währender Zeit den Brief las, und wie sich hernach beyde ansahen. Die Arzney griff den König sehr an, so daß er alle Sinnen verlohr. Aber der Arzt stärkte ihn bald wieder, und brachte ihn in kurzem zu völliger Gesundheit.

Uneigennützigkeit.

Ein gewisser Perser, der von seinem Könige abgefallen, und mit vielem Gelde sich nach Athen geflüchtet hatte, wurde in dieser Stadt von einigen gewinnsüchtigen Menschen beunruhiget. Er nahm deßhalb seine Zuflucht zu Cimon des Miltiades Sohn, der damals der angesehenste Bürger war, und einen großen Einfluß auf die Regierung des Staats hatte.

Als er in Cimons Haus gekommen, ließ er in dem Vorhof zwey Schalen niedersetzen, die eine mit silbernen Dariken (*), die andre mit goldenen Münzen angefüllt. Als Cimon dieses sahe, lachte er, und sagte zu dem Perser: Wilst du den Cimon lieber zu einem Miethling oder zu einem Freunde haben? Zu einem Freunde, sagte der Perser; worauf Cimon antwortete: So nimm denn dieses wieder mit dir, denn da ich dein Freund seyn soll, so werde ich mich deines Geldes bedienen, so bald ich es nöthig haben werde.

Philo-

(*) Ein Stück Geld von dem König Darius also genennet, so wie itzt die Friedrichs d'or, Louis d'or u. s. f. von dem Bilde der Könige, welches darauf geprägt ist, die Namen haben.

Philopömen der letzte Held, den Griechenland hervor gebracht hat (*), ward so wohl wegen seiner Klugheit und seiner Heldenthaten, als wegen seiner großmüthigen Uneigennützigkeit sehr hochgeschätzt. Als er einsmals den Lacedämoniern einen sehr wichtigen Dienst geleistet hatte, faßten sie einen öffentlichen Schluß ab, ihm ein großes Geschenk an Gelde zu machen. Sie schickten auch einige Männer ab, die ihm dieses Geld überbringen sollten.

Allein die Ehrfurcht, welche man seiner Uneigennützigkeit halber für ihn hatte, war so groß, daß keiner von den abgeschickten Lacedämoniern das Herz hatte von diesen Geschenken ihm etwas zu sagen. Sie wandten sich endlich an einen gewissen Timolaus, der mit Philopömen in guter Bekanntschaft stund, und trugen ihm auf, das Geschenk zu überbringen.

Dieser kam also nach Megalopolis, und kehrte bey dem Philopömen ein. Als er aber itzt sah, wie ernsthaft Philopömen in seinem Wesen, wie sparsam im Essen und Trinken, wie einfach in seinen Sitten er sey, und daraus seine Uneigennützigkeit und Unbestechlichkeit erkannte, so that er des Geschenks keine Erwähnung, sondern erdachte einen Vorwand seines Besuchs, und gieng wieder davon. Eben dieses wiederfuhr ihm, als er das andre mal wieder abgeschickt wurde. Er reisete nachher das dritte mal zum Philopömen, und that sich recht Gewalt an, seine Sache endlich anzubringen. Philopömen hörte ihn ganz geneigt an, gieng aber hierauf selbst nach Lacedämon, und gab den Spartanern diesen guten Rath: „Versuchet nicht eure gu-

(*) Er starb ohngefehr 200 Jahr vor Christi Geburt.

„ten Freunde zu bestechen, da ihr ihre Hülfe umsonst ha„ben könnt: erkauffet oder gewinnet die Bösen mit Gelde, „damit ihr sie ruhig machet. Es ist besser, daß man die „Feinde, als daß man die Freunde stumm mache.

Vergnüglichkeit.

Die Vergnüglichkeit ist eine Tugend, die allen Menschen nöthig ist, weil man ohne sie nie zur Zufriedenheit gelangen kann. Sie ist aber bey Großen, und bey denen, welche an der Regierung der Völker Theil haben, am nöthigsten. Denn wo diese habsüchtig und in ihren Ansprüchen ausschweifend werden, da ist der ganze Staat in Gefahr zu Grunde zu gehen. Die Habsucht und Schwelgerey der Großen ist das tödtlichste Gift der Staaten, die Vergnüglichkeit und Mäßigung derselben ihre vesteste Stütze.

Cajus Fabricius, ein vornehmer Römer, stand seiner Armuth ungeachtet in sehr großem Ansehen. In dem gefährlichen Kriege, den die Römer gegen den Pyrrhus (*) zu führen hatten, war er erst einer der Gesandten, die an den Pyrrhus abgeschickt worden, um die Kriegsgefangenen loszukaufen, hernach aber führte er in demselben Kriege als Consul das römische Heer an. In beyden Gelegenheiten führte er sich als ein großmüthiger Mann auf, den die Feinde selbst bewundern musten.

Bey

(*) Pyrrhus war König in Epirus, und fieng ohngefehr 280 Jahr vor Christi Geburt den Krieg gegen die Römer an.

Bey seiner Gesandschaft erweckte er bey dem Könige so viel Hochachtung gegen sich, daß Pyrrhus ihm folgenden Antrag machte:

„Bleib bey mir: ich will dich als meinen Freund und „Feldherrn, meiner königlichen Herrschaft theilhaftig ma„chen. Ich brauche einen tugendhaften Mann und einen „treuen Freund; du aber brauchst einen König, der durch „seine Freygebigkeit dich in Stand setze desto mehr Gutes „zu stiften."

Auf diesen Antrag gab Fabricius folgende Antwort: „Da du, wie es scheinet, schon erfahren hast, nach was für „Grundsätzen ich so wol bey Verwaltung der öffentlichen „Aemter, als bey Besorgung meines Hauswesens, handele; „da du auch schon weist, daß ich gar nicht reich bin, son„dern nur ein kleines Gut besitze, daneben weder von Zin„sen, noch vom Verdienst meiner Sklaven lebe, so will ich „weiter davon nichts sagen; da ich aber sehe, daß du mich „wegen meiner Armuth für elend hältst und dir einbildest, „daß ich ungeachtet meiner Tugend und Verdienste blos „meiner Armuth halber verachtet werde, so muß ich dich „darüber eines bessern belehren."

„Ich habe mich wegen meiner Armuth niemals für „unglücklich gehalten, und kann mich überhaupt über mein „Glück nicht beschweren, es sey daß ich mich als ein Glied „des Staates, oder nur als einen Hausvater betrachte."

„Ich verwalte meiner Armuth ungeachtet, die höch„sten Ehrenstellen, und werde in den wichtigsten Angele„genheiten um Rath gefragt. Die reichesten im Staat ha„ben nichts vor mir voraus, da jedermann mich ehret und „hochschätzt."

„Eben so glücklich sind meine häuslichen Umstände,
„auch wenn ich mich mit den Reichsten vergleiche. Mein
„kleines Gut giebt mir das Nothwendige, so lange ich es
„bauen und als ein sparsamer Hauswirth leben werde.
„Damit kann ich zufrieden seyn, da mir durch Hunger und
„Durst, welche ich erarbeite, jede Speis und Trank für-
„treflich schmeckt, und durch Ermüdung der Schlaf höchst
„erquickend wird. Da mein schlechtes Kleid mich für Käl-
„te schützt, und mein weniges Hausgeräth mir den nöthi-
„gen Dienst thut, so kann ich mich über das Glück nicht
„beschweren, da mir gar nichts fehlt, denn nach dem
„überflüßigen habe ich nicht einmal die geringste Begierde.
„Ich habe tausend Gelegenheiten gehabt, ohne Vorwürfe
„auf mich zu laden, Schätze zu sammeln. Vor einigen
„Jahren zog ich als Consul gegen die Samniter, Lukaner
„und Brutier zu Felde. Ich erfocht viel Siege, eroberte
„viel reiche Städte, und plünderte ein großes Land. Da-
„durch bereicherte ich mein Heer, vergütete jedem Bürger
„die Kriegssteuer, die er bezahlt hatte, und legte noch nach
„meinem Triumphe vierhundert Talente (*) in den öffentli-
„chen Schatz. Da ich von dieser Beute nichts genommen
„habe, als es mir frey stund zu nehmen so viel ich wollte,
„warum sollte ich von dir Geschenke nehmen. Warum
„sollte ich itzt mit Unehre reich werden wollen, da ich es
„nicht habe seyn wollen, als ich es mit allen Ehren seyn
„konnte.“

Alexan-

(*) Ein Talent oder Centner, an Silber kann ohngefehr auf 1000 Rthlr., an Golde aber auf 15000 Rthlr. geschätzt werden.

Alexander der Große schickte einmal dem Phocion, einem Athenienser, hundert Talente zum Geschenke. Dieser fragte diejenigen, welche ihm das Geld überbrachten: Warum schenkt Alexander von allen Athenienern nur mir allein so viel Geld? Weil er dich, war ihre Antwort, allein für einen redlichen und rechtschaffenen Mann hält. Warum will er denn nicht haben, daß ich ein solcher bleibe, versetzte Phocion, und wies sie mit dem Gelde ab. Allein sie ließen sich nicht abweisen, sondern folgten ihm in sein Haus.

Daselbst fanden sie zu ihrer Verwunderung alles nach der äußersten Sparsamkeit und Vergnüglichkeit eingerichtet. Sie sahen seine Gemahlin selbst kneten, ihn aber Wasser vom Brunnen holen, um sich die Füße zu waschen. Itzt glaubten sie um so viel mehr darauf dringen zu können, daß er das Geld annehme. Es ist schimpflich, sagten sie, daß du, ein Freund des Königs, so armselig leben sollst.

Phocion wies ihnen hierauf einen Mann in einem alten Mantel, der eben dort vorbey gieng und sagte: Haltet ihr mich für geringer als diesen Mann? Das sey ferne, antworteten sie. Und gleichwol, versetzte Phocion, ist er vergnügt, ob er gleich von wenigerm lebt, als ich. Also wär ich unter ihm, wenn ich, da ich mehr als er habe, mich damit nicht begnügen sollte. Wenn ich also, fuhr er fort, nichts mehr brauche, als was ich schon besitze, so wäre es vergeblich dieses Geld anzunehmen, und wenn ich es brauchen wollte, so würde ich dem Alexander und mir eine üble Nachrede bey meinen Mitbürgern zuziehen.

Mäßigkeit.

Alexander hatte auf seinen Zuge nach Asien der Ada, Königin von Carien, verschiedene wichtige Dienste erwiesen, wofür sie sich auf alle mögliche Art gefällig gegen ihn bezeigte. Einsmals schickte sie ihm verschiedene Arten von Erfrischungen, allerhand Leckerbissen und einige Köche, die für die besten gehalten wurden. Alexander nahm diese Geschenke nicht an, sondern ließ der Königinn sagen: Sein Hofmeister Leonidas habe ihn ehedem schon mit den besten Köchen versehen, indem er ihm gelehrt habe, des Morgens ganz früh aufzustehen und zu arbeiten, um des Mittags mit gutem Appetit zu essen, und des Mittags mäßig zu seyn, um sich ein wohlschmeckendes Abendessen zuzubereiten.

Es ist seltsam, daß die Unmäßigkeit, die doch so offenbar verschiedene moralische und politische Unordnungen nach sich zieht, bey einigen Völkern wirklich für eine Eigenschaft gehalten worden, deren man sich zu rühmen hätte. Man sagt, daß Darius des Hystaspes Sohn, König in Persien, in seine Grabschrift habe setzen lassen, daß er ein starker Trinker gewesen. Der jüngere Cyrus gab unter andern Gründen, womit er beweisen wollte, daß er des persischen Throns würdiger sey, als sein älterer Bruder, auch diesen an: daß er mehr trinken könne. Demosthenes beurtheilte diese vermeinte gute Eigenschaft aus dem rechten Gesichtspunkte. Als man den König Philipp in Macedonien dieserhalb lobte, sagte der Redner: daß dieses gar keine Eigenschaft eines Königs, sondern eines Schwammes sey.

Da die Bedienten des Cyrus ihm im Felde fragten, was man ihm zur Mittagsmahlzeit bereiten solle. Brod antwortete er, und was das Trinken betrift, so denke ich auf den Mittag an den Tigris zu kommen.

Ueppigkeit.

So wie die Sparsamkeit und eine eingezogene Lebensart ein Zeichen ist, daß ein Staat sich noch in Aufnehmen und im Wachsthume befinde, so ist die Ueppigkeit und Verschwendung ein gewisses Zeichen der Abnahme, und des sich allmälig nähernden Untergangs. Die Geschichte aller Völker bestätigen dieses, am deutlichsten sieht man es an der römischen Republik.

Roms schönste Zeit fällt ohne Zweifel in das Jahrhundert des ältern Scipio. Dieser, welcher der größte Mann seiner Zeit war, hinterließ seinen Erben an Silbergeschirr nicht mehr, als sechzig Mark. Zu des jüngern Scipio Zeiten, noch nicht hundert Jahre nach den vorigen, besaß Livius Drusus schon zwey und zwanzig tausend Mark Silbergeschirr. Wie hoch die Ueppigkeit etwa noch hundert Jahre nachher, nemlich zu den Zeiten des Cicero, gestiegen sey, läßt sich aus den unglaublichen Verschwendungen urtheilen, davon uns die Geschichtschreiber besondere Umstände aufbehalten haben.

Esopus ein Komödiant, gab einsmals eine Mahlzeit, da unter andern Gerichten in einer raren Schüssel, welche nach itzigem Gelde einige tausend Thaler gekostet hatte, nichts als die raresten gebratenen Vögel aufgetragen wur-

den, davon jeder einige hundert Thaler gekostet hatte. Ohngeachtet dieser ausschweifenden Ueppigkeit hinterlies dieser Esopus ein Vermögen von vielen Tonnen Goldes. Sein Sohn wollte vermuthlich den Vater an Ueppigkeit übertreffen, denn er gab einsmals eine Mahlzeit, da er, um sie kostbarer zu machen, seinen Gästen, unter dem Wein aufgelößte Perlen von großem Werthe, zu trinken gab.

Apicius ein berühmter Schwelger, der zur Zeit des Kaisers Tiberius lebte, hatte seine Tafel immer mit den raresten Speisen bedeckt, die aus allen Provinzen des weiten römischen Reichs zusammen geschlept worden. Er hat hundert Millionen Sesterzen (*) von seinem Vermögen verpraßt. Da ihn die Schulden drückten, war er gezwungen, zum ersten mal in seinem Leben, Rechnung über das Seinige zu halten. Als er fand, daß ihm, nach Befriedigung seiner Gläubiger nur hundert Millionen übrig bleiben würden, brachte er sich selbst mit Gift um, um nicht in die Noth zu kommen, von so wenigem zu leben.

Marcus Antonius, der, welcher mit Augustus um die Oberherrschaft gestritten hat, trieb die Ueppigkeit und Verschwendung aufs höchste. In seiner Küche wurden etliche Mittagsessen allemal zugleich zugerichtet, aber so, daß jedes etwas später, als das andere fertig wurde, damit er allezeit, wenn es ihm einfiel, etwas früher oder etwas später zu essen, eine Mahlzeit fände, da jedes in seiner Vollkommenheit wäre. Er stritt mit der Königin Cleopatra um die Wette, wer von beyden auf eine einzige Mahlzeit die

gröste

(*) Ohngefehr vier Millionen Thaler.

gröste Summe verwenden könnte. Als die Königin einsmals gewettet hatte, zehen Millionen Sesterzien auf einmal zu verzehren, war sie genöthiget, weil die Wette nicht anders zu gewinnen war, eine höchst kostbare Perle in Eßig auflösen, und unter den Wein gießen zu lassen.

Liebe für das allgemeine Beste.

Aratus ein Sicyonier hatte seine Vaterstadt von dem Tyrannen, der sich der Herrschaft bemächtiget hatte, befreyet, und etliche hundert Bürger, welche währender Tyranney waren vertrieben worden, wieder zurück berufen. Diese machten nun auch auf ihre ehemalige Güter, die nach ihrer Verbannung an andre ausgetheilt worden waren, Anspruch. Die Besitzer der Güter setzten sich dagegen, und die Stadt stund in Gefahr in große Verwirrung zu kommen. Aratus, der kein Mittel sah die Streitende mit einander zu vereinigen, gab große Summen Geldes, welche ihm von dem König Ptolomäus geschenkt worden waren, her, und lößte damit denen, welche ihre Güter wieder haben wollten, dieselben ein, denen aber, welche nur eine Schadloshaltung verlangten, gab er den Werth derselben am Gelde, und rettete also durch freywillige Aufopferung seines Reichthums, die Stadt von innerlichen Unruhen.

Kleomenes sollte seine Mutter dem Ptolomäus zur Geißel geben, da er Hülfe von diesem haben wollte. Er machte sich lang Bedenken, ihr dieses zu eröfnen: endlich wagte er es, worauf sie lachte und sagte: Ist es weiter nichts als das, daß du mir nicht hast sagen wollen? warum setzest du

uns nicht gleich in ein Schiff, und warum schickest du uns nicht dahin, wo du glaubst, daß dieser Körper unserm Sparta am nützlichsten seyn werde, ehe ihn das Alter vollends aufreibt und verzehrt.

Die Truppen Heinrichs IV. die nach Deutschland giengen, hatten in Champagne einige Bauerhäuser geplündert, unvorzüglich sagte der König, da er es erfuhr, machet euch auf den Weg, (er redte mit den Officieren,) haltet die Truppen in Ordnung, ihr müsset mir dafür stehen. Wenn man mein Volk ruinirt, wer wird mich erwähnen? wer wird die Last des Staates tragen? wer wird euch Herrn den Sold bezahlen? bey Gott, man vergreift sich an mir selbst, wenn man sich an meinen Unterthanen vergreift.

Ich sterbe, sagte Ludwig XII. zum Herzog von Valais, euch empfehle ich meine Unterthanen, und verschied.

Heinrich IV. machte dem Hofmeister seines Prinzen, dem Herren de Sommieres ein Geschenk von hundert tausend Thalern. Sommiere aber lehnte es ab. Ich fürchte Ewr. Majestät möchten, wenn sie eine so große Summe wegschenken, ein allzu großes Loch in ihre Finanzen machen, und genöthiget seyn, es auf Unkosten ihrer Unterthanen wieder auszufüllen.

Um Glocester schnell einzubekommen, schlug Fairfax dem Kommendanten eine Unterredung vor, und damit diese von Erfolg seye, so drang er in des Kommendanten Sohn, welchen er in seiner Gewalt hatte, seinen Vater zu vermögen, daß er den Platz übergebe. Mein Vater, antwortete der Jüngling, ist zu verständig, als daß er sich von mir sollte rathen lassen. So müßt ihr sterben, erwiederte Fairfax, ließ ihn bis auf die Hüften entblößt an einem Pfal

binden,

binden, und die Soldaten musten ihm ihre Degen und Pistolen auf die Brust setzen. Cappel, der Vater kam eben zu diesem Auftritt, um die Conferenz mit dem General zu halten, welcher ihm mit aufgebrachter Mine zurief: Entweder übergebet den Platz, oder euer Sohn ist des Todes. Der Vater erstarrete beinahe bey diesem Anblick, faßte sich aber bald wieder, und rufte seinem Sohn dreimal zu: Bedenke mein Sohn, was du Gott und dem König schuldig bist, und kehrte wieder in den Platz zurück.

Königliche Güte und Gerechtigkeit.

Der persische König Artaxerxes mit der langen Hand, hatte einen Liebling, Namens Satibarzanes, welcher ihm hart anlag etwas zu thun, was er für ungerecht hielt. Der König erfuhr, daß Satibarzanes deßwegen diese Sache so ernstlich betrieb, weil ihm eine sehr große Summe Geldes versprochen worden, wenn er sie erhalten würde. Der König befahl also seinem Schatzmeister ihm diese Summe zu bezahlen, und sagte zugleich: Nimm dieses Geld Satibarzanes, das ich dir geben kann ohne arm zu werden, das andre was du verlangtest, konnte ich dir nicht bewilligen, ohne ungerecht zu werden.

Verschwiegenheit.

So wichtig die Verschwiegenheit ist, so sind doch wenige Menschen, welche diese Tugend besitzen: man entdecket bey den meisten eine Begierde, das, was sie heimlich halten

halten sollten, auszuschwatzen, dadurch hat sich mancher in das grösste Unglück gestürzt. Ein Römer, der sich vorgenommen hatte, die Welt von dem abscheulichen Tyrannen Nero zu befreyen, verrieth sich selbst, weil er seine Zunge nicht im Zaum halten konnte. Er gieng den Abend vorher, ehe er seinen Anschlag ausführen wollte, bey dem Theater vorbey, und sah da einen Gefangenen, der sein Unglück bejammerte, weil er den wilden Thieren sollte vorgeworfen werden. Diesem sagte er ins Ohr: Suche du nur heute noch durchzukommen, morgen wird keine Gefahr mehr für dich seyn.

Der Gefangene schloß hieraus, daß der andre gegen den Kayser etwas vorhaben müste, und bediente sich dieser Entdeckung zu seiner Errettung. Er zeigte die Sache an, und bekam dadurch sein Leben zum Geschenk, da der andre es durch die Unenthaltsamkeit seiner Zunge verlohr.

Ein griechischer Dichter, Namens Philippides, muß die Gefahr worinn man ist, wenn man wichtige Geheimnisse weis, lebhaft empfunden haben; denn als Lysimachus, König in Macedonien ihm einsmals sagte: Mein lieber Philippides, was kann ich dir denn von allem was ich besitze, geben? antwortete er: Was du willst König, nur nichts von deinen Heimlichkeiten.

Der Kayser Augustus hatte in den letzten Jahren seiner Regierung den Verdruß niemand von den seinigen um sich zu sehen, dem er das Reich überlassen könnte. Einsmals beklagte er sich deshalb gegen den Fulvius seinen Vertrauten, und entdeckte ihm, daß er ofte mit sich selbst berathschlage, ob er nicht seinen Enkel, den er verbannet hatte, zurück rufen, und ihn anstatt seines Stiefsohnes des Tiberius,

rius, zu seinem Nachfolger ernennen sollte. Fulvius vertraute dieses Geheimniß seiner Frau, und diese erzehlte es der Livia des Kayſers Gemahlin wieder, welche darüber den alten Augustus zur Rede stellte. Als den andern Tag Fulvius wieder zum Kayser kam, und ihn mit den gewöhnlichen Gruß: Die Götter erhalten dich! angeredet hatte, antwortete Augustus: Und dich Fulvius machen sie klüger, Fulvius merkte sogleich worauf dieses zielte, gieng nach Hause, lies seine Frau rufen und sagte ihr: Der Kayser weiß, daß ich seine Vertraulichkeit gemißbraucht und seine Heimlichkeiten ausgeschwatzt habe, und darum bin ich entschlossen mir des Leben zu nehmen. Du thust wohl daran, versetzte die Frau, und verdienst dieses, denn du hast lange genug mit mir gelebt, um zu wissen, daß ich gar nicht verschwiegen bin, und hast dein Geheimniß für dich behalten sollen; aber da ich gleichwol auch Schuld habe, so will ich mich zuerst strafen. Darauf nahm sie einen Degen und erstach sich selbst, worauf ihr Mann sich gleichfalls entleibte.

Fürwitz.

Ein fürwitziger Mann fragte jemanden, der etwas trug, das er mit einem Tuch bedeckt hatte, was er da trage? und bekam zur Antwort: Es ist eben darum zugedeckt, weil du nicht wissen sollst was es ist.

Man macht sich durch den Fürwitz nicht bloß lächerlich, sondern bisweilen unglücklich. Der König Seleukus hatte eine Schlacht gegen die Galater verlohren, und dabey

seine

seine ganze Armee eingebüßt. Er selbst nahm nur von drey oder vier seiner Bedienten begleitet, die Flucht, und hatte um nicht erkannt zu werden, seinen königlichen Schmuck weggeworfen.

Auf der Flucht kam er an einem abgelegenen Orte in ein Baurenhaus und foderte etwas zu essen. Der Bauer merkte wohl, daß seine Gäste ängstlich waren, und sich fürchteten entdeckt zu werden. Er erkannte endlich den König und freuete sich innerlich über die Ehre die er hatte einen großen Herrn zu bewirthen.

Nachdem der König sich etwas ausgeruht hatte, lies er sich durch den Bauren auf den Weg bringen, den er nehmen wollte, und nahm hernach von ihm Abschied. Der Bauer konnte seinen Fürwitz, zu zeigen, daß er seine Gäste kannte, nicht bändigen, und sagte: Lebe wohl, König Seleukus! Hierauf bot ihm der König die Hand, und zog ihn gegen sich, als wenn er ihn umarmen wollte, befahl aber durch einen Wink einem seiner Begleiter, ihn nieder zu hauen, aus Furcht, es möchte ihn auch die Lust ankommen, ihn den Feinden zu verrathen.

Bedachtsamkeit.

Die meisten Fehler und Vergehungen kommen von der Unbedachtsamkeit her. Man fehlt selten aus Vorsatz, noch seltener aus Unwissenheit, am meisten aber aus Mangel der Ueberlegung, oder aus Voreiligkeit. Sokrates hatte eine Gewohnheit, die man sich zur Lehre nehmen kann. Wenn er nach dem Gebrauch der Griechen sich mit Laufen, oder

einer

einer andern Leibesübung erhitzt hatte, so trank er nicht gleich, wenn er an einen Brunnen kam, sondern er füllte ganz langsam einen Eymer mit Wasser, und goß ihn wieder aus. Dieses that der Philosoph nicht blos deswegen, weil es gefährlich ist, in die Hitze zu trinken, sondern hauptsächlich, um sich überhaupt anzugewöhnen, keine Begierde eher zu befriedigen, als bis er sich Zeit genommen, die Sache zu überlegen.

Da man in keiner Sache schneller ist, als in der Rede, und es nur um einen Augenblick zu thun ist, ein wichtiges Geheimniß zu verrathen, oder sich durch ein Versprechen zu binden, oder jemand durch Worte zu beleidigen, so hat man die Bedachtsamkeit nirgend mehr nöthig, als im Reden. Es ist allemal besser ganz zu schweigen, als unbedachtsam zu reden, und es ist eine wichtige Wahrheit in diesem Spruch des Poeten Simonides enthalten: **Man bereut sehr ofte was man geredet, aber niemals was man verschwiegen hat.**

Weisheit.

Die Athenienser schickten einsmals eine Anzahl ihrer Bürger nach Sicilien, und daselbst eine neue Stadt zu bewohnen. Unter diesen befand sich auch ein Tonkünstler, Namens Philoxenus, welcher ein Haus und schöne Güter zu seinem Antheile bekam. Als er aber anfieng zu sehen, daß man in dieser Kolonie ohne Arbeit und Mühe ein wollüstiges und üppiges Leben führte, und daß wegen des Ueberflusses, den man an allen Dingen hatte, sich niemand auf Künste legte die Nachdenken erfodern, faßte er den

Ent-

Entschluß ein so wollüstiges Land zu verlassen, und wieder nach Athen zu gehen. Es ist besser, sagte er, daß ich meine Güter hier verderben und umkommen lasse, als daß sie mich verderben.

Freymüthigkeit.

Die grösten Männer aller Zeiten, haben die Verstellung unter die niedrigsten Laster, und die Freymüthigkeit unter die höchsten Tugenden gesetzt. Seine eigene Fehler frey gestehen, sich selbst und auch andre nach seiner eigenen Einsicht beurtheilen, und nicht blos andern nachsprechen, ist ein Zeichen der Großmuth. Der Philosoph Apollonius pflegte zu sagen: Sklaven komme es zu, zu lügen, freyen Menschen aber, die Wahrheit zu sagen. Wie sehr, edle Gemüther von der Freymüthigkeit gerührt werden, beweisen folgende Geschichte.

Pompejus war entschlossen, die Einwohner der Stadt Himera mit Feuer und Schwerdt zu bestrafen, weil sie es mit dem Marius gegen den Sylla gehalten hatten. Als er im Begriff war die Strafe vollziehen zu lassen, bat Sthenius, einer der Regenten der Stadt um Erlaubniß zu reden, und sagte, nachdem er sie erhalten: Du wirst sehr unrecht thun, wenn du so viel hundert Unschuldige strafest, und hingegen den Schuldigen allein losslässest. Wer ist denn der Schuldige? fragte Pompejus. Ich selbst! gab Sthenius zur Antwort, denn ich habe meine Mitbürger theils durch Ueberredung und theils durch Zwang dahin gebracht, die Parthey des

Marius

Marius zu nehmen. Pompejus bewunderte die Freymüthigkeit dieses Mannes, und sprach deswegen sowol ihn selbst, als die Stadt von aller Schuld frey.

Der König Pyrrhus war den Tarentinern gegen die Römer zu Hülfe gezogen, und da er sahe, daß das Volk an statt sich zu einer tapfern Gegenwehr zu rüsten, in einer gewöhnlichen Gemächlichkeit und Ueppigkeit fortlebte, ließ er die öffentlichen Spatziergänge zuschließen, und untersagte ihnen ihre unzeitige Schmausereyen und Lustbarkeiten. Dieses brachte sie gegen den Pyrrhus auf, und einige Bürger vergaßen sich bey einem Schmaus so weit, daß sie die heftigsten Schmähungen gegen ihn ausstießen. Den folgenden Tag ließ sie der König vor sich kommen, hielt ihnen ihr Vergehen vor und fragte sie: ob sie dergleichen Reden von ihm geführt hätten? worauf einer von ihnen antwortete: Ja, das haben wir gethan, und hätten wir mehr Wein gehabt, so würden wir noch weit mehr gesagt haben. Pyrrhus begnügte sich, sie mit einem tüchtigen Verweise nach Hause zu schicken.

Sparsamkeit und Genügsamkeit.

Man hat angemerkt, daß die grösten Männer sich durch Sparsamkeit, Genügsamkeit, eine harte und strenge Lebensart, von andern unterschieden haben, und man muß entweder annehmen, daß eine solche Lebensart große Männer hervorbringt, oder das große Tugend und Verdienst, vorzüglich auf eine solche Lebensart fällt. Die grösten Römer waren Marius Curius, Fabricius, die Scipionen, die Catonen die alle zugleich Muster der Genügsam-

keit und Eingezogenheit gewesen sind. Wenn diese Tugenden aus einem Staate verschwunden sind, so werden auch schwerlich große Männer in demselben anzutreffen seyn.

Alle Geschichtschreiber kommen darinn überein, daß Athen nach dem peloponesischen Krieg, keine so große Männer mehr gehabt, als vorher. Man weiß aber auch, daß die Athenienser niemals so herrlich gelebt, so viel Feste und Lustbarkeiten gehabt, als nach jenem Kriege. Ihre wichtigste Verrichtungen waren, die Schauspiele zu besuchen, und ihre gröste Sorge, Geld genug zu haben, Dichter und Komödianten zu bezahlen.

Unter die gröstten Männer die Griechenland hervorgebracht hat, gehören ohne Zweifel Epaminondas und Pelopidas. Der erste war arm, und blieb es gerne und aus Wahl; denn Pelopidas, welcher sehr reich war, konnte ihn niemals bereden, an seinem Reichthume Theil zu nehmen; daher suchte Pelopidas ihm an Armuth gleich zu werden, und war in seiner Kleidung, in Essen und Trinken eben so schlecht, mäßig, in harter Arbeit eben so unverdrossen und in den wichtigsten Aemtern eben so eifrig und redlich, als sein Freund. Ja er hielt sichs für eine Schande, mehr als der ärmste Thebaner auf seinen Leib zu verwenden.

Marius Curius hatte die Samniter in verschiedenen Treffen überwunden, und sie sahen sich verlohren, wenn sie diesen Mann nicht gewinnen könnten. Sie schickten eine Gesandschaft an ihn und ließen ihm große Geschenke anbiethen. Die Gesandten, die ihn an seinem Heerde, bey einer selbst zubereiteten Mahlzeit von Rüben fanden, wurden kurz mit diesen Worten abgewiesen: Der, welcher sich

mit

mit einer solchen Mahlzeit begnüget, brauche weder Gold noch Silber.

Dieser Patriot verwies einsmals seinen Soldaten ihre Habsucht, auf eine rührende Weise. Sie murreten über die kleinen Portionen Land, die jedem waren angewiesen worden, da der gröste Theil zu Güthern der Republik gemacht worden. Gott bewahre! sagte er, daß ein römischer Bürger ein Stück Land, das eine Familie ehrlich nähren kann, für sich zu klein halte.

Als der junge Scipio im römischen Lager vor Numantia angekommen war, um die Feldherrn Stelle zu übernehmen, fand er, daß das Heer der Uepigkeit und Schwelgerey sehr ergeben war. Er nahm deshalb eine große Verbesserung damit vor, zwang jedermann alle überflüßige Geräthschaft wegzuschaffen, und nichts als einen Kessel, einen Bratspieß und einen Wasserkrug zu behalten. Er verordnete, daß man die Mittagsmahlzeit stehend und ohne warme Speise genießen sollte; beym Abendessen mochte sich setzen wer da wollte, aber man durfte nur ein Gericht von gekochtem oder gebratenem Fleisch essen. Einem Offizier, Namens Memmius, der sich köstliche Geschirre nachtragen ließ, gab er diesen strengen Verweis: Du hast dich mir und deinem Vaterlande durch deine Weichlichkeit einen ganzen Monat lang unnütz gemacht, und dir selbst für deine ganze Lebenszeit Schaden gethan, da du dich an solche überflüßige Dinge gewöhnt hast. So dachte der Mann, der Rom von seinem Untergang errettet, und zween der gefährlichsten Kriege glücklich geendiget hat.

Auch Gelon, ein andrer großer Mann, hielt es für eine der wichtigsten Sorgen eines Regenten, daß das Volk durch Fleis und Arbeitsamkeit, von einer üppigen Lebensart abgehalten werde. So wie er die Syrakuser gegen die Carthaginenser angeführt, und einen herrlichen Sieg über sie erfochten hatte, nach welchem er ihnen zu einem Friedensartikel machte, daß sie keine Kinder mehr opfern sollten; eben so gieng er in Friedenszeiten gleichsam an ihrer Spitze auf die Felder, und führte sie da an, die Unfruchtbarkeit ihres Bodens zu bekriegen. Dadurch, sagte er, erhalten wir auf einmal zwey Vortheile. Unsre Felder werden durch gute Bearbeitung besser, und unsre Sitten werden nicht durch Müßiggang schlimmer.

Kindliche Dankbarkeit.

Epaminondas, den einige Weltweise für den grösten Mann halten, den Griechenland hervorgebracht hat; der, durch dessen Weisheit und Thaten die vorher geringe Stadt Theben, eine Zeit lang die mächtigste Stadt in Griechenland geworden ist; der die vorher unüberwindliche Lacedämonier gedemüthiget, und den höchsten Gipfel des Ruhms erreicht hat; dieser Mann sagte oft zu seinen Freunden: daß ihm von allem Guten und Glücklichen, so ihm begegnet, nichts so sehr gefreuet habe, als daß er die Spartaner zu einer Zeit überwunden habe, da sein Vater und Mutter noch am Leben waren. Diese Empfindung macht ihm eben so viel Ehre, als sein Sieg bey Leuktra.

Väterliche Liebe.

Man warf dem Ptolomäus, König von Egypten vor, er habe unweise gehandelt, seinem Sohne so früh sein Reich abzutreten. O sagte er, es ist nichts süßers, als der Vater eines Königs seyn.

Kindliche Liebe.

Die Gesetze in China gebieten, daß einem, der mit öffentlichen Geldern untreu ist, die Hände abgehauen werden sollen. Ein Mandarin machte sich einst dieser Strafe schuldig, seine Tochter, eine schöne junge Dame, wagte es, vor ihren Vater zu bitten. Wie sie vor dem Kaiser erschien, sagte sie: „Ich leugne nicht, großer Kaiser, mein unglücklicher Vater hat die Strafe verdienet, und er muß, den „Gesetzen gemäß, seine beiden Hände verliehren, — hier „sind sie, fügt sie hinzu, indem sie ihre Handschuh auszog. „Ja, großer Prinz, diese Hände hier gehören meinem unglücklichen Vater, so unnütze als sie zum Unterhalt seiner „Haushaltung sind, übergiebt er sie willig den strengen Gesetzen, um diejenigen zu erhalten, die uns alle, meinen „Grosvater, meine Brüder, meine Schwestern und mich „ernähren müssen.“ Der Vater wurde von Kaiser um seiner Tochter willen begnadiget.

Ehrfurcht für das Alter.

Alle gesittete Völker haben das Gefühl gehabt, daß das Alter Ehrfurcht verdiene; aber die Spartaner haben,

so wie in manchen andern Tugenden, also auch in dieser, alle Völker übertroffen. Es begegnete einsmals in Athen, daß ein sehr alter, aber ganz gemeiner Mann in die Komödie kam, da schon alle Plätze besetzt waren. Er sah sich überall nach einem Platze um, ohne daß jemand so viel Achtung für ihn bezeugte, ihm Platz zu machen. Es befanden sich aber einige Spartaner bey dem Schauspiele, die damals als Gesandte sich in Athen aufhielten. Als der Alte dahin kam, wo sie saßen, standen sie, nach den Sitten ihrer Stadt, ehrerbietig vor ihm auf, und gaben ihm die beste und oberste von den Stellen, die ihnen angewiesen waren. Das Volk sah dieses, und gab durch ein allgemeines Händeklatschen, dieser schönen That Beyfall, welches einen der Gesandten veranlassete zu sagen: Die Athenienser wissen was recht ist, wir aber thun es.

Freundschaft.

Damon und Pythias, welche beyde in den Grundsätzen der pythagorischen Sekte erzogen, und durch das geheiligte Band einer zärtlichen Freundschaft mit einander verbunden waren, hatten sich eine unverletzliche Treue geschworen. Dieselbe ward aber auf eine harte Probe gesetzt. Einer von ihnen, da er von dem syrakusanischen Tyrannen Dionysius zum Tode verdammet worden, bat sich zur Gnade aus, daß man ihm erlauben möchte, eine Reise in sein Vaterland zu thun, um einige Angelegenheiten daselbst in Ordnung zu bringen. Er versprach, binnen einer gewissen Zeit wieder zukommen, wogegen sich der andere gutwillig zum Bürgen stellete. Die Hofleute und besonders

sonders Dionysius warteten mit Ungeduld, wie eine so aus-serordentliche Begebenheit ablaufen würde. Der bestimmte Tag rückte heran, und da er gleichwohl noch nicht wiederge-kommen war, so tadelte ein jeder den unbedachtsamen Ey-fer dessen, der sich zum Bürgen gestellet hatte. Dieser, an statt Furcht oder Unruhe blicken zu lassen, antwortete mit einem unverändertem Gesicht, er wäre gewiß genug, daß sein Freund wieder käme, und in der That langte er auch an dem gesetzten Tage und zur bestimmten Stunde an. Dionysius, voll Verwunderung über eine so seltene Treue wurde dadurch so gerührt, daß er ihm das Leben schenkte, und sie ersuchte, ihn als den dritten Mann in ihre Freundschaft aufzunehmen.

Billigkeit.

Smicythus verklagte den Nikanor oft beym Philippus, dem Vater Alexanders des großen: er thue nichts, als den König verkleinern. Alle Minister waren der Meynung, Philippus sollte den Nikanor hohlen, und ihn nach Verdienst abstrafen lassen. Aber Nikanor! sagte der König, einen von den wackern Männern in Macedonien? überleget ihr wohl, was ihr mir ra-thet? wäre es nicht besser, wenn wir untersuchten, woher dieses Mißvergnügen des Nikanors komme, ob wir nicht etwa selber ihm dazu Ursache gegeben? Man untersuchte, und es fande sich, daß Nikanor in der äußersten Dürftigkeit lebte, und daß niemand so menschlich war, ihm in seiner Noth beyzustehen. Der König sendete

ihn ein schönes Geschenk, und Nikanor lokte nun die Güte des Königs eben so sehr, als er ihn vorher getadelt hatte.

Philippus hörte oft noch ganz voll Schlummer Processe an, und verurtheilte den Unschuldigen, und den Schuldigen sprach er ledig, weil ihn der Schlaf hinderte, die Sache ganz zu vernehmen. Er verurtheilte einsmals aus eben diesem Grunde den Sachwalter Machetos, der oft Processe vor ihn führte. Dieser ließ sich durch den Spruch nicht irre machen, sondern schrie ganz laut: Er appellire! Wie? fragte Philippus ganz aufgebracht, und an wem wilt du appelliren? Von dir, König! versetzte der Sachwalter, an den wachenden Philippus, der meinen Proceß aufmerksamer anhören wird. Der König bedachte sich, und fand, daß sein Urtheil ungerecht gewesen, er widerrufte zwar dasselbe nicht, aber er bezahlte aus seinen eigenem Beutel, so viel der Proceß werth war.

Eben dieser König lebt eine Zeit gar nicht gut mit seiner Gemahlin Olympias und seinem Sohne Alexander. Demaratus, ein korinthischer Edelmann besuchte ihn. Philippus fragte: Wie nun die Griechen unter einander sich betrügen! Gewiß, antwortete ihn Damaratus, du wirst dich viel um die Einigkeit, oder Zwietracht der Griechen bekümmern, da du dir aus der Trennung derjenigen nicht viel machest, welche dir näher angehen, als die Griechen. Dieses Wort machte den König Nachdenken, und er versöhnte sich wieder mit den Seinigen.

Noch eins von diesen besondern Manne. Eine dürftige Alte begehrte, daß er ihren Proceß anhören und entscheiden möchte, sie wiederholte ihre Bitte sehr oft, und bekam endlich zur Antwort: Er habe gar nicht Zeit, sich

mit ihrer Sache abzugeben. So höre auch auf König zu seyn! schrie die Alte ganz unwillig. Philippus ganz betreten, verhörte nicht nur diese, sondern auch alle Anwesende.

Brüderliches Betragen.

Nachdem Eumenes in die Klemme gerathen, in welche ihn Perseus gelocket hatte, hielte ihn jedermann für verlohren, und das Gerücht von seinem Tode kam selbst bis an seinen Hofe nach Pergamus. Attalus sein Bruder nahm alsobald das Diadem, vermählte sich mit der Königin, und regierte an seines Bruders Stelle. Nicht lange hernach hieß es: Eumenes lebe noch, und er sey auf dem Wege in seine Lande zurückzukehren. Attalus legte zufrieden die Krone von sich, und gieng, wie er sonst gewohnt war, vor der Leibwache des Königs her, seinem Bruder entgegen. Man bemerkte nicht die geringste Kaltsinnigkeit zwischen diesen zweyen Brüdern, im Gegentheil hinterließ Eumenes sein Reich und seine Gemahlin dem Attalus, ob er schon selbst Kinder hatte, und Attalus zog Eumenes Kinder zum Throne, da es ihm doch an eigenen Söhnen nicht fehlte.

Robert, Herzog der Normandie, schickte seinem Bruder Heinrich, den er in einer Belagerung schon bis zu dem äußersten Mangel an Wasser gebracht hatte, Wasser und auch etwas Wein in die Vestung. Sein andrer Bruder Willhelm von England machte ihm deßwegen Vorwürfe: Robert versetzte aber: Was? soll ich meinen Bruder vor

Durst umkommen lassen? Wenn er dahin ist, wo nehmen wir einen andern her?

Edles Vertrauen.

Eudamidas ein Korinthier, hatte zween Freunde, den Charixenus von Sycion, und den Aretheus von Corinth: diese beyde waren reich, und er sehr arm. Er starb, und hinterließ nichts als eine arme Mutter, und eine mannbare, aber noch unverheyrathete Tochter. Man fand ein Testament auf seinen Bette, welches er kurz vor seinen Ende geschrieben hatte, dessen Inhalt vielen ungereimt schiene. „Ich hinterlasse dem Aretheus meine Mutter, sie zu ernähren und ihre Stütze in ihrem Alter zu seyn; dem Charixenus meine Tochter, ihr für einen Mann zu sorgen, und eine anständige Aussteuer zu geben. Sollte einer von ihnen sterben, so setze ich den andern an seine Stelle.“ Diese seine beyden Erben aber nahmen diese Vermächtnisse mit der grösten Zufriedenheit an. Charixenus starb fünf Tage hernach selber, und Aretheus trat nach dem letzten Willen seines Freundes, in des verstorbenen Stelle, er ernährte die Mutter, war ihr Freund in ihrem Alter, theilte seine fünf Talente unter seine leibliche, und seine ererbte Tochter, und verheyrathete beyde an einem Tage.

Rühmliche List.

Der Kayser Konrad der dritte, belagerte Welfen Herzogen von Bayern, und schlug auch die allergelindesten, ja sogar die allervortheilhaftesten und von des Welfen Seite niederträchtigen Bedingungen, zu einen Vergleiche, aus.

aus. Den Edeldamen allein, die mit den Herzog in Wins, berg lagen, erlaubte er, ihrer Ehre unbeschädigt, mit so viel als jede tragen konnte, aus der Vestung zu ziehen, und sich zu den Ihrigen in Freyheit zu begeben. Die Stunde zum Abzug war da, die Thore wurden geöfnet, man wartete im Lager jede mit ihren besten Kleidern und Kleinodien kommen zu sehen, allein jede trug ihren Ehemann und ihre Kinder auf ihren Schultern, und selbst der Herzog kam auf diese Weise aus der Vestung. Diese zärtlichen Mütter und Gattinnen waren nun stark genug eine solche Last bis außer die Stadt zu tragen. Den Kayser rührte dieses Schauspiel so, daß er vor Freude weinte, und sich mit dem Herzog versöhnete.

List.

Ein Betrüger kam nach Macedonien, und gab vor, daß er ein Geheimniß wisse, alle Nachstellungen zu entdecken. Der König war begierig diese Kunst zu lernen. Hierauf raunte ihm der Betrüger ins Ohr: daß Geheimniß bestehet darinnen, daß du mir einen Talent giebst, damit man glaube, daß du das Geheimniß wissest.

Karl der IV. übergab einem Mönchen Theodorich die Verwaltung der Einkünfte eines Schlosses. Der Mönch rafte in kurzer Zeit große Reichthümer zusammen, ward beim Kaiser verklagt und citiret, damit er Rechenschaft von seiner Verwaltung ablege. Es kann gleich jetzt geschehen, unüberwindlicher Kaiser, versetzte der Mönch. Karl befahl ihm die Bücher zu weisen; — „es braucht keiner Bücher, versetzte jener, da ich die Verwaltung bekommen, hatte „ich ein schlechtes Kleid und einen Thaler im Vermögen

„wenn

„wenn Ewr. Majestät mir dieses lassen wollen, so bin ich „dankbar, was ich übrigens noch besitze, ist alles Höchstde„nenselben, und ich übergebe es bereitwillig, gleich jetzt „Dero Händen —" dann kehrte er sich an seine Ankläger, „wer ist nun bereitet, eben so Rechnung abzulegen?" das gefiel dem Kaiser sowol, daß er den Mönch zum Bischof von Mainz machte, und wie einige wollen, nicht lange hernach zum Erzbischof von Magdeburg.

Eigensinn.

Der Kardinal dü Perron kaufte in seinem Alter als ein Podagrist ein Landgut zu Burgelot, zweimal theurer als es am Werth war, weil er in seiner Jugend auf diesen Gute von einer Leiter gesprungen, und es in dieser Kunst bis auf die 22 Stuffen gebracht hatte.

Die gefällige Tugend.

Bernhard, der Stifter, des von ihm genannten Ordens, der die Mäßigkeit selbst war, aß mit ankommenden Freinden wider seine Ordnung zu Abend. Seine Jünger schalten ihn darüber, "nicht ich, so entschuldigte sich der lie„benswürdige Alte, nicht ich aß und trank mit ihnen, son„dern die Liebe that es."

Standhafte Erduldung körperlicher Schmerzen.

Der General Lopez wollte sich vor einer Action seinen Helm von seinem Bedienten besser aufsetzen lassen, er drücke ihm

ihm das Ohr. Man behauptete, es könne nicht seyn, der Helm sitze recht, und Lopez, um nichts zu versäumen, eilte ins Treffen. Bey seiner Zurückkunft warf er den Helm und das Ohr zugleich ins Zimmer, und sagte ganz gelassen zu seinem Bedienten: habe ich nicht gesagt, daß mein Helm nicht recht sitze?

Verachtung des Todes.

Rhaam-Chund-Pundit aus dem Stamm Mahafratstos, von einer sehr angesehenen Familie, starb im Jahr 1743. im 28sten Jahre seines Alters. Seine Wittwe, eine Schönheit von 27 Jahren, entschloß sich nach dem Indianischen Gebrauche der Gentoos sich mit ihren Mann zu verbrennen. Kein Abrathen, keine Vorstellungen halfen etwas. Man schilderte ihr den Tod auf das schrecklichste, sie streckte ihren Finger ins Feuer, und hielt ihn einige Minuten darinnen, sie nahm Feuer auf ihre Hand, und hielt es bis es verzehret war, warf Weirauch darauf, und gab es den Braminen zu riechen. Auch da man ihr ihre Kinder zu Gemüthe führte, wies sie die Leute kurz ab, der sie ihr gegeben, der werde auch für sie sorgen. Da man ihr sagte, der Gouverneur werde es ihr nicht erlauben, wurde sie mehr niedergeschlagen als abgeschreckt, und gab, nachdem sie sich wieder erholet, zur Antwort: „der Gouverneur könne ihr doch nicht verbieten, Hungers zu sterben.“ Da man es ihr also nicht ausreden konnte, so wurde der Holzstoß in Gestalt einer Wiege aufgerichtet, hierauf badete sie sich in dem vorbeyfließenden Ganges, legte ihre Geschmeide weg, und da ihr Mann in die Vertiefung des Haufens gelegt

worden,

worden, der Bramine nach der Gewohnheit sie angebetet, und ihr einen brennenden Oellappen gegeben hatte, nahm sie von ihren Kindern und Freunden einen zärtlichen Abschied, bestieg den Holzhaufen, umarmte ihren Mann, und zündete das Holz an drey Orten an. Da sie aber sahe, daß der Wind entgegen war, legte sie das Feuer an dem entgegen gesetzten Orte an, und setzte sich ganz heiter und unerschrocken an ihren vorigen Platz. Die Flammen schlugen über ihr Haupt zusammen, und der Holzstoß stürzte ein, ohne daß man einen Laut von ihr hörte.

Der vortrefliche Canius Julius stritte einst über eine sehr wichtige Sache sehr heftig mit dem Imperator Caligula. Wenn nichts gewiß ist, sagte der Fürst, so ist das gewiß, daß du diesen Abend auf der Liste der Todten seyn wirst, der Befehl ist schon gegeben. Ich danke dir, versetzte Canius ganz gelassen. Die zehn Tage über, die zwischen dem Urtheil, und dessen Vollziehung verflossen, wie die Gesetze es mit sich brachten, beobachtete man an ihm nicht die geringste Veränderung oder Unruhe. In dem Augenblick, da ihn der Centurio zur Execution abholen wollte, spielte er mit einem seiner Freunde im Bette, zehlte ehe er hingieng, noch seine und seines Freundes Steine: „Damit, sagte er, du dich nicht nach meinem Tode rühmst, „das Spiel gewonnen zu haben, so nehme ich hier dem Centurio zum Zeugen, daß ich einen Stein mehr habe als du.“ Da er aber alle seine Freunde in Thränen zerfließen sahe, sagte er ihnen ganz mit heitern Minen: „Wozu diese Seufzer und Thränen? wir waren schon lange begierig zu wissen, ob die Seele unsterblich wäre, nun werde ichs erfahren, und wandte sich gegen den Weltweisen, welcher ihn

erzogen

erzogen hatte. Dieser begleitete ihn auch zum Tode. Auf dem Wege fragte dieser ihn, woran er nun denke; ich denke, versetzte Canius, wie ich mich recht beobachten könne, ob meine Seele ein Gefühl von ihrem Ausgange haben werde? Und hierauf versprach er allen seinen gegenwärtigen Freunden, wenn er was von dem Zustande nach dem Tode mittheilen könne, so wolle er es ganz gewiß thun. In dieser Gemüthsverfassung starb er.

Ein Henker wollte den Scheiterhaufen, auf welchem Hieronimus von Prag, sollte verbrannt werden, von hinten anstecken, damit der Verurtheilte nicht scheu werde. „Zünde nur vorne an, sagte Hieronimus, wann ich die „Flamme gefürchtet hätte, so wäre ich nicht hieher gekommen.“

Unbesonnenheit.

Crillon, denn man nur den Mann ohne Furcht nennte, wurde einst von dem jungen Herzog von Guise auf die Probe gestellt. Dieser ließ zu dem Ende früh Morgens vor dem Hause dieses herzhaften Mannes Lerm schlagen, kam zu ihm und sagte, er sollte sich retten, die Feinde wären da; Crillon, noch halb schlafend griff ohne die geringste Unruhe nach seinen Waffen, und wollte dem Feinde entgegen gehen. Guise stellte ihm die Unmöglichkeit sich durchzuschlagen, die Schande der Gefangennehmung, und alles vor, und bat ihn sich durch die Flucht zu retten. Es ist besser, versetzte Crillon, mit dem Degen in der Faust zu sterben, als den Verlust des Platzes überleben. Guise muste also mit ihm fortgehen. Da sie nun beinahe mitten auf der Treppe waren,

ren, fing dieser laut zu lachen an, und Crillon merkte, daß man ihn zum Besten haben wollte, faßte den Herzog beym Leibe, und sagte mit einer fürchterlichen Stimme: Junger Mensch, scherze nicht, wenn du das Herz eines braven Mannes ausforschen willst. Bey meinem Leben! ich würde dich auf der Stelle ermorden, wenn du mich schwach gefunden hättest.

Nationalstolz.

Ein Franzose fragte nach der Audienz, welche Mylord Manchester bey dem Könige in Frankreich gehabt hatte, ob er sich nicht gefürchtet, da er mit einem so großen König gesprochen habe. Ich habe mit dem Könige in England gesprochen, versetzte der Gesandte.

Rohe Tugend.

Ein Irokese diente lange unter den französischen Truppen als Officier. In einer Schlacht gegen die Wilden, traf er auf seinen Vater, und wollte ihn schon durchbohren, als sich der Vater zu erkennen gab. „Du hast mir das Leben „gegeben, sagte der Sohn zu seinem Vater, aber einmal, „und hier gebe ich dir auch das deinige, aber laß mich dir „nicht mehr im Felde begegnen, denn meine Schuld ist nun „bezahlt.„

Mahomed der zweyte bekam von der Beute unter andern eine vollkommene Schönheit, die sich Irene nannte. In diese verliebte er sich so, daß er die Regierungsgeschäfte ganz vernachläßigte. Die Truppen murreten, und man

fand

fand nöthig, den Sultan selbst davon zu benachrichtigen. Dieser, ohne sich etwas merken zu lassen, befahl, man solle den Kriegsrath versammlen, die Truppen anrücken, und Irenen holen lassen. Sie kam, und der Sultan wies sie der ganzen Versammlung, und fragte die umstehenden Bacha, ob sie jemals eine vollkommnere Schönheit gesehen hätten. Sie antworteten alle nein. Hierauf zog er sein Schwerdt, und schlug der Irene mit einem Streich den Kopf ab, der zu den Füßen eines Bacha fiel. Dann schrie er mit einer donnernden Stimme und drohenden Blicke zu der Versammlung und den Truppen: „Dieses Schwerdt zerreißt, wenn ich will, „auch die Fesseln der Liebe.

Cosimus II. von Florenz, hatte zween Söhne, der ältere Johann war ein liebenswürdiger Knabe, und schon in seinem 15ten Jahre Kardinal; Garzias aber der jüngere, ein wildes Kind. Dieser erstach aus Neid und Bosheit den ersten auf einer Jagd, und hätte beinahe durch seine Verstellung diesen Brudermord verbergen können, wenn nicht das nach Haus gelaufene blutvolle Pferd und sein noch blutiger Dolch ihn verrathen hätte. So bald der unglückliche Vater einen Verdacht auf den Garzias hatte, setzt er ihn deswegen zu Rede, welcher aber standhaft leugnete, bis ihm der Dolch gewiesen wurde. Da er nun keine Ausflüchte mehr haben konnte, so fiel er dem Vater zu Füßen, und flehte um Vergebung. „Barbarischer Garzias! rufte Cosimus aus, indem er ihm um den Hals fiel. O mein Sohn! denn noch „bist du mein Sohn. Dein Verbrechen ist abscheulich, und „verdienet den allerschimpflichsten Tod. Dein Richter verdammet dich, aber dein Vater will dir wenigstens die „Schande dabei ersparen auf der Bühne und durch des Hen-

„kers Hände zu sterben," und hiermit durchstach er seinen Sohn mit eben dem Dolch, mit welchem dieser seinen Bruder erstochen hatte.

Herrschaft über seine Leidenschaften.

Die schöne Beaufort, Maitresse des verliebten Heinrichs IV., schalt den Marquis de Sthosin vor einen Lakayen. Potztausend! Madame, unterbrach sie der König, daß ist zu arg! Ich sage ihnen hiermit, daß wenn ich mich genöthiget sähe, einen oder den andern von euch beyden zu verliehren, ich eher 20 Maitressen, als einen Diener, wie er, vermissen wollte.

Standhaftigkeit.

Da die Spanier, die nicht wohl mit Proviant versehene Vestung Stenawik in Oberyssel belagerten; tumultuirten die Einwohner: man solle den Platz übergeben. Coruptut, der Kommendant, lief unter sie, und hieß sie auseinander gehen. „Was sollen wir anfangen, wenn wir nichts zu „essen haben?" rief ein Fleischer: „Wir sind noch nicht so „weit, antwortete Coruptut, wenn wir alsdenn nichts „mehr haben, wollen wir dich und alle solche Schurken, wie „du bist, auffressen." Endlich kommt der Mangel aufs höchste, und das Murren fieng wieder an, als drey müde Wachteln auf den Platz flogen, und mit den Händen von den Soldaten gefangen wurden. Coruptut ergriff den Anlaß, verglich diese Wachteln mit den Wachteln in der Wüsten, und die Stenawiker mit den Israeliten, und pro-

phez

phezeyte, in 3 Wochen werde der Platz entsetzt werden, die Bürger beruhigten sich, und da die Spanier geschlagen wurden, so ward der Platz binnen dieser Zeit entsetzt.

Tyranney.

Bajazet unterhielte mehr als 7000 abgerichtete Jagdvögel, und 6000 Hunde. Einst da ein Falkenier einen Falken zur Unzeit auf einen Vogel losgelassen, wollte Bajazet ihn und alle seine Kameraden — es waren bey 2000 Falkeniere — umbringen lassen, welches der gefangene Graf von Nevers kaum abwenden konnte: denn sagte der Tyrann, Menschen habe ich genug und leicht, aber einen guten Hund und Vogel findet man nicht immer.

Ein holländischer Geistlicher schenkte einem indianischen Prinzen eine Bouteille Brandtwein. Zur Erkenntlichkeit ließe dieser von seiner Leibwache ein ordentliches Gefecht veranstalten, die Erde wurde so gleich mit Verwundeten, Sterbenden und Todten bedeckt, und die Vorstellungen des Geistlichen dagegen wurde als bloße Höflichkeit angesehen, denn sagte der Tyrann, es sind nur meine Unterthanen.

Unerschrockenheit.

Am Sankt Bartholomäustag umgab Guise das Haus des Marschalls Coligni, der an einer von einem Mäuchelmörder empfangenen Wunde krank lag. Ein junger Böhme, der ihn umbringen sollte, gieng zu ihm hinauf. Der Admiral erwachte, als der Böhme ins Zimmer trat, und

merkte die Absicht dieses jungen Menschen. Ohne im geringsten sich zu entsetzen, sagte er mit einer entschlossenen und gelassenen Stimme: du solltest billig meine grauen Haare respektiren; allein mache was du willst, du kannst mein Leben doch nur um einige wenige Tage verkürzen, hierauf ward er umgebracht.

Edler Unwille.

Karl IX. gab allen Provinzen Ordre, die Hugenotten umzubringen. Der Gouverneur von Bajonne schrieb ihm zurücke: „Sire, ich habe den Brief Ewr. Majestät den Einwohnern dieses Platzes gewiesen; ich habe aber nichts als „brave Soldaten und gute Bürger, und keinen einzigen „Henker gefunden.„

Sanftmuth.

La Force und d'Aubigne schliefen nebst Heinrich IV. in einem Zimmer. Als der letzte den König eingeschlafen glaubte, sagte er zu verschiedenen malen zum La Force: unser Herr ist gewiß der knickerichste, undankbarste Mann „auf der ganzen Welt", worauf der andere voll Schlafs „nichts weiter sagte, als: „Was sagst du d'Aubigne„, der König, der dieses Gespräch mit angehöret hatte, rief endlich laut: „so höre doch, La Force, was dir d'Aubigne „sagt" gedachte aber hernach der Sache mit keinem Worte.

Der Gesandte Philipps III. in Spanien, Don Pedro Henriquez von Toledo, redte einst in einem sehr stolzen Ton mit Heinrich IV. König von Frankreich. Der König wurde

auch

auch hitzig. „Wenn man mich zwinget zu Pferde zu steigen, „sagte er, so soll man mich bald vor Madrit sehen. Der „Gesandte versetzte, nun — Franz I. ist lange in Madrit „gewesen. Eben deßwegen, sagte der König, will ich kom„men, um ihn zu rächen. Indessen Herr Gesandte, Sie „sind ein Spanier und ich ein Gasconier, wir müssen zuse„hen das wir nicht hitzig werden.

Das Eigenthum.

Als im Jahr 1555. die Residenz des Sultans gänzlich durch eine Feuersbrunst eingeäschert war, so schlug man vor, um das neue Gebäude nicht eben dieser Fatalität auszusetzen, einen großen leeren Raum zwischen den Pallaste und den andern Gebäuden zu lassen. Alle Häuser wurden also gekauft und abgebrochen, nur eine alte Wittwe wollte ihr kleines Häusgen weder verkaufen noch niederreissen lassen. Alles schrie wider sie, man begegnete ihr sogar übel, endlich klagte man beim Sultan. Wenn sie nicht will, antwortete Ma„homet, so kann ich sie nicht zwingen, es ist ihr Eigenthum, und das Haus blieb stehen.

Gleichmüthigkeit.

Der große Türenne lag einmal bey warmen Wetter, ganz schlecht und leicht gekleidet am Fenster. Einer seiner Bedienten trat herein, und sah ihn wegen seiner schlechten Kleidung für einen seiner Kameraden an, mit dem er sehr vertraut lebte. Er schlich ganz sachte auf ihn zu, und gab ihn einen derben Schlag auf den Hintern. Türenne wandte

sich um, und der Bediente erkennte mit Zittern seinen Herrn, fiel ihm zu Füßen. — Herr, ich dachte, es wäre Georg, sagte er, und Türenne versetzte ganz gelassen; auch den solltest du nicht so stark geschlagen haben.

Die gute Art etwas zu thun.

Der König Heinrich IV. begnadigte auf Bitte des Marschalls Bois-Dauphin, einem zum Tode verurtheilten Edelmann. Der Präsident de Thou that Gegenvorstellungen in Gegenwart des Marschalls. Mein Herr, sagte Heinrich, nach einem Augenblick von Verlegenheit zum Marschall, geschieht es nicht aus Freundschaft gegen den Berthold, daß sie für ihn bitten, — „ja Sire.“ Darf ich also glauben, daß sie für mich eben so viel Freundschaft haben, als für ihn? „Sire, welche Vergleichung.„ Nun so wollen wir der Gerechtigkeit den Lauf lassen, weil sie mich um meine Seele und um meine Ehre bringen, wenn sie den Berthold das Leben retten. Ich beleidige ohnedem Gott genug, daß ich nicht nöthig habe, meine Sünden noch mit dieser zu vermehren.

Uebereilung.

Auch kleine Vergehungen können die grösten Prinzen nicht immer wieder gut machen. Karl IX. sah auf der Jagd einen Edelmann vor sich laufen, er ruft ihm zu, und da er nicht still stehen wollte, jagte er ihm mit dem Pferde nach, und schlug ihn mit der Peitsche auf den Rücken. Der Edelmann kehrte sich um; womit sagt er, habe ich Ew. Ma-

jestät

jestät beleidiget, das sie mir so begegnen? mir, der ich sowol ihnen selbst, als ihren Vorfahren so viele Dienste geleistet habe? Ist das die Belohnung für die Wunden, die ich empfangen habe? Hiermit riß er sein Kleid auf. Ich bin ein Edelmann, und kann mir nicht wie ein nichtswürdiger Mensch mit Peitschenschlägen begegnen lassen. Karl ganz verwirrt ritt niedergeschlagen nach Hause. Carnevalet, sein ehemaliger Hofmeister, erfuhr von ihm die Ursache, und rieth ihm, sich beym Edelmann zu entschuldigen, und ihm durch außerordentliche Gnade Genugthuung dafür zu geben. Man rief diesen; der König entschuldigte sich weitläuftig, und bat ihm alles ab. Der Edelmann dankte dem Könige sehr ehrerbietig wegen der Entschuldigung, die er ihn machte, verbat aber eine Gnade, damit man nicht sage, er habe sie mit Peitschenschlägen verdienen müssen, gieng auf seine Güter, und kam nicht wieder an den Hof.

Barbarische Strenge.

Almansur schickte nicht lange nach seiner Eroberung Spaniens den Ibrahim Moawi in dieses Land, um zu sehen, ob die Gerechtigkeit von seinem Statthalter beobachtet werde. Dieser Gesandte fand in einer wüsten Gegend zwischen Cadix und Baersa ein junges Frauenzimmer ganz allein gehen, und fragte sie, ob sie sich an einem so wildem Orte nicht fürchte. So lange, antwortete sie, unser Beherrscher Almansur leben wird, können wir in seinen Staaten ohne die geringste Furcht hingehen, wo wir wollen. Der Gesandte erwiederte: das ist wohl gut, allein Almansur ist weit entfernet; wenn euch jemand übel begegnen sollte,

wird er euch nicht zu Hülfe kommen können. Moawi erwähnte bey seiner Rückreise in seinem Bericht, unter andern auch dieser Geschichte. Almansur schickte denselben mit einem geheimen Briefe sogleich wieder zurück, worinn der Gouverneur von Spanien Befehl bekam, ihn an diesen Ort zu führen, wo er mit den Frauenzimmer geredet hatte, und ihn da an einem Pfal zu spießen, und ausrufen zu lassen, eine solche Strafe habe er verdient, weil er mit einem Mädchen an einem wüsten Orte geredet, und das Vertrauen, welches dieselbe zur Gerechtigkeit Almansurs gehabt, hätte verringern wollen.

Liebe zu seinem Könige.

Nach dem Aufruhr zu Paris im Jahr 1588, da der Herzog von Guise den König aus dieser Stadt getrieben hatte, wollte der Herzog den Präsident Harlai besuchen. Dieser gieng eben in seinem Garten spatzieren, ließ sich aber durch die Ankunft des Herzogs und seines Gefolgs, so wenig stören, daß er bis an das Ende der Allee gieng, und den Guise nachkommen ließ. Da er endlich umkehren, und dem Guise begegnen muste, sagte er kurz zu ihm: Es ist eine klägliche Sache, wenn der Diener den Herrn verjagt, übrigens gehöret Gott meine Seele, mein Herz dem Könige, und mein Körper ist in der Gewalt aller bösen Buben; man mache damit was man will.

Edle Gesinnung.

Der Generallieutenant von der Artillerie, Herr von St. Hilare, bat den Turenne, der vor ihm vorbey gieng,

eine

eine Batterie in Augenschein zu nehmen. Indem Turenne sieht, kommt eine Kanonenkugel. Turenne fällt, und St. Hilare verliehrt seinen Arm. Als dessen Sohn seinen Vater verwundet siehet, erhebt er ein Geschrey, fällt demselben um den Hals, der ihn aber schweigen heißt, und ganz gerührt auf den todten Turenne weiset. „Da„ sagt er: „weine und „klage; es ist ein Verlust der ewig zu beweinen, der unersetzlich ist.“

Macht der Tugend.

Nach der Niederlage des jungen Prätendenten bey Culloden, irrte dieser unglückliche Prinz hin und her, ohne sich offenbaren zu dürfen, einst hatte er 10 Meilen in einem Tag zu Fuß zurück gelegt, und sahe sich genöthiget, vor Müdigkeit bey einem Landedelmann einzukehren. „Der „Sohn eures Königs, sagte er zu ihm, kommt euch um „Brod und Kleider anzusprechen. Ich weis, daß ihr mein „Feind seyd, allein ich traue euch so viel Rechtschaffenheit zu, „daß ihr meine Offenherzigkeit und Unglück nicht mißbrauchen werdet.„ Des Stillschweigens des Edelmanns ungeachtet kam es doch aus, daß er den Prätendenten beherberget habe, er wurde vors Parlement gefodert. „Man erlaube mir, fieng er so gleich an, ehe ich die vorgelegten „Fragen beantworte, auch eine zu thun. Da es erlaubt „wurde, sagte er: Wer unter euch wäre unbarmherzig und „niederträchtig genug gewesen, den Sohn des Prätendenten „zu verrathen und auszuliefern, wenn er sich in sein Haus „geflüchtet hätte?„ Alle schwiegen, und der Edelmann wurde ohne weitere Procedur entlassen.

Freimüthigkeit.

Heinrich IV. wiese dem Sülly seinen Ehekontrakt mit seiner Maitresse, Gabriele d'Etrees. Sülly zerriß ihn. Potztausend, rief der König aus, ich glaube, ihr seyd ein Narr! Ja, Sire, antwortete der Minister, aber wollte Gott, daß ich der einzige in ihrem Königreiche wäre.

Der Held und der Mönch.

Der Marschall de Villars sollte in seinem 82sten Jahre Mayland belagern, allein er starb zu Turin. Auf dem Todbette sagte ihm sein Beichtvater unter andern: Gott ist ihnen weit gnädiger gewesen, als dem Marschall von Berwick, der eben von einer Kanonenkugel vor Philippsburg getödtet worden, er hat sie ein so hohes Alter erreichen, und noch auf dem Bette sterben lassen. „Wie, rufte der Held „mit sterbender Stimme! Berwick ist auf diese Weise gestorben, ich sagte immer, er ist glücklicher als ich.„

Der Held und Mensch.

Türenne spatzierte oft ohne Bedienten und ohne einiges Unterscheidungszeichen. Eines Tages gieng er vor einer Gesellschaft von Handwerkern vorbey, welche Kegel spielten. — Da sie über einen Wurf uneinig waren, ruften sie ihn, weil er einen Stock hatte, zum Richter an. Er maß mit seinem Stock und gab den Ausschlag. Derjenige, den er verurtheilte, schimpfte ihn, der Marschall lächelte, und maß noch einmal, über diesem Geschäfte fanden ihn einige Officiere

ciere, die ihn suchten. Die Handwerker wurden bestürzt, da sie hörten, daß dieser Mann der große Turenne wäre, der Schimpfende that einen Fußfall, „mein guter Freund, „sagte ihm Turenne, ihr hattet unrecht zu glauben, daß ich „euch betrügen wollte," und verfolgte seinen Spatziergang.

Abgezwungene Hochachtung.

Die Anführer einer Räuberbande wollten den großen Scipio, er war in seinem Landgute, gern sehen. Scipio rufte alle seine Leute zusammen, da er diesen Schwarm ankommen sahe. Um aber den Scipio zu beruhigen, schickten sie ihre Begleiter weg, warfen ihre Waffen von sich, und sagten an der Thüre, daß sie keine andern Absichten haben, als den großen Scipio zu sehen. Sie wurden hierauf hereingelassen, einer gieng nach dem andern mit der Ehrerbietung, die man beym Eintritt in einem Tempel bezeigt, hinein, sie küßten ihm die Hände, brachten ihm Geschenke, und kehrten ganz vergnügt wieder nach ihren Häusern.

Unverschämtheit.

Der, von den Priestern unschuldig zu den Galeeren verurtheilte Herr von Salgas, war zwar zum Rudern zu alt, doch muste er eine Reise mitmachen. Die Bischöfe von Montpellier und Lodeve waren damals zu Cette, wo das Schiff lag, und schämeten sich nicht, den Kapitain zu bitten, daß er ihnen den von Salgas möchte sehen lassen, an dem Ruder stehen. Der Kapitain verwilligte es endlich, ein Komite lies

lies eine Bank bewafnen, indem das Schiff ganz vor Anker und an der Küste lag, er stellte den alten Baron von Salgas an einem Ort, wo die Arbeit leicht war: nach drey Zügen aber, da der Greiß nicht mehr mit Leichtigkeit, wie die andern Galeerensklaven arbeiten konnten, befahl der Komite ganz unwillig, die Ruder nieder zu legen, und wies den Prälaten die Treppe.

Edle und niedrige Denkungsart in dergleichen Fall.

Da man einer Lacedämonierinn den Tod ihres Sohns im Treffen ankündigte, sagte sie ohne einer Thräne zu vergießen: ich habe ihn darum gebohren, daß er ein Mann werde, der sich nicht scheue im Fall der Noth für sein Vaterland zu sterben.

Als die Generalstaaten beim Tod des großen Admiral Hein, der von Geburt ein geringer Schiffer war, dessen Mutter durch eine feierliche Gesandschaft condoliren ließe, antwortete sie: ich dachte wohl, der Bösewicht werde sich noch den Hals brechen. Der Schwermer konnte nicht zu Hause bleiben, nun hat er seinen Lohn.

Der Mann ohne Menschenfurcht.

Ping:kang, Kaiser in China, der vor Christi Geburt 544. zur Regierung gekommen, hatte einen wackern Sohn, den aber die Hofleute hasseten, und ihn dem Ping:kang verdächtig machten, er verwies ihn also in eine Vestung, und befahl dem Gouverneur, ihn heimlich bey Seite zu schaffen. Der Gouverneur, der die Unschuld des Prinzen kannte, entdeckte

deckte ihm den Anschlag; und war ihm zur Flucht beförderlich. So bald er ihn in Sicherheit glaubte, kam er an den Hof, und eröfnete dem Ping-kang dessen Flucht. „Was? „mein Sohn ist entwischt? Fuhr der Prinz auf. Wer unterstund sich denn, ihm zu sagen, daß man nach seinem „Leben trachte?„ Ich, versetzte der Gouverneur; und was vermochte dich denn, ein Geheimniß zu verrathen? Was mich vermocht hat, versetzte standhaft der Statthalter, sind die Verdienste deines Sohns, deine Ehre und das Wohl des Staats. Diese standhafte Unerschrockenheit beruhigten in so weit den erzürnten Kaiser, daß er den Gonverneur anhörete, und darauf seinen Sohn zurück berufte.

Muth.

Rohe Tugenden sind zuweilen den Lastern sehr ähnlich, der wahre Menschenfreund aber weiß die äußere Form von dem Wesentlichen, so wie der Kluge den Mann von seinem Kleide zu unterscheiden. Wer könnte also die Tapferkeit eines Generals verkennen, und ihm wohl gar Verachtung der Religion zuschreiben. Er redete in dem ersten Kreuzzug vor Ptolomais seine Truppen so an: „Ist auch in ganz Asien „eine Macht, die mir widerstehen könnte? Ich spotte der „Menge unsrer Feinde: Gott mag uns nur allein machen „lassen; wenn er weder uns, noch unsern Feinden hilft, so „haben wir gewonnen.

Gefälligkeit.

Der Unterschied zwischen einer löblichen und strafbaren Gefälligkeit, wird durch folgende Beyspiele klar:

Pompes

Pompejus wollte den jungen Cato durch eine Heyrath mit seinen Töchtern auf seine Seite bringen, und schickte in der Absicht den Munatius an ihn ab, die Sache richtig zu machen; Gehe hin, sagte Cato, und sage den Pompejus, daß sich Cato durch dieses Mittel nicht fangen läßt. Nicht, als ob ihn seine Freundschaft nicht lieb wäre: nein, so lang er recht thut, wird er ihm mit einer Freundschaft, die alle Blutsverwandschaft an Treue übertrift, zugethan bleiben; aber niemals wird er die Seinigen zum Nachtheil seiner Ehre und des Vaterlandes verpfänden.

Unerschrockenheit.

Pyrrhus befahl, um den Fabricius auf die Probe zu setzen, daß sein gröster Elefant gerüstet, und in der Nähe des Zimmers, in welchem er dem Fabricius Audienz geben würde, hinter einen Vorhang gestellt werden sollte. Dieses geschah, und der Vorhang wurde auf ein gegebenes Zeichen weggenommen, worauf das Thier plötzlich, und mit einem erschrecklichen und fürchterlichen Gebrülle seinen Rüssel über das Haupt des Fabricius streckte, der sich aber ganz gelassen umwandte, und lächelnd zum Pyrrhus sagte: So wenig mich gestern dein Gold gerührt hat, so wenig rührt mich heute dein Elefant.

Uneigennützigkeit.

Als einst die Römer über gewissen Zwistigkeiten vergassen, auf ihr wahres Interesse zu denken, liss sie der Konsul T. Quintus Capitolinus zusammen rufen, stellte ihnen ihr unver-

unverständiges Verfahren frey und ernstlich vor, und beschloß endlich mit diesen Worten: Ich weiß wohl, daß ich eine gefälligere Sprache führen könnte; aber wenn mich auch nicht meine Gemüthsart antriebe, die Wahrheit dem, was ihr gern höret, vorzuziehen, so würde es die gegenwärtige Noth thun. Ich wollte euch herzlich gern gefallen, ihr Bürger, aber noch lieber will ich euch glücklich machen, ihr mögt denn zuletzt von mir denken, was ihr wollet.

Der Marquis du Terrail hatte in seinem Testament 4000 französische Pfund ausgesetzt; es sollten davon Schulden wegen im Gefängniß sitzende befreiet, diese hernach bey seinem Leichenbegängnisse versammlet, und noch 1000 solcher Pfund ihnen ausgetheilt werden. Der eine Vollzieher dieses Testaments, der erste Präsident, schlug vor, daß man die 1000 Pfund zu den 4000 schlagen sollte, um eine desto grössere Anzahl befreien zu können, der Erbe des Verstorbenen aber, der Herzog von Caspe, widersetzte sich, weil der Wille des Verstorbenen allzudeutlich ausgedrückt seye. Es wurden also 69. für die 4000 Pfund befreiet, und nach dem Leichenbegängniß ihnen die übrigen 1000 Pfund ausgetheilet. Indessen höreten sie die Bedienten von dem Vorschlage des Präsidenten reden, fanden denselben so billig, daß sie einmüthig ihr Antheil zurück gaben, mit der Bitte, daß man diese Summe zur Loskaufung anderer Unglücklicher anwenden mögte, welches auch geschahe, wodurch denn noch 11 solcher Leute, durch die gewiß nicht gemeine Großmuth dieser Elenden, aus dem Verhafte befreiet wurden.

IV.

IV.

Verstand und Unverstand.

Sokrates behauptete, daß für den Menschen kein grösseres Uebel sey, als der Unverstand. In der That unterscheidet sich der Mensch von den andern Thieren, in deren Klasse er dem Leibe nach gehöret, blos durch Ueberlegung und Verstand. Die Thiere, welche keiner Ueberlegung fähig sind, handeln blindlings nach ihren Trieben und Begierden. Diese hat der Mensch mit ihnen gemein; und wenn er, wie sie, ihnen ohne Ueberlegung folget, so ist er blos ein vollkommeneres Thier. Je mehr er aber den Verstand zu seinen Handlungen zu Rath ziehet, je weiter erhebt er sich über die Thiere. Verständig seyn, und alles, was man thut mit Ueberlegung thun, ist demnach der Charakter des Menschen: blindlings seinen Trieb folgen, ist der Charakter der Thiere. Daher ist allerdings der Unverstand das größte Uebel für den Menschen, weil es ihn der Menschlichkeit beraubet.

Verstand und Unverstand zeigen sich vorzüglich darinn, daß man sein wahres Bestes erkennet oder übersieht, und die eigentliche Mittel, die zum Zweck führen, wählt oder verfehlt. Der Verständige weis was ihm nützlich oder schädlich ist, der Unverständige weis blos was gut oder schlecht schmeckt, was ihm angenehm oder verdrießlich ist. Der Verständige sieht voraus, ob das, was er thut, ihn zum

Zweck

Zweck führt oder nicht, der Unverständige sieht keine Folge voraus, und wählt oft gerade das, was das Gegentheil dessen wirkt, was er gesucht hat. Hier folgen verschiedene Beyspiele von Verstande und Unverstande, welche ein nähes res Nachdenken verdienen, und zur Lehre oder zur Warnung dienen können.

Solon.

Solon, einer der berühmtesten unter den sieben Weisen Griechenlandes, kam, nachdem er zu Athen neue Gesetze eingeführet hatte, nach Sardes, und wurde daselbst auf eine den Ruhm eines großen Mannes würdige Art aufgenommen. Der Fürst erschien unter Begleitung eines zahlreichen Hofes in den völligen Glanz der königlichen Würde, und in den prächtigsten Kleidern, die von Gold und Edelgesteinen blitzten. So neu dem Solon auch dieser Anblick war, so schien er doch gar nicht dadurch gerührt, und dieser erste frostige und gleichgültige Zutritt, machte dem Crösus eben keinen vortheilhaften Begriff von seinem Gaste.

Er befahl hierauf, man sollte ihm alle seine Schätze, die Kostbarkeit und Pracht seiner Zimmer und seines Hausraths zeigen. Auch dabey blieb der Philosoph gleichgültig, und ließ sich gegen verständige Personen merken, daß er alles dies Gepränge für ein Kennzeichen eines kleinen Geistes ansähe, der das wahrhaftig Schöne und Große im Grunde nicht zu schätzen wüste.

Da Solon alles gesehen hatte, führte man ihn zum Könige zurück. Crösus fragte ihn: wen er wohl auf seinen

verschiedenen Reisen gefunden habe, den er für wahrhaftig glücklich halte? „Das ist ein Athenienſischer Bürger, mit „Namen Tellus, ein sehr ehrlicher Mann, antwortete Solon. „Er ist niemals in seinem Leben dürftig gewesen, „hat sein Vaterland allemal in einem blühenden Wohlstande gesehen, hat Kinder hinterlassen, die von jedermann „hochgeschätzt werden, auch das Vergnügen gehabt, Kinderskinder zu erleben, und ist endlich den rühmlichen Tod „fürs Vaterland gestorben.„

So eine Antwort, dabey man Silber und Gold für nichts achtete, schien dem Crösus von einem Unverstande und von einer Einfalt zu zeugen, die ihres gleichen nicht hätte. In Hofnung, doch wenigstens die zweyte Stelle unter den Glücklichen zu haben, fragte er: wen er denn nach dem Tellus am glückseligsten gefunden? „Das wären „Cleobis und Byton von Argos, sagte Solon, zween „Brüder, die ein vollkommenes Muster der brüderlichen „Freundschaft und der Ehrerbietung gewesen wären, die „man den Eltern schuldig sey.„ Als ihre Mutter, eine Priesterinn, an einem hohen Feste sich in den Tempel der Juno begeben sollte, und ihre Ochsen allzulange ausblieben, spannten sie sich selbst an und zogen den Wagen ihrer Mutter bis zum Tempel zwo Meilen weit fort. Alle Mütter wünschten ihr, voll Verwunderung und Entzückung darüber, Glück, daß sie solche Söhne zur Welt gebracht hätte. Sie selbst, von den stärksten Empfindungen der Freude und Erkenntlichkeit durchdrungen, flehete die Göttinn inständigst an, sie möchte ihren Kindern das beste Glück der Menschen zur Belohnung geben. Sie ward erhört. Nach vollbrachtem Opfer fielen die Söhne auf der Stelle in einen angenehmen

nehmen Schlaf, und endigten ihr Leben durch einen sanften Tod. Zur Verehrung ihrer Frömmigkeit richteten ihnen die Argiver in dem Tempel zu Delphi geheiligte Säulen auf.

Crösus ward sehr empfindlich, daß der Weltweise seine Reichthümer und seine Pracht so wenig schätzte. Solon merkte das Mißvergnügen, welches seine Mäßigung dem Könige verursacht hatte. Er wollte ihm aber weder schmeicheln noch weiter lästig seyn, und begab sich weg, nachdem er ihm mit vieler Sanftmuth einige gute Lehren gegeben hatte, die den Crösus kränkten, aber nicht besserten.

Damokles.

Dieser Hofbediente des Dionysius von Syrakus rühmte alle Tage die Größe, den Reichthum und die Pracht seines Herrn. Weil du so denkst, sagte der Tyrann einmal zu ihm: willst du meine Stelle vertreten und meine Glückseligkeit selbst empfinden? Damokles nahm dies Anerbiethen mit Freuden an. Man setzte ihn auf ein goldenes Bette, das mit den reichsten gestickten Teppichen bedeckt war. Die Schenktische waren voll goldener und silberner Gefäße. Schöne und prächtig gekleidete Sklaven stunden um ihn herum, bereit, ihm auf jeden Wink aufzuwarten. Es fehlte ihm weder an leckerhaften Speisen noch Getränken. Die Tafel war aufs köstlichste besetzt. Damokles schwamm in Wollust und hielte sich für den glücklichsten Menschen von der Welt. Auf einmal hob er die Augen in die Höhe, und ward die Spitze eines Degens gewahr, der über seinem Haupte nur an einem Pferdehaar hieng. In dem Augenblick überlief ihn ein kalter Schweiß.

Alles verschwand vor seinen Augen, er sah nichts als den Degen, nichts als seine Gefahr, bat, daß man ihn möchte gehen lassen, und verlangte nicht weiter auf diese Art glücklich zu seyn. Das Leben eines Tyrannen ist hierunter sehr deutlich abgebildet.

Pyrrhus.

Als Pyrrhus, König in Epirus sich zu einem Krieg gegen die Römer rüstete, fiel zwischen ihm und seinem Minister Cineas folgendes Gespräch vor.

Cineas. Die Römer sind zwar sehr mächtig, und haben schon viele Völker überwunden, und ihrer Herrschaft unterworfen; doch will ich hoffen, daß die Götter dir den Sieg verleihen werden. Wenn du sie nun wirst überwunden haben, was wirst du hernach vornehmen?

Pyrrhus. Alsdenn werde ich nach Sicilien hinüber schiffen, und mit dem römischen Soldaten diese Insel erobern.

Cineas. Und wenn wir denn Sicilien haben werden, was wirst du hernach unternehmen?

Pyrrhus. Nach Afrika übersetzen, Carthago und die dortigen Länder erobern.

Cineas. Und wenn du nun alles wirst erobert haben, was zu erobern ist, was denn?

Pyrrhus. Alsdenn wollen wir uns zur Ruhe begeben, und uns gute Tage machen.

Cineas. Wenn dieses deine letzte Absicht ist, was hindert dich denn itzo gleich dabey anzufangen, da du, als ein

reicher

reicher und mächtiger König es thun kannst? warum willst du durch so viel Mühe und Gefahr, und durch so viel Gewaltthätigkeit suchen, was du schon hast.

Leeres Geschwätz.

Als Sylla in dem mithridatischen Kriege Athen belagerte, schickte Aristion ein grausamer und schwelgerischer Mann, der damals diese Stadt beherrschte, einige seiner Vertrauten mit Friedensvorschlägen an den römischen Feldherrn ab. Als sie Erlaubniß bekommen hatten, ihre Sache vorzutragen, machten sie sehr viel Rühmens von dem alten Glanze der Stadt Athen, sprachen von dem Theseus, Eumolpus und den medischen Siegen, ohne etwas vernünftiges, das auf die Rettung der Stadt abziele, vorzubringen.

Sylla fiel ihnen deshalb in die Rede und sagte: Ihr Schwätzer! geht mit euren Reden, wo ihr hergekommen seyd. Ich bin von den Römern nicht hieher geschickt worden, daß ich die Redekunst lernen, sondern daß ich die Abtrünnigen züchtigen soll.

Die wahre Beredsamkeit besteht nicht in vielem und künstlich ausgedachtem Schwatzen, sondern darinn, daß man dasjenige, was zum Zweck gehört, sage.

Der Vernünftige sieht auf das Wesentliche.

Es beklagte sich jemand gegen den Sokrates, daß in Athen das Leben so sehr theuer sey, und rechnete ihm vor,

wie theuer der Wein aus Chio, der Purpur und dergleichen Kostbarkeiten seyen. Sokrates gieng mit ihm in verschiedene Laden, wo Lebensmittel verkauft wurden. Das Mehl fand er ganz wohlfeil, die Oliven desgleichen. Hernach gieng er in Laden, wo gemeines Zeug zur Kleidung um einen geringen Preis zu haben war. Hierauf sagte der Weltweise: Er fände es ganz wohlfeil in Athen.

Wir können auf eine ähnliche Weise antworten, sagt Plutarchus, wenn sich jemand beklagt, daß unser Zustand gar zu schlecht sey, indem wir weder Länder zu regieren, noch Armeen anzuführen, noch sonst viel zu befehlen haben, oder etwas großes vorstellen. Unser Zustand ist glücklich und ganz ansehnlich können wir sagen: Wir haben nichts nöthig unser Brod zu betteln, noch dasselbe durch Schmeicheln zu gewinnen.

Leichtsinnigkeit.

Die Athenienser machten einen Aufstand wider den Demetrius, er belagerte die Stadt und eroberte sie, da eben ihre Lebensmittel alle waren. Das erste das er that, war unter die Bürger eine große Menge Korn auszutheilen, davon er ihnen ein Geschenk machte; dann bestieg er die Rednerbühne, und hielt eine sehr rührende Rede an das Volk. In der Hitze sprach er ein Wort nicht rein genug aus, einer aus den Bürgern konnte sich nicht enthalten ihn zu tadeln, und ihm die rechte Aussprache der Worte auf die Bühne zuzurufen.

Thor-

Thorheit der Neider.

Man sagte dem Agis, König in Sparta: Die von dem andern königlichen Hause beneiden ihn. So tragen sie, antwortete er, eine doppelte Last. Ihr eigenes Unglück würde ihnen schon Sorge genug machen, itzt quälet sie auch mein und der meinigen Glück. Der gutherzige genießt das größte Vergnügen, da ihm nicht nur das, was ihm selbst, sondern auch was andern Gutes wiederfährt, Freude macht. Auf eine ähnliche Art vermehrt der Neider seinen Verdruß.

Wahrer Ruhm des Reichen.

Es sagte jemand einem sehr reichen und angesehenen Mann: Man wundre sich in der Stadt, warum er als ein gemeiner Mann lebe, da er so reich sey. Ich thue dieses, sprach er: weil es rühmlich ist bey Ueberfluß mäßig und eingezogen zu seyn, und alsdenn seinen Lüsten nicht nachzuhängen, wenn man es am leichtesten thun könnte.

Wie man sich bey Feindschaften verhalten soll.

Cleomenes, ein spartanischer König sagte oft: es sey königlich seinen Freunden Gutes, und seinen Feinden Böses zu thun. Noch viel königlicher, sagte Ariston, ist es, seine Feinde sich zu Freunden zu machen. Dieses hat Philippus gethan. Siehe S. 142.

Ein närrisches Kunststück.

Es begehrte ein Mensch vor den König Alexander gelassen zu werden, um demselben ein rares Kunststück zu zeigen. Es bestund darinn: daß er von einer ziemlichen Entfernung, eine Linse durch ein Nadelöhr werfen konnte. Er versprach sich eine große Belohnung dafür. Als Alexander die Kunst gesehen hatte, lies er dem Künstler eine Metze Linsen schenken, damit er sich fleißig in einer so nützlichen Kunst üben könnte.

Kluge Wahl.

Die Milesier hatten eine so schlechte Policey und so verdorbene Sitten, daß sie sich selbst nicht mehr helfen konnten, sondern die Parier baten, beydes in bessere Ordnung zu bringen. Diese fanden die Stadt voll, von Leuten die zu keinem Geschäft, am wenigstens zur Regierung eines Staates, tüchtig waren. Sie giengen also auf der Landschaft herum, gaben achtung welcher Bauren Felder am besten angebaut waren, und in welchen Häusern die beste Ordnung herrschte. Die Eigenthümer dieser Felder und Häuser setzten sie zur Landesobrigkeit an.

Einigkeit macht stark.

Scilurus soll achtzig Söhne gehabt haben. Auf seinem Todbette, da alle um ihn herum stunden, und auf seinen letzten Segen warteten, wies er ihnen einen Bündel von achtzig zusammen gebundenen Pfeilen, und hieß einen

seiner Söhne nach dem andern versuchen, dieses Bund Pfeile entzwey zu brechen. Da keiner Stärke genug dazu hatte, lies er jedem seinen Pfeil heraus nehmen und zerbrechen, und gab ihnen dabey diese Lehre: Merket es, meine Söhne, ihr werdet so lang unüberwindlich, und vor jedermann gesichert seyn, als ihr einig seyn werdet.

Reichthum.

Reichthum, sagte Epikur, hebt die Sorgen nicht auf, sondern verändert sie nur. Bias, Ein andrer Weltweise sagte: Es schmerze dem, der viele Haare auf dem Kopfe hat eben so sehr, als dem der wenig hat, wenn man eines ausreiße. Cicero: Wenig begehren ist baares Geld, und wenig kaufen ist ein gutes jährliches Einkommen.

Feraules ein Perser, der erst arm gewesen, hatte sich großen Reichthum erworben. Er fand sich aber dadurch wenig gebessert, indem weder sein Hals länger, noch sein Verstand schärfer, noch sein Herz besser worden; dahingegen ihm viel Arbeit zugewachsen, und er sich itzt den Nachstellungen seiner Feinde, und den Stichen seiner Neider ausgesetzt sah. Ein junger Mann, sein guter Freund lies sichs sehr sauer werden, um auch ein so ansehnliches Vermögen zu erwerben. Weist du was! sagte Feraules einsmals zu ihm: Nimm alles was ich habe, mein Vermögen, mein Amt und das damit verbundene Ansehen und die Gunst des Cyrus, und gieb mir dafür nur einen ehrlichen Unterhalt. Der junge Mann umarmte seinen Freund, und nahm das Anerbiethen mit großen

Freuden an. Feraules lebte und starb glücklich, und sein nun älter gewordener Freund folgte, sobald er konnte, dem Beyspiele des Verstorbenen.

Nach der gemeinen unüberlegten Art zu denken, werden die Menschen für die glücklichsten gehalten, welche die meiste Macht, das gröste Ansehen, oder auch nur die meisten Reichthümer besitzen. Nur der Weise, welcher die Sachen näher untersucht, weiß, daß diese Dinge die Glückseligkeit nicht ausmachen.

Sokrates wurde gefragt: ob er den persischen König, der damals an Macht, Hoheit und Reichthum, alle Regenten übertraf, nicht für glücklich hielte. Dieses kann ich nicht sagen, antwortete er, denn ich weiß ja nicht, wie weise und tugendhaft er ist.

Närrische Eitelkeit.

Kallipedes, ein ehmals in Griechenland berühmter Schauspieler, sah einsmals den spartanischen König Agesilaus auf einem Spatziergange, grüßte ihm, als einer der mit ihm bekannt wäre, und drängte sich immer näher an ihn, um sich zu zeigen und in der Hofnung, der König würde sich vor allen andern mit ihm in ein Gespräch einlassen. Da der König gar nicht auf ihn achtung gab, so fing endlich der Schauspieler selbst an ihn anzureden; Wie König, kennst du mich denn nicht? O ja, antwortete Agesilaus, du bist ja Kallipedes der Gauckler. Er fuhr gleich darauf fort mit denen, die ihn begleiteten, zu reden, ohne weiter auf den Kallipedes zu sehen.

Diejenigen, welche nach äußerlichen Ehrenzeichen streben, ohne sie verdient zu haben, mögen folgendes für sich behalten.

Demarat, ein Lacedämonier hielt sich an dem persischen Hofe auf, und machte sich so beliebt, daß der König ihn ermunterte sich eine Gnade auszubitten. Er bat sich also die Erlaubniß aus, mit einem königlichen Hute auf dem Kopf, durch Sardes zu reisen. Einer der gegenwärtigen Hofleute nahm ihn bey der Hand und sagte ihm: Demarat, dieser Hut findet kein Gehirn, welches er bedecken könnte, und du würdest darum nicht Jupiter seyn, wenn du gleich den Donnerkeil bekämest.

Falsche Scham.

Man schämet sich bisweilen solcher Dinge, die gar nichts schändliches haben, und läßt sich durch die falsche Scham ofte zum Bösen verleiten. Vernunft vertreibet sie. Ein Spieler warf jemand vor: er hätte kein Herz, weil er sich nicht getrauete mit Würfeln mit ihm zu spielen. Ich gestehe es, antwortete jener, daß ich sehr furchtsam bin, unanständige und schändliche Dinge zu thun.

Was hast du gelernt?

Ein Lacedämonier der die Aufsicht über einen jungen Menschen übernommen hatte, wurde gefragt, was er ihm beybringen wollte? Ich will ihn, sagte er, dahin zu bringen suchen, daß er ein Vergnügen an wohlanständigen

ständigen Dingen und einen Abscheu für schändliche Dinge habe.

Ein junger Mensch kann sich hieraus einen Maaßstab machen, um seinen Fortgang im Studieren zu messen.

Agesilaus wurde gefragt: wodurch ein junger Mensch sich Hochachtung erwerben und empor kommen könne? Dadurch, antwortete er: daß er lernt gut reden und noch besser handeln.

Als Johannes Sobiesky, der nachher König in Polen geworden ist, mit seinem Bruder auf Reisen gehen wollte, sagte ihr Vater beym Abschied: Gehet meine Kinder und lernet alles, was nützlich ist. Was das Tanzen betrift, so werdet ihr nach eurer Zurückkunft es mit den Tartarn lernen. (Polen stund damals in Krieg mit ihnen.)

Der Athenienser Themistokles war in seiner Jugend einsmals in einer Gesellschaft, in welcher man endlich lustig wurde, und sich mit Musik und Tanzen die Zeit vertrieb. Da er aber diese Dinge nicht mitmachen konnte, spotteten seine Kameraden darüber, worauf er sagte: Die Leyer kann ich nicht spielen, aber wie man eine kleine Stadt groß und berühmt machen könne, das glaube ich zu wissen.

Was sich schicket.

In allen Arten der Geschäfte ist dieses eine Hauptregel der Klugheit, daß man die Natur und den Endzweck derjel-

derselben sich deutlich vorstelle und darnach bestimme, was man zu thun habe. Der Dichter Simonides verlangte von dem Themistokles, als dieser Archon in Athen war, etwas Unrechtes, als eine Gefälligkeit. Themistokles wies ihn mit dieser Antwort ab: Wenn du gegen die Regeln der Poesie fehltest, so würdest du dich als einen schlechten Dichter zeigen, und ich wäre ein schlechter Regent, wenn ich dir wider die Gesetze etwas zu gefallen thäte.

Eine eben so wichtige Regel ist es, jederzeit zu bedenken, was unserm Stande, unsrer Person und unsrer Würde anständig oder unanständig ist. Themistokles sah, als er einsmals am Gestade des Meeres spatzierte, einige ans Land geworfene todte Körper, die goldene Armspangen und Ketten an sich hatten, und sagte zu einem der ihn begleitete: Heb dir diese auf, denn du bist nicht Themistokles. Auf eine ähnliche Weise betrug sich Alexander. Nachdem er den Darius schon in zwey Schlachten überwunden hatte, bekam er ein Schreiben von dem persischen Könige, in welchem dieser ihm zehntausend Talente, eine von seinen Töchtern zur Gemahlin, und alle disseits des Euphrates gelegene Länder anboth, und auf diese Bedingung Frieden mit ihm machen wollte. In dem darüber gehaltenen Rath sagte Parmenio: Ich würde es thun, wenn ich Alexander wäre. Worauf Alexander antwortete: Ich auch, wenn ich Parmenio wäre.

Vernünftiges Nachgeben.

Cäsar Augustus hatte gegen den Asinius Pollio, einen vornehmen Römer, beißende Verse geschrieben. Seine Freunde vermahnten ihn, es nicht auf sich sitzen zu lassen, sondern ihm in gleichem Tone zu antworten. Das thue ich nicht, sagte Pollio, denn ich finde, daß es eine große Thorheit wäre, gegen den die Feder zu ergreifen, dessen Feder mich Vogelfrey machen kann. In eum scribere, qui potest proscribere.

So dachte der Philosoph Favorinus. Er stritt mit dem Kayser Adrian über die Bedeutung eines Worts, und gab bald nach. Seinen Freunden, die ihn deshalb tadelten, sagte er: Ihr habt es nicht gut überlegt, wenn ihr verlangt, daß ich gelehrter scheinen soll, als er, der über dreyßig Legionen zu befehlen hat.

So klug dachte der Poet Philoxenus nicht. Er lebte an dem Hof des Dionysius von Syrakusa. Einsmals lies der Tyrann beym Abendessen ein Gedicht, das er gemacht hatte, vorlesen, und fragte hernach die Gäste: was sie davon urtheilten? Philoxen fand es sehr schlecht, und sagte es gerade heraus; kam aber dafür auch in das Gefängniß, wo die grösten Missethäter zu harter Arbeit verdammt waren.

Es ist freylich sträflich die Wahrheit zu verläugnen, aber in gleichgültigen oder doch sehr unwichtigen Dingen, auch gegen die, welche die Macht in Händen haben, eigensinnig und grob zu seyn, ist Thorheit.

Kluge Widerlegung.

In der ehemaligen Stadt Capua war einsmals alles in einer gefährlichen Gährung, das Volk war auf seine Regenten äußerst erbittert, und man befürchtete einen allgemeinen Auflauf. Pacuvius Calavius, der damals das Haupt der Regenten war, versprach ihnen die Ruhe in der Stadt wieder herzustellen, wenn sie ihm nur freye Hände lassen wollten, die Sache zu veranstalten. Als sie damit zufrieden waren, versammelte er sie eines Tages auf dem Rathhause, schloß sie daselbst ein und besetzte es mit Wache. Hierauf lies er das ganze Volk vor dem Rathhause versammeln, trat vor dasselbe, und stellte ihm vor: daß itzt die Zeit gekommen sey, da es sich an seinen unwürdigen Regenten rächen könne; er habe sie alle auf dem Rathhause eingesperrt, und nun komme es darauf an, was mit ihnen zu machen sey; er selbst hielte dafür, man sollte einen nach dem andern heraus führen lassen, ein Urtheil über ihn fällen und es auch gleich vollziehen; doch müste vorher allesmal auch sogleich von den Bürgern an des Verurtheilten Stelle ein andrer gewählt werden, damit keine Magistratsstelle ledig bleibe. Dem Volke gefiel der Vorschlag sehr wohl, und man fieng an den Namen eines Rathsherrn auszurufen, welcher zuerst verurtheilt werden sollte. So wie das Volk den Namen hörte, entstund ein allgemeines Geschrey, dieser sey ein böser und gottloser Mann, der das Leben verwürkt habe. Gut sagte Pacuvius, ich sehe daß ihr diesen als einen Bösen absetzet: nun wählet euch nur einen bessern an seine Stelle. Jedermann schwieg, keiner wußte einen bessern vorzuschlagen: endlich aber that ein

schlech-

schlechter Kerl, so wie es ihm einfiel, einen Vorschlag. Aber gleich entstund ein Geschrey und Lermen; einer rufte: er kenne diesen Mann gar nicht; ein andrer, er wäre ein schlechter untüchtiger Mensch; viele andre brachten verschiedene Beschuldigungen gegen ihn an. Als man zur zweyten und dritten Wahl schreiten wollte, wurd der Lerm noch ärger und es war unmöglich etwas zu beschließen. Das Volk wurde endlich des Tumults überdrüßig, viele giengen davon, die Versammlung gieng nach und nach auseinander, ohne das etwas beschlossen wurde, und es blieb beym alten.

Ein jeder thue das Seinige.

Als Paulus Aemilius die Feldherrn Stelle gegen den macedonischen König Perseus angetreten hatte, fand er, daß weder Zucht noch Ordnung in dem Heere war. Die Soldaten setzten sich, wie müßige Leute thun, Truppweise zusammen, plauderten über den Krieg, und prahlten mit ihrer eingebildeten Geschicklichkeit; jeder glaubte im Stande zu seyn, den Krieg selbst zu führen. Der Feldherr hielt eine kurze und nachdrückliche Rede an sie. Sehet ihr zu, daß eure Schwerdter und Speere gut geschliffen und scharf sind, für alles übrige laßt mich sorgen.

Unterscheid zwischen Ehrbegierde und Ruhmredigkeit.

Man sah den Themistokles in seinen jüngern Jahren oft einsam und traurig, in Gedanken vertieft herum gehen. Es fragte ihn jemand, der ihn so antraf, was ihm fehlte,

fehlte! Die Siege des Miltiades, sagte er, machen mich so niedergeschlagen.

Ein Parlamentsadvocat in Paris hatte in einem Gerichtshandel von geringer Wichtigkeit eine sehr lange, mit vielem läppischen Zeuge angefüllte Rede in sehr pathetischem Tone gehalten. Er gieng darauf heraus in einen Winkel, um sein Wasser abzuschlagen, da hörte ihn jemand mit sich selbst über seine gehaltene Rede sprechen, und unter andern sehr beweglich sagen: Nicht uns Herr, nicht uns, sondern deinem Namen sey die Ehre.

Themistokles fühlte Ehrbegierde, der Advokat hatte eine lächerliche Ruhmredigkeit.

Rühmliche Bescheidenheit.

Der Philosoph Antisthenes wurde einsmals von seinen Schülern über verschiedene Dinge gefragt. Laßt uns, antwortete er, allerseits zum Sokrates gehen, er versteht diese Materie am besten, und da werde ich so gut als ihr ein Schüler unter ihm seyn.

Eine kühne Antwort.

Burnazel brachte den de la Tour ums Leben. Das Parlament verurtheilte ihm zum Tode, der König aber begnadigte ihn, und gab der Wittwe des getödteten das ganze Vermögen des Verurtheilten. „Sire, sagte diese Daine, „indem sie dem Könige ihren Sohn vorstellete, Gott wolle „nicht, daß ich das Blut meines Gemahls verkaufen sollte;

„aber da das Ansehen des Mörders mehr gilt, als die Gerechtigkeit und die Gesetze, so schenken sie auch meinem Sohne die Gnade, die er nöthig haben wird, wenn er den Tod seines Vaters durch den Tod des Mörders rächt, wozu ich ihn alle Tage ermuntern will.„

Das reelle ist dem scheinbaren vorzuziehen.

Der Pabst Paul der dritte spatzierte einst zu Fuße. Nicht weit von Rom erblickte er einen schönen noch ganz geraden wohlgekleideten Greis, dessen Bart bis über den Bauch herunter hieng. Wie alt seyd ihr, mein Freund? fragte der Pabst; „schon über neunzig Jahr.„ Wie lebt ihr dann? „Ich habe ein kleines Meyerhöfchen in der Nähe, von dem „ich mit meiner Haushaltung lebe; ich gehe täglich noch ein „paar Meilen, theils Geschäfte wegen, theils Bewegung „zu haben. Ich habe weiter ein Kind und ein Kindeskind, „die mir vielen Kummer verursachen.„ Allein wie erhaltet ihr euch in diesem allen noch bey so muntern Kräften? „Vornemlich suche ich mich aller nur möglichen Sorge zu entschlagen.„ Ihr scheint mir ein so würdiger Mann zu seyn, daß ich euch eine Pension von hundert Goldgulden ausmachen will, damit ihr desto ruhiger leben könnet. „Ich danke „dafür, heiliger Vater, denn das würde mein Leben eher „verkürzen als verlängern.„ Das Anerbieten des Pabstes ist eine so unüberlegte Gütigkeit gewesen, als die Antwort des Greises im Gegentheil überlegt und verständig war. Mäßige Beschäftigung ist für jedes Alter eben so nöthig und nützlich, als eine gesunde Nahrung.

Eine

Eine feine Antwort.

Franz der erste, wollte sich keinem andern, als dem Vicekönig von Neapolis bey Pavia gefangen geben. Mein Herr de Launoy, sagte er zu ihm, hier haben sie den Degen eines Königes, welcher gelobt zu werden verdient, weil er sich dessen so bedient hat, daß viele von den Ihrigen dadurch das Leben eingebüßt haben. Das widrige Glück und nicht meine Feigheit ist schuld, daß ich gefangen werde. De Launoy fiel ihm zu Füßen, nahm mit Ehrerbietung dem Könige den Degen ab, und küßte ihm die Hand. Ich bitte Ewr. Majestät, sagte er, mir zu erlauben, daß ich ihnen hier meinen Degen gebe, der vielen von den Ihrigen das Leben geschonet hat.

Philipp II. gab dem Herzoge von Braganza Don Juan Anlaß zum Mißvergnügen. Dieses wieder gut zu machen, riethe man dem Könige, den Herzog an den Hof zu rufen, und ihm mit vorzüglicher Achtung zu begegnen. Sie dürfen nur bitten, Herr Herzog, sagte der König bey dessen Erscheinung. „Sire, versetzte Don Juan, die Vor„eltern Ewr. Majestät, welche auch die meinigen sind, ha„ben meinem Hause so viele Gnade erwiesen, daß mir nichts „mehr zu bitten, übrig ist.“

Der Kardinal Richelieu schlug einst dem Bischoffe von Bellay Le Camus eine Abtey vor, weil sein Bißthum so wenig abwürfe. Le Camus bedankte sich, und schlug sie aus. Der Kardinal über diese Großmuth erstaunt, konnte sich nicht enthalten zu sagen, wenn ich Pabst wäre, Herr von Bellay, ich würde sie kanonisiren. Sollte dieses ge-

schehen, versetzte der Bischof mit Bescheidenheit, so wären unser beyden Wünsche erfüllt.

Kluge Widerlegung.

Antonius Pucci von Florenz, konnte lange als Gesandter bey dem abergläubischen Herzoge von Mayland, Philippus, keine Audienz bekommen, weil der Astrolog immer die Zeit für ungünstig erklärte. Nun kam ein glückliches Zeichen. Der Herzog ließ es ihm sagen, aber Pucci wollte nicht erscheinen, denn, schloß er, wenn die Stunde dem Herzoge günstig ist, so muß sie nothwendig meinem Principal ungünstig seyn. Er bath also, ihn zu entschuldigen. Die beste Wiederlegung der Astrologie. Einen Menschen, der zu sehr von einer Sache eingenommen ist, als daß er mit kalten Blut davon reden könnte, kann man nicht besser widerlegen, als wenn man ihn die schlimmen Folgen der Sache fühlen läßt.

Visconti.

Der von Guido della Torze, der Herrschaft beraubte Mattheus Visconti hielte sich einige Zeit, von allen verlassen, sehr kümmerlich im Veronesischen auf. Guido sandte Leute ab, ihn auszuforschen: wie er lebe, ob er Hofnung zur Wiedereinsetzung habe, und wenn er glaube, daß es geschehen werde. Die Gesandten trafen ihn an, nachdenkend am Flusse Adige spatzieren. Er merkte gleich ihre Absichten, und gab ihnen folgende Antwort: „Wie ich lebe, sehet ihr „selbst; daß ich Hofnung habe, möget ihr dem Guido in „meinem

„meinem Namen sagen, und daß meine Hofnung zu der„ „Zeit erfüllet werde, wenn die Ausschweifungen des Guido„ „und seiner Parthey die meinige übertreffen werden.„

Der Graf von Montefeletri.

Friedrich, Graf von Montefeletri, war als ein Knabe von zehn Jahren bey Malatesta von Ariminum Geißel für seinen Vater Guido, der aber gleich nach geendigtem Stillstand dem Malatesta wieder ins Land fiel. Wenn dein Vater, drohete Malatesta dem jungen Graf noch einmal kommt, so sollst du davor den Kopf hergeben. „Und wenn er zum drittenmal kommt, wessen Kopf soll denn davor bezahlen?„ Es liegt in dieser Antwort, so simpel sie scheint, sehr viel, vornemlich siehet man daraus, wie verkehrt die Leidenschaft sich auch dasjenige vorstellet, was doch so gerade und so leicht einzusehen ist.

Eine unnütze Kunst.

Das neue und außerordentliche reizet immer, und verdienet auch einige Achtsamkeit, so gering der Gegenstand ist: allein, solche ausserordentliche Dinge nach Verdienst zu schätzen, ist das Werk eines nicht gemeinen Verstandes, es ist vielmehr gewöhnlich, daß, je unnützer eine Kunst ist, desto mehr dieselbe bewundert wird. Heinrich der IV. König von Frankreich, urtheilte nicht also. Ein berühmter Fresser wurde ihm vorgestellt. Ist es wahr, fragte er, daß du so viel issest, als 6 Personen? „Ja, Sire,“ und arbeitest du auch darnach? „ich arbeite so viel als ein anderer von meinen

„Kräften und Jahren.“ Höre, Elender, versetzte der König, hätte ich sechs solche Kerls in meinem Königreiche, ich wollte sie alle aufhängen lassen.

Ein wahrer und männlicher Blick.

Borghill bath den Cromwell, in die Heyrath seiner Tochter Franzisca mit dem König Karl II. zu willigen; da dieser auch schon völlig die Sache beliebt. Nun was rathen sie mir, versetzte der Protector, und sondirte seinen Vertrauten mit starren Blicke. Borghill fing mit aller Beredsamkeit und Einsicht des großen Orrery an, indessen daß Cromwell mit starken Schritten und ganz aufgerührt im Zimmer herum ging, und seinen Freund bat, gar alle Ursachen, die er habe, ihm dieses zu rathen, ausführlich zu durchgehen, der Protektor hörte mit unverwandtem Ohr, ohne ihn auch nur mit einem Worte zu unterbrechen. Nachdem Orrery zu Ende war, schwieg er noch einige Minuten, und lief denn wieder im Zimmer herum. Nein, nein, sagte er endlich, Karl wird mir den Tod seines Vaters niemals vergeben, und von diesem Augenblick an waren alle Gründe des Borghill vergeblich. Wie viel Conferenzen würde ein gemeiner Kopf anstatt des Stillschweigens mit seinem Freund gehabt haben, und welch ein Gewäsch würde ein gemeiner Schauspieler an die Stelle dieses Stillschweigens setzen. Der tiefdenkende Cromwell hatte die Hauptsache beständig im Auge, und fühlte gar bald, ob sich die Vorstellungen und Insinuationen des Lords damit vergleichen liessen.

Dummdreistigkeit.

Unser äußeres Betragen gegen unsere Nebenmenschen, richtet sich nach dem Stande, Charakter und Würde derselben, Leute vornehmen Standes aber sollten gegen persönliche Vorzüge im niedern Stande die Größe ihres Standes vergessen. Der Grund kann sehr faßlich gemacht werden. Gold bleibt Gold, auch wenn es schon unter Eisen erniedrigt wird, und das Eisen wird niemals Gold, wenn alle große Herren dasselbe dem Golde gleich setzen würden. Hans Holbein mahlte den König in England, ein Graf wollte ihn mahlen sehen, Holbein ließ sich höflich entschuldigen, der stolze Graf erbrach die Thüre, und Holbein schmiß ihn die Treppe herunter. Gleich darauf erschienen beyde, Holbein um Schutz, und der Graf um Rache zu bitten, beym Könige. Der Lord war nicht zu besänftigen, bis der König sagte: ich verbiete euch bey eurem Leben, euch an meinem Mahler zu vergreifen, ihr sollt wissen, daß ich aus 7 Bauren den Augenblick 7 Grafen machen will, aber aus 7 Grafen, wie ihr, würde ich nicht einen einzigen Holbein machen können.

Der Adept.

Rudolph der zweyte, schickte nach einem sogenannten Adepten, ihn, es koste was es wolle, nach Praag zu bringen; allein, der Goldmacher wollte durchaus nicht. Entweder, sagte er, bin ich ein Adept, oder ich bin es nicht. Bin ich es, so frag ich nichts nach dem Kayser, und bin ich es nicht, so kann auch dem Kayser an mir nichts gelegen seyn. Ein artiges Dilemma.

Die Lehre.

Ein übelbekleideter Student sprach den Cosmus von Medicis um einen Zehrpfennig an, denn er sey auf seiner Reise beraubt worden. Glaubwürdiger wäre es, versetzte Cosmus, wenn er sagte, er hätte sein Geld und seine Kleider im Spiel verlohren. Es mag wohl ein Spiel gewesen seyn, antwortete der Student, denn ich sehe, daß das Glück dasjenige; was es mir und andern ehrlichen Leuten abgenommen, Ihnen gegeben hat, und hiermit wollte er weggehen. Aber eine solche Lehre war wohl eines neuen Kleides und eines Reisegeldes werth, und dieses bekam er auch vom Cosmus. Es ist sehr lieblos, von einem Menschen, den man das erstemal siehet, böses zu denken.

Die Wittwe des Barnevelts.

Warum bittet sie nun für ihren Sohn, da sie sich doch geweigert hatte, das gleiche für ihren Mann zu thun, sagte der Prinz von Oranien zu der Wittwe des Barnevelt, die ihn um das Leben ihres Sohnes flehete. „Mein Mann „war unschuldig, versetzte die Dame, aber mein Sohn ist „strafbar.“

List.

Ein Sterndeuter sagte einem Frauenzimmer, welches Ludwig XI. liebte, ihren Tod vorher. Und du, sagte der König, du, der du alles weißest, wenn wirst du sterben? „drey Tage vor Ewr. Majestät.“ Eine kluge

Antwort

Antwort auf eine so kützliche Frage, denn, an statt seinen Zorn gegen den Sterndeuter auszulassen, war der König vor dessen Leben von nun an außerordentlich besorgt.

Leidenschaft macht dumm.

Bajazet war über einen großen Theil seiner Officiere mißvergnügt, hielte Kriegsrath, und wollte alle niedersäbeln lassen. Die Minister waren bestürzt, und wußten sich nicht zu helfen. Narruddin Hazza, der Aesopus seiner Zeit, zog sie aus der Verlegenheit. „Sultan, sagte er, laß diese „Verräther nur schnell umbringen, sie verdienen kein besseres „Schicksal! Wozu sind sie nütze? Nimm du die Fahne, und „ich will die Trommel anhängen. Wir allein wollen den „Tartarn genug zu schaffen machen. —„ Dieser Scherz machte den Sultan nachdenkend, und er verziehe den Officieren.

Dummheit.

Einem, der die ganze Welt durchreiset haben wolte, sagte ein anderer: sie sind gewiß recht weit in der Geographie herum gekommen. Nein, versetzte dieser, in Geographie bin ich zwar nicht gewesen, aber zu Schiffe hart vorbey gesegelt. Das seltsamste bey dieser Geschichte ist, daß der Aufschneider hier seine Unwissenheit selbst gestanden hat, denn, daß man es z. E. manchem Philologen, der mit Titeln und Ansprüchen ganz behangen ist, ansieht, daß er zwar im Cicero, Virgil, Horaz nicht gewesen, aber doch zu Schiffe hart vorbey gesegelt, das ist etwas ganz gemeines.

Die übelgerathene Entschuldigung.

Die Perusiner wollten den Peter von Medicis, (er kam als Gesandter von Florenz,) recht prächtig aufnehmen. Ein Rathsherr komplimentirte ihn in einer dummen und ungesalzenen Rede. Nehmen sie vorlieb, sagte ein anderer, es wird bey ihnen auch wohl solche Apostel geben. Ja, versetzte Peter, nur machen wir sie nicht zu Rahtsherrn. Der Rathsherr und des Rathsherrn Vertheidiger schienen Leute von gleichem Schlage gewesen zu seyn, weil sie sich oft in ihren Rathsversammlungen mit einem dummen Bonmot heraus geholfen hatten, und ein Volk, welches nicht denket, und eine Obrigkeit, welche nur der Titel und Einkünfte wegen da ist, mit vom Zaun gerissenen Antworten und schiefen Einrichtungen zufrieden ist, so dachten sie, der Herr Gesandte würde es auch so genau nicht nehmen.

Naivetät.

Es stritten zwey über die Auferstehung der Leiber. Wer es nicht glaubt, sagte der eine, der wird ewig verdamnt. Nun gut, versetzte der andere, wenn es muß geglaubet seyn, so will ich es auch glauben, aber du wirst es schon erfahren, daß nichts aus dieser Auferstehung werden wird. Der ehrliche Mann wußte nicht, wie viele, welche in ähnlichen Fällen das gleiche, aber mit andern Worten, gesagt, darüber Ehre, Gut und Leben verlohren, indessen ist dieses doch ganz gewiß, daß jeder, der sich zur öffentlichen Bekennung einer Lehre, deren Wahrheit ihm nicht einleuchtet, zwingen läßt, für sich selbst eben so denket, wie der oben angeführte sich zu seinem Nachbar heraus gelassen.

Die Disputation.

Bey der Zusammenkunft Corvins, Königs von Ungern, und Georgs, Königs von Böhmen, die Religionsstreitigkeiten beyzulegen, that ein Böhme während der Tafel den Vorschlag, ihrer Majestäten Pickelheringe aneinander zu hetzen, und wer in diesem Religionsduell die Oberhand behielte, sollte gewonnen haben; die Disputanten liessen sich nichts schuldig, allein, es kam bald von Worten zu Schlägen und da ein Böhme dem Hußiten, der klein und schwächer war, zu Hülfe kommen wollte, entstund eine allgemeine aber blutige Disputation mit den Säbeln, und kaum konnten die Könige die Ruhe wieder herstellen. Besser haben es diejenigen angestellt, welche es dem Loos überlassen, ob sie der alten oder neuen Religion zugethan seyn wollen: oder jene Bauren, welche sich nach dem Wetter gerichtet; ist es Morgen schön, so sind wir katholisch, regnet es, so sind wir lutherisch. Wenn mehrere Menschen, welche ungleich erzogen sind, ungleiche Begriffe, und eine ungleiche Denkungsart haben, über schwer zu begreifende Sachen nothwendig gleich denken müssen, so ist das Loos das unschuldigste Mittel, dieses zu bewerkstelligen.

Eitelkeit macht dumm.

Lucullus bewirthete einige Griechen viele Tage hintereinander auf eine sehr prächtige Art, sie machten endlich lange Entschuldigungen, und wollten weggehen, damit sie ihm nicht zu viel Unkosten verursachen mögten. Lucullus gab ihnen mit lächelndem Munde zur Antwort: „ihr lieben

„Griechen,

„Griechen, es geschicht freylich euertwegen etwas, das mei„ste aber des Lucullus wegen.“

Die freche Fliege.

Jakob I. setzte sich eine Fliege auf die Nase, welche er zornig wegjagte, und sagte, ich habe drey Königreiche, kannst du darinn keinen andern Platz finden? Der arme König!

Inconsequenz.

Karl IX. der in das Parisische Blutbad gewilliget, und selbst auf die fliehenden Hugenotten aus seinem Fenster geschossen, erhielte doch den Arzt Pare. Denn, sagt er: „ist es wohl billig, einem Mann das Leben zu nehmen, der „es durch seine Kunst einer kleinen Welt erhalten kann.

Opocucu und Paul III.

Der Schwarze König Opocucu hielte sich nach einem Schluck Brandtwein nur für ein klein wenig geringer als Gott. Das ist ein König von derjenigen Nation, welche der Pabst Paul III. in einer feyerlichen Bulle zu Menschen gemacht. Hierdurch hat der Pabst freylich klar bewiesen, daß er mit dem Opocucu in die gleiche Klasse im Thierreiche gehöre.

Man muß sich die Gelegenheit zu Nutze machen.

Als Paulus Emilius dem überwundenen und ganz niedergeschlagenen Perseus Muth zugesprochen hatte, hielt

er

er an die siegenden Römer diese Rede: „Ihr sehet hier ein „merkwürdiges Beyspiel der Veränderlichkeit der menschli„chen Dinge. Ich sage das fürnemlich euch, ihr Jünglin„ge. Darum muß man sich in glücklichen Tagen gegen nies„mand stolz und gewaltthätig beweisen, noch dem Glücke zu „viel trauen. Nur der ist ein Mann, dessen Seele weder „durch Glück aufgeblasen, noch durch Unglück niedergeschla„gen wird."

Schlechter Grund.

Diogenes Laertius erzehlet: da man den Aristippus an die Pflicht gegen seine Kinder erinnert habe, weil sie von ihm ihren Ursprung hätten, spye er anstatt der Antwort auf den Boden, und sagte, dieses hat auch seinen Ursprung von mir.

Unwissenheit.

Als ein Meuchelmörder gefragt wurde, ob er sich vor Gott nicht fürchte, da er so viel Leute ums Leben gebracht, antwortete er, nein, denn er glaube, Gott werde einem Mann von Stande was zu gute halten.

Die Strafe trift nicht allezeit den Schlimmsten.

Als Diagoras, der Gotteslängner, bey einem gewaltigen Ungewitter auf dem Meere war, und seine Leute sagten, es wäre ein gerechtes Gericht über ihn, fragte er sie, ob Diagoras auf jedem der Schiffe wäre, welche sie in eben der Noth sehen.

Der verständige Narr.

Bromiard erzehlt: ein vornehmer Herr hielte zu seiner Zeit zur Lust einen Narren oder kurzweiligen Rath an seinem Hofe, und gab ihm einen Stock, mit dem Befehl, wenn er einen finde, der ein größerer Narr wäre als er, sollte er denselben diesem übergeben. Etliche Jahre hernach wurde der Herr krank, sein Hofnarr besuchte ihn. Da ihm der Herr sagte, daß er ihn bald verlassen müßte, so fragte er: „Und wo willt du hin, du Narr" in eine andere Welt, antwortete der Herr. „Und wenn willst du denn wiederkommen? Etwa innerhalb 4 Wochen? „Nein!" innerhalb einem Jahr! Nein! wenn denn? „Niemals!" und womit hast du dich auf eine so weite Reise und zu deinem Auffenthalt an den Ort, wo du hinreisest, versorget? „Mit gar „nichts?" Wie? mit gar nichts? versetzte der Narr, da „nimm meinen Stock. Bist du im Begriff, auf ewig wegzureisen, und hast keine Anstalt gemacht, noch dafür gesorgt, wie du in der andern Welt, von der du niemals „wirst zurücke kommen, glücklich und vergnügt leben kannst, „da nimm hin meinen Stab, denn einer solchen Thorheit „habe ich mich noch nicht schuldig gemacht, du bist ein größerer Narr, als ich."

Klugheit.

Der Graf Manchester, Generalissimus des Parlaments gegen Karl I. flohe in einer Schlacht ohne Noth. Cromwell, ohne sich merken zu lassen, daß er die Lenkung des Grafen, wie es wirklich war, für

eine

eine Flucht hielte, ritt ihn entgegen. „Sie irren sich, Mylord, sagte er, die Feinde haben sich hier weggezogen, — „dort sind sie, — und wies sie ihm mit den Finger," der Graf muste umkehren, und die Schlacht wurde gewonnen.

Aberglaube.

Der Graf Fulco von Anjou lies sich zur Abbüssung seiner Sünden bis nach Jerusalem schleppen. Ein Diener zog ihn an einem Stricke um den Hals, ein anderer schlug ihn von hinten beständig mit einer Peitsche, dabey der arme Graf immer schrie: Admitte Domine miserum Fulconem perjurum et fugitivum tuum.

Davel zog, so oft er betete, sein allerschönstes Kleid an.

Gelehrte Kriege.

Ramus griff die Aristotelische Philosophie an, Govеanus widersetzte sich ihm; der Streit wurde hitzig, so hitzig, daß der König eine Disputation verordnen muste. Ganz Paris, das ganze gelehrte Frankreich war aufmerksam, man stritte sich zwey Tage, Ramus verlohr, und Aristoteles erhielte das Recht, auf allen Akademien mißgehandelt zu werden.

Im XVI. Sekulum behauptete man noch, daß, wenn das Uebel sich auf der rechten Seite befände, man auf der linken zur Ader lassen müsse. Brissot sagte das Gegentheil, es entstund ein heftiger Krieg. — Die Obrigkeit muste

Friede machen, und sprach für die alte Mode. Man appellirte an den Kayser Karl V. Er war im Begriff, den Ausspruch der Obrigkeit zu unterzeichnen, als der Herzog von Savoyen starb, dem man doch nach alten Herkommen zur Ader gelassen, worauf er nichts entscheiden wollte.

Man stritte sich ebenfalls auch sehr über den Knochen der Unsterblichkeit. Dieser Knochen soll ohne Schwere, unverbrennlich, unzerstörbar, und wie die Erfahrung gelehret, unsichtbar, und der Kern seyn, aus welchem bei der Auferstehung die menschlichen Körper wieder hervor wachsen werde. Alle Anatomisten suchten diesen Knochen, die ganze gelehrte Welt war für ihn eingenommen. Vornemlich haben sich die Theologen sehr darein verliebt. Deßwegen auch der kluge Vesalius behauptete, die Materie von diesem Knochen gehöre in die Theologie. Der unvorsichtige Riolan aber hat die ganze Freude verdorben, da er den Henker um Erleuchtung in dieser Materie bat, welcher bezeugte, daß bey Verbrennung der Missethäter nichts von einem Knochen übrig bleibe.

Würkung eines wohlangebrachten Scherzes.

Der Kayser Tsching-thi wollte eine schöne Tänzerinn zur Gemahlin nehmen, die Censoren, die Mandarinen der höchsten Tribunalen waren äußerst mißvergnügt, sein Serail war ganz wider ihn empört, allein seine Paßion achtete auf nichts, die Hochzeit war angestellt, die Tschav-sei erschien wie eine Göttin. Eifersucht war auf allen Seiten der Tafel nach allen Abänderungen zu sehen. Unter andern sagte der Kayser zu der vor ihm übersitzenden Pan-hiai: ich weiß,

daß

daß sie aufrichtig sind, sagen sie, ich bitte, was halten sie von unsrer neuen Kayserin. — Sie ist vortreflich, versetzte diese Königin, sie spielt sehr wohl, und eine Hauptrolle steht ihr sehr gut. — Ein Gelächter schlug von allen Seiten zusammen, der Kayser lachte gezwungen mit, und um sich nicht selbst lächerlich zu machen, eröfnete er, daß Pan:Hiai es getroffen, und daß die Erhebung der Tschao:sei nur ein Scherz sey. Und in der That trat diese Person zu großer Freude des Hofes wieder in ihren vorigen Stand zurück.

Die Bedenklichkeit.

Colbert wollte den Moliere seiner großen Verdienste um das Theater, und seines Genie wegen in die französische Akademie aufgenommen wissen. Die Akademie war geneigt, nur daß Moliere die niedrigen Stellen der Laquayen die er sehr gut spielte, lassen und immer ernsthafte übernehmen möchte. Denn daß eines ihrer Mitglieder Stockschläge bekommen sollte, welche bey der Rolle der Knechten das Parterre oft belustigen, das fand die Akademie für unschicklich. Moliere schlug die Stelle mit diesem Bedinge kaltsinnig aus: Hundert Stockschläge auf dem Theater können einen Menschen weit weniger lächerlich machen, als diese Foderung die Akademie.

Kluge Antwort.

Ein Jüngling fragte den Stoiker Panaetius, ob es sich für einen Weisen schicke verliebt zu seyn. „Lasse „den Weisen für sich selbst sorgen, antwortete der Philosoph,

„aber du und ich, die wir keine Weise sind, wir wollen uns „mit keiner so heftigen und unbändigen Sache abgeben, die „uns zum Sklaven eines andern macht. Wir wollen „uns keinem so wilden Ding überlassen, bis unsere Vernunft „alt und stark genug ist, dasselbe zu regieren.“

Ein Verstand, der schnell kluge Maßregeln zu finden weiß.

Dem Kayser Tsi starb sein Lieblingspferd aus Nachläßigkeit des Stallknechts. Der Kayser stieß im Zorn nach dem Menschen, der Mandarin Yemtse aber hielt den Stoß ab. „Sire, dieser Mensch ist von seinem Verbrechen, wes„wegen er sterben soll, noch nicht überzeuget.„ So mache es ihm bekannt, versetzte der Kayser. „Höre Bösewicht,“ so fieng der Minister an, „die Verbrechen, die du begangen „hast. Fürs erste hast du ein Pferd sterben lassen, welches „dir dein Herr anbefohlen hat; zweitens bist du Ursach, daß „mein Prinz in einen solchen Zorn gerathen ist, daß er dich „mit eigner Hand hat umbringen wollen. Aber höre nun „noch ein weit größeres Verbrechen: du bist Ursach, daß mein „Prinz in Gefahr gewesen, sich vor allen benachbarten „Prinzen und Staaten Schand anzuthun, und sie wis„sen zu lassen, daß er eines Pferdes wegen einen Men„schen ums Leben gebracht. Von diesem allem bist du die „Ursach, Bösewicht.“ Man lasse ihn nur hingehen, sagte der Prinz, ich vergebe ihm sein Vergehen.

Beobachtungsgeist.

Ludwig der XIV. that einst, da er im Brett spielete, einen gefährlichen Wurf, man stritte, die Hofleute schwiegen ganz stille. Der Graf von Grammont kommt unterdessen, entscheiden sie uns, sagt ihm der König. „Sie haben verlohren,„ antwortete der Graf, „eh! versetzte der „König, wie können sie mir unrecht geben, ehe sie wissen, „wovon die Rede ist:„ Sehen sie denn nicht, Sire, erwiederte der Graf, daß wenn der Fall auch nur zweifelhaft wäre, diese Herren ihnen gewonnen Spiel gäben.

Redlichkeit.

Man wollte Heinrich IV. bereden, den Herzog in Savoyen wegen Saluzzo anzuhalten, so könne man, ohne einen Mann zu verlieren, das Marquisat bekommen. Es ist mir, versetzte Heinrich, angebohren, und ich habe von denen die mich erzogen, gehöret, daß die Beobachtung des Versprechens weit nützlicher sey, als alles, was die Untreu verheißt, ich habe das Beyspiel des Königs Franciscus vor mir, der, wenn er hätte ein Betrüger werden wollen, einen weit fettern Bissen erschnappen konnte, nemlich den Kayser Karl V. Hat der Herzog von Savoyen sein Wort nicht gehalten, so ist man deßwegen nicht unschuldig, wenn man den Fehler der andern nachahmt: der König macht sich die Untreu seiner Feinde genug zu nutze, wenn er dadurch seiner Redlichkeit einen höhern Glanz verschaft.

Mutterwitz ist mehr werth, als übelverdaute Gelehrsamkeit.

Ein Advocat, der die Sache eines Tapeziers gegen eine gemeine Bürgerfrau vertheidigte, machte aus dem einfachsten Ding ein großes Gewächse. Die Frau ward ungeduldig, und unterbrach den Advokat. „Der Handel, meine „Herren, sagte sie, ist kurz dieser: ich habe dem Tapezier „hier 100 Thaler für eine flandrische Tapete versprochen, „welche stark, fein wäre, und schöne Figuren habe, so schön „wie der Herr Präsident da, nun will er mir eine grobe, „schlechte, beschmierte geben, die Figuren hat, so häßlich wie „der Advokat hier. Bin ich wohl noch verbunden, das „Versprechen zu halten?„ Der wirklich häßliche Advokat ward ganz confus, und der wirklich schöne Präsident so geschmeichelt, daß die Frau den Proceß so gleich gewonnen.

Verstand in kurzen Reden.

Kurze und scharfsinnige Reden, die aus einer tiefen Einsicht in Sachen, oder aus großen Gesinnungen herrühren, thun ofte größere Würkungen, als lange und sehr künstliche Reden.

Demosthenes, ein Athenienser, war der berühmteste Redner seiner Zeit, und auch nach ihm hat ihm noch keiner den ersten Rang streitig gemacht. Indessen konnte Phocion, welcher oft über die allgemeinen Angelegenheiten des Staats andrer Meinung war, als der große Redner, ofte ganz kurz widerlegen, was jener mit großer Beredsamkeit behauptet

behauptet hatte. Daher sagte er einsmals, als Phocion nach ihm vor dem Volk auftrat, um zu reden: Da kommt die Axt meiner Reden. Folgendes kann zur Probe seiner kurzen und nachdrücklichen Reden dienen.

Er war zwar von Natur sehr sanftmüthig und leutselig: sah aber im Gesicht finster und mürrisch aus. Einsmals spottete jemand vor dem versammelten Volke über sein finsteres Gesicht, um das Volk, welches sehr leichtsinnig war, über ihn lachen zu machen. Phocion sagte ihm darauf: Mein finsteres Gesicht hat euch noch niemals betrübt; aber das Gelächter dieser Leute hat unserer Stadt viele Thränen gekostet.

Zu seiner Zeit war das athenienſische Volk von seiner ehemaligen Tugend und Tapferkeit sehr abgefallen; so daß er, als ein kluger Regent, ihm ofte scharfe Verweise geben muste: daher sagte ihm Demosthenes einsmals: Phocion, die Athenienser werden dich noch einsmals in ihrer Raserey umbringen. Worauf dieser antwortete: Und dich, wenn sie bey gutem Verstande sind.

Ein gewisser Aristogiton, ein unruhiger und betrügerischer Mensch, der in Athen viel Unheil gestiftet, und sich den guten Rathschlägen Phocions ofte widersetzt hatte, wurde endlich verurtheilt und ins Gefängniß geworfen, da er denn den Phocion zu sich bitten lies. Er gieng zu ihm und sagte zu seinen Freunden, die ihn davon abhalten wollten: Laßt mich immer gehen; denn wo könnte man den Aristogiton lieber sprechen wollen?

Es bezeugte jemand gegen den ältern Cato seine Verwunderung darüber, daß ihm keine Ehrensäulen gesetzt worden, da diese Ehre vielen andern von geringen Verdiensten, widerfahren war. Cato antwortete; Es ist mir lieber daß man fragt: warum mir diese Ehre nicht widerfahren sey, als wenn man früge, warum es geschehen?

Dem berühmten Geschichtschreiber Polybius, welcher in Rom anhielt, daß er mit den übrigen aus ihrem Vaterlande vertriebenen Achäern, wieder in ihre vorige Ehrenstellen möchte eingesetzt werden, gab er zur Antwort: Du machst es nicht wie Ulyßes, da du in die Höle des Cyclopen wieder zurück gehen willst, um einen Hut und Gürtel wieder heraus zu holen, den du darinn gelassen hast.

Eben dieser große Mann, zu dessen Zeit die Ueppigkeit in Rom anfieng überhand zu nehmen, hat dieses einschleichende Uebel seinen Mitbürgern ofte beißend vorgeworfen. Einsmals fieng er seine Rede an das Volk also an: Ich halte es, ihr Römer, für eine schwere Sache mit dem Bauch zu reden, der keine Ohren hat. In einer andern Rede sagte er: Eine Stadt kann nicht mehr lange bestehen, wenn es schon dahin gekommen ist, daß ein Fisch mehr gilt als ein Ochse.

Alexander der große zog unter den verschiedenen Feldherrn, die unter ihm dienten, den Hephästion und den Kraterus besonders hervor. Aber er pflegte zu sagen: Hephästion ist ein Freund Alexanders, Kraterus aber ist ein Freund des Königs.

Zween Griechen, einer aus Sparta, der andere aus Athen, waren in einen Wortwechsel gerathen, der den Vorzug der Tapferkeit betraf. Der Athenienser sagte: Wir haben euch doch ofte von dem Fluß Kephis weggejagt. Wir aber, antwortete der Spartaner, haben euch niemals von den Eurotas wegjagen dürfen. Eine ähnliche Antwort gab ein gemeiner Spartaner einem Argiver; dieser stichelte auf jenen: Viele von euch liegen in Argolis begraben: Aber keiner von euch, sagte der Spartiate, liegt in Lakonien.

Man erzählte in Gegenwart des Sokrates, daß Archelaus, König in Macedonien, große Summen Geldes auf die Verzierung seiner Palläste verwende, und daß er kürzlich den berühmten Mahler Zeüxis zu sich berufen habe. Worauf Sokrates sagte: Es reisen in der That viel Leute nach Macedonien, um die königlichen Gebäude zu sehen: ich höre aber nicht, daß jemand dahin gehe, um den König selbst zu sehen.

In dem Kriege, den Theben gegen Sparta hatte, trug es sich einsmals zu, daß die Thebaner unvermuthet auf eine starke feindliche Parthey trafen. Wir sind den Feinden in die Hände gefallen! rufte ein Thebaner. Warum sagst du nicht, versetzte Pelopidas, daß sie uns in die Hände gefallen?

Als die Gallier unter dem Brennus die Stadt Rom eingenommen, und mit den in das Capitolium geflüchteten Römern den Vergleich getrofen hatten, daß ihnen tausend Pfund Gold sollten dargewogen werden, nach

dessen Empfang sie Rom wieder verlassen, und aus dem Lande zurück ziehen wollten, kam der Dictator Camillus, der sich ausserhalb der Stadt ein Heer gesammelt hatte, dazu, da eben das Gold gewogen wurde. Er nahm das Gold weg, und sagte den Galliern, sie möchten nur so zurück gehen; denn, sagte er, wir sind nicht gewohnt unser Vaterland mit Golde, sondern mit Eisen zu retten.

Es sagte jemand zu dem Weltweisen Diogenes: Siehe, hier sind Leute, die deiner spotten. Das kann seyn, antwortete Diogenes, ich aber werde nicht verspottet.

Als jemand eben diesem Philosophen zuredete, daß er sich in den Geheimnissen der Ceres sollte einweihen lassen, weil er sonst nach diesem Leben nicht würde unter die Zahl der Seeligen aufgenommen werden (*), antwortete er: Du glaubst also, daß Agesilaus und Epaminondas in den Abgrund verstoßen sind, hingegen jeder eingeweyheter schlechter Kerl in die Wohnungen der Seeligen aufgenommen werde?

Einem schlechten Menschen, der sich viele Mühe gab eine Cither zu stimmen, sagte er: Schämest du dich nicht, ein Holz so wohlstimmig zu machen, und dein eigenes Gemüth so schlecht zu stimmen?

Ein Athenienser wollte seinen Sohn dem Philosophen Aristippus übergeben. Dieser foderte für seine Unterweisung eine gewisse Summe Geldes, die jenem zu groß schien.

Dafür,

(*) Siehe Eleusinische Feste Seite 92.

Dafür, sagte er, könnte ich ja einen Sklaven kaufen! Du hast recht! antwortete Aristippus: Nimm dein Geld und kaufe einen, alsdenn hast du zwey.

Bey einem Trinkgelage sah einer, daß ein andrer den Wein, anstatt ihn auszutrinken, auf die Erde goß. Wie? sagte jener, du gießest den Wein an die Erde? dieser antwortete: Ist es nicht besser, daß ich den Wein ausgieße, als daß er mich zu Boden werfe?

Der Philosoph Anaxagoras fand sich in seinem Alter von jedermann verlassen, und nahm sich deshalb vor, vor Hunger zu sterben. Als Perikles, der sein Schüler gewesen war, dieses hörte, lief er gleich zu ihm, und bat ihn auf das beweglichste seinen Entschluß zu ändern, und ihm bey seinen schweren Regierungsgeschäften ferner mit gutem Rath beyzustehen. Hierauf deckte sich Anaxagoras auf und sagte: Perikles, wer eine Lampe nöthig hat, gießt auch Oel darauf.

Die Verderbniß der Sitten, sagte ein Feind der Wissenschaften, hat man der so sehr gerühmten Erleuchtung zu danken. — Die Menschen sind böse, wenn sie mehr wissen, als sie sollen; sagen sie lieber, versetzte ein anderer, wenn sie nur halb wissen, was sie ganz wissen sollten; wenn sie blos halb erleuchtet sind.

Ein Betrüger kam nach Macedonien, und gab vor, daß er ein Geheimniß wisse, alle Nachstellungen zu entdecken, der König war begierig, diese Kunst zu lernen, hierauf raunte ihm der Betrüger ins Ohr, das Geheimniß bes-

stehet darin, daß du mir einen Talent giebst, damit man glaube, daß du das Geheimniß wisseſt.

Des Kayſers Adolphs von Naſſau Sprichwort war, es iſt beſſer ein Mann ohne Geld, als Geld ohne einen Mann: Dieſes — er war gewohnt auf die Bruſt zu weiſen — macht reich und arm.

Der Kayſer Julian, den einer ſeiner Freunden um Rath fragte, womit er ſich wohl bey bevorſtehenden Saturnalen die Zeit am beſten verkürzen könne, antwortete: "wie iſt es „möglich, daß ein Menſch ſo ſtumpf ſeyn kann, daß er ſich „vorſetzlich und nach Regeln beluſtigen, und die Zeit verkürzen „will. Ich glaubte immer, Spiel und Ergötzlichkeiten wären „eine Abſpannung der Seele, eine Befreyung von Sorgen, „welche nach genugſamer Arbeit und Verrichtung ſeiner „Pflichten von ſelbſt entſtehen."

Alexander befahl den Athenienſern ihm Schiffe zuzuſchicken. Die Stadt war der Meynung, es nicht zu thun, und ich meyne, verſetzte Phocion, daß ihr in den Waffen entweder die ſtärkſten ſeyd, oder Freunde derjenigen bleibet, welche es ſind.

„O, der große Mann — rief Urban VIII. aus, da er „eine gewiſſe Schrift las — er denket ſo, wie ich."

Ein Philoſoph, ſagt Zeno, muß kein Wort vorbringen, das nicht in geſunde Vernunft getaucht iſt.

Wenn große Männer ohne Bedienung ſind, ſo iſt es eher ein Unglück für den Staat, als für ſie, ſagte Chriſtina in Schweden.

Bey Ivri redte Heinrich IV. seine Truppen mit den Laconischen Worten an: Ihr seyd Franzosen; hier seht ihr die Feinde, und ich bin euer König! Als sein Vordertreffen wich, rief er den Fliehenden zu: wendet euch um, und wenn ihr nicht streiten wollet, so sehet mich wenigstens sterben.

Der witzige und wollüstige Kaiser Tschingsti fuhr einst in seinen Garten, und sahe eine von seinen Gemahlinnen vom zweiten Rang auf einer Terasse spatziren; es soll eine vortrefliche Dame gewesen seyn, welche sich alle Mühe gab, ihren Gemahl auf ernsthaftere Gedanken zu bringen, sie nennte sich Panshiai. Tschingsti fuhr nahe an der Terasse vorbey, und ladete sie in seinen Wagen ein. — „Ich kann mich nicht entschließen," antwortete die Dame. Und warum denn nicht, versetzte der Prinz. „Unsere alten Dichter beschreiben die guten Könige, wie sie mit Generalen und tapfern Männern im Wagen fahren; die Bösen aber mit Weibern."

Die Athenienser wollten ein großes Gebäude aufführen lassen, zwey Baumeister meldeten sich, der eine machte weitläuftige Versprechungen, Ihr Herren, sagte der andere, was dieser gesagt hat, will ich thun.

Man fragte den Lycurgus, warum er verordnet habe, daß die Töchter ohne Morgengabe verheyrathet werden. Ich wollte, sagte er, daß Armuth keine Heyrath hindern; und Reichthum keine stiften sollte.

Man wollte einem Gelehrten, gleichsam als ein rares und köstliches Thier, ein Kind zeigen, welches den ganzen Virgil auswendig gelernet hatte. Gebet euch keine Mühe, sagte er, denn ich habe das Buch selber.

Welches ist das beste Mittel tugendhaft zu werden, fragte jemand den Socrates? Wenn man sich bemüht, das zu seyn, was man scheinen will.

Die zu Cambrai empfiengen den von einem großen Zuge sehr ermüdeten Heinrich mit einer Rede. „Allergrößter, „Allergnädigster, Allergroßmüthigster!“ Setzet auch hinzu, sagte der König, Allermüdester.

Der Kardinal Julian, der im Koncilium zu Basel den Vorsitz hatte, studierte fleißig in den alten. Du vergräbst dich auch ganz bey diesen Todten, sagte ihm ein gewisser Otto von Baris. Ich dachte, antwortete der Kardinal, diese lebten, und du und deines gleichen wären todt.

Der scharfsinnige Philosoph Peretti von Mantua schimpfte eines Tages sehr auf seine Landsleute, und nennte sie alle Dummköpfe. Nehmen sie mir nicht übel, erinnerte einer von den Anwesenden, entweder ist ihre Mutter eine liederliche Weibsperson gewesen, oder sie sind ungerecht gegen ihr Vaterland.

Der Kayser Sigismund gab einem, der ihn übertrieben lobte, eine Maulschelle. Warum schlagen sie mich, — schrie dieser? Warum beißest du mich, versetzte der Kayser.

Alphonsus, König in Spanien, hörte einst, das einer seiner Vorgänger gesagt habe, Gelehrsamkeit schicke sich

nicht

nicht für den Adel. Bovis non hominis est vox hæc, versetzte er.

Philipp, König in Macedonien, schrieb dem Weltweisen Zeno, komm, unterrichte mich, so werden alle Macedonier besser werden.

Ein Soldat kam ganz erschrocken zum Leonidas, und berichtete ihm, daß der Feind nahe sey; wenn er uns nahe ist, antwortete er, so sind wir ihn auch nahe.

Für einen Begeisterten zehn besessene Poeten, pflegte Bukingham zu sagen.

Man zeigte dem Casaubon dem Saal der Sarbonne mit diesen Worten: Sehen sie hier einen Ort, wo man so viele Jahrhundert disputirt hatte. Was hat man aber ausgemacht, versetzte er?

Katharina, Heinrich VIII. Gemahlin wollte lieber vollkommen unglücklich, als vollkommen glücklich seyn. Den ersten fehle es selten an Trost, den andern aber immer am Verstand.

Ich gehe nie allein, sagt Alfons, da man ihn bat niemals ohne Leibwache auszugehen. Billigkeit und Rechtschaffenheit begleiten mich immer. Da man Heinrich IV. ein gleiches bat, so antwortete er: Die Furcht muß nie in eine königliche Seele kommen. Wer sich vor dem Tod fürchtet, wird nichts gegen mich unternehmen, und wer sein Leben nichts achtet, wird allezeit Herr über das Meinige seyn, und wenn auch tausend Wächter um mich wären. Ich empfehle mich Gott, wenn ich aufstehe, und wenn ich mich

zu Bette lege, und überhaupt lebe ich so, daß ich ein solches Mißtrauen nicht nöthig habe.

Phocion sagte zu seiner Frau, die weinend zu ihm sprach: Wie, du stirbst unverdienter Weise? — wolltest du wohl lieber, daß ich den Tod verdiente?

Vergleichungen.

Plato hat gesagt: der Mensch gleiche einem Wagen, vor welchem ein wildes und ein stetiges Pferd gespannet sind, die ein Kutscher zu regieren hat. Das wilde Pferd stellt die Begierden, das stetige, die verabscheuende Leidenschaften, der Kutscher aber, die Vernunft vor.

Diogenes hat gesagt: Diejenigen, welche von Tugend und Rechtschaffenheit gut reden, aber dabey schlecht leben, gleichen einer Cither, die harmonische Töne hören läßt, selbst aber nichts davon fühlt.

Einem schönen Jünglinge, der läppisches Zeug schwatzte, sagte er: Schämest du dich nicht, aus einer elffenbeinern Scheide einen bleyernen Degen auszuziehen?

Eben derselbe nennte einen prächtig gekleideten, aber unverständigen Menschen, ein Schaaf mit dem goldenen Vlies.

Einem Jünglinge, der schamroth wurde, sagte er: Sey gutes Muths mein Sohn, dies ist der Tugend Leibfarbe.

Plutarchus vergleichet diejenigen, welche gute Bücher blos wegen der schönen Schreibart, oder des darinn hervorleuchtenden Witzes bewundern, mit einem Kranken, der die Arzney, die ihn gesund machen sollte, blos des Geruchs und der Farbe wegen lobt, und sie hernach ungebraucht von sich legt.

Solon verglich die Strafgesetze den Spinngeweben, in welchen kleine und schwache Thierchen hangen bleiben, die aber von stärkern leichte zerrissen werden.

Es hat jemand die Hofleute eines Königs, mit den Ziffern, womit die Zahlen geschrieben werden, verglichen, weil sie ihren Werth blos von der Stelle bekommen, auf welche man sie setzet.

Eine Flasche, darinn stark riechende Sachen aufbehalten worden sind, behält den guten oder schlechten Geruch noch lange hernach, und das Gemüth behält von guten oder bösen Thaten sehr lange hernach die angenehmen oder widrigen Empfindungen.

Plutarchus vegleicht junge Leute, die sich auf das Studieren legen, einer Flasche, die man ins Wasser taucht; je mehr sie angefüllt wird, je mehr Wind geht heraus.

Ehrentitel und Ehrenzeichen, die man für baare Bezahlung erlangt hat, zieren gerade so viel, als reiche Kleider die man nicht bezahlt hat.

Derjenige, welcher auf dem Gesicht eines Hofmanns seine Gesinnungen lesen will, thut eben so klug, als der, welcher

welcher in dem Kalender sehen will, was für Wetter seyn wird.

Die Geduld ist ein Baum, dessen Wurzeln sehr bitter, die Früchte aber sehr süße sind.

Der Pater Poiree sagt, die Kritiker wären in der Republik der Wissenschaften so nothwendig, als ein Gerichtsplatz in einem politischen Staate.

Man hat die Anmerkung gemacht, daß, wenn oft auf dem Schlachtfelde dem Tode Trotz geboten wird, er doch selten ohne Schauer angesehen werden kann, wenn er sich mit seiner natürlichen Schreckensgestalt dem Krankenbette nähert; eben so kann man die Armuth leicht erdulden, wenn sie mit Ehre und Ansehen vergesellschaftet ist. Man wird sie aber jederzeit scheuen und sich vor ihr fürchten, wenn sie von Schmach und Verachtung begleitet wird.

Der Marschall von Effiat verglich die Finanzverwalter unter Ludwig dem XIII. mit dem Dintenfisch, denn wenn man ihn fangen will, so macht er das Wasser schwarz.

Ein neuer Schriftsteller vergleicht prächtige Leichenbegängnisse mit dem Triumph eines Ueberwundenen.

Eben dieser nennt die Verläumder Kothfliegen.

Die Welt, sagt Pythagoras, ist einer Messe gleich, einige kaufen, einige verkaufen, und andre sehen zu. So muß es, sagt ein neuerer, zu seinen Zeiten noch keine Beutelschneider gegeben haben.

Das

Das Angesicht eines frommen Mannes ertheilet uns heilsamen Rath, wenn sein Mund gleich schweigt; der gerührte Zuschauer wünscht weise zu seyn, und hier sehen wir in einem hellen Spiegel, den seine eigene Hände gemacht haben, etwas, das dem Antlitz Gottes gleichet!

Die Poeten sind dem Junius Brutus gleich, der gescheut war, ob er gleich dem Könige Tarquinius, dem Stolzen, als wahnsinnig vorkam, weil er sich mit Fleiß angestellet, als ob er im Gehirn verrückt wäre, damit er seine Anschläge und Anstalten, der Tyranney dieses Fürsten ein Ende zu machen, unter dieser Vorstellung desto sicherer verbergen mögte. Also sind auch die vermeinten Ausschweifungen der poetischen Phantasie, mit einer wundersamen Urtheilskraft begleitet, und ein gutes Mittel, die Aufmerksamkeit der Menschen zu erhalten, und ihre Besserung zu befördern. Recht gut, aber wer sich verrückt stellet, der sehe zu, daß er nicht selbst verrückt werde.

So wie sich einem Reisenden, der einen Berg hinan steiget, die Aussicht der umliegenden Gegenden immer mehr und mehr aufschließt, bis er auf dem Gipfel des Berges, das ganze Land übersehen, und seine Aufmerksamkeit von einem Theile zu dem andern wenden kann. Eben so zeigen sich dem Naturforscher nach und nach mehrere Theile des Ganzen.

Wer in beständigem Argwohn lebt, der führt das Leben einer Schildwache, die niemals abgelöset wird, und die nichts anders zu thun hat, als nach einem Feinde auszusehen, und ihn zu erwarten; welches ein nicht viel kleineres Unglück ist, als durch ihn umzukommen.

Was man von der Tugend sagt, daß sie ihre eigene Belohnung sey, kann auch von der Geschicklichkeit gesagt werden. Sie belohnt diejenigen, die sie besitzen, durch sich selbst, indem sie uns unmittelbar eine große Menge Vergnügungen verschaft, die sie ohne dieselben nie würden genossen haben.

Man stelle sich die wirbelnde Wallung vor, die der Fall eines Steins auf der Oberfläche eines klaren und stillen Wassers verursachet. Die Bewegung des Mittelpunkts theilt sich derselben mit, und macht eine Menge beweglicher Wirbel, deren Eindruck immer schwächer ist, so wie ihr Umkreis größer wird, bis daß endlich die letzten unsern Augen gar nicht mehr kenntlich bleiben. Das ist das Bild unserer Neigungen, — von der Eigenliebe bis zur Menschenliebe, bis zur Liebe des gräßlichen Hottentotten. Aus dieser unterschiedenen Zuneigung entstehen die Pflichten der Menschen, die auch sehr deutlich mit diesem Bildniß abgemahlet werden können.

Die Bande, die unsere Neigungen und Wünsche zusammen binden, sind dem Nervensystem in dem menschlichen Körper nicht unähnlich, wir können die Triebfedern einer Begierde niemals gänzlich erkennen, ohne einen Blick auf die übrigen zu thun.

Die Leidenschaften sind den Schneelauen in den Alpen gleich. Klein im Anfang, schnell und ungeheuer in Wachsthum, und hinraffend.

Moser vergleicht die Geschwätzigkeit sehr gut mit der Dysenterie.

Die

Die Begierde nach Ruhm ist so klein, so eitel, als die Begierde sich immer im Spiegel besehen wollen. Man hat dem Spiegel immer das meiste zu danken, und noch überdies giebt es wenige ganz reine Spiegel.

Ein Mensch, der große Gemüthsgaben, aber keine Klugheit hat, ist dem Polyphemus in der Fabel ähnlich, stark und blind, mit einer außerordentlichen Stärke begabet, die ihm aber aus Mangel des Gesichts zu nichts dienet.

Scherz und Spott.

Der Weltweise Bias befand sich mit einigen ruchlosen Männern auf der See. Bey entstandenem Sturm fingen diese an laut zu beten; Bias aber sagte ihnen: Seyd ja still, damit die Götter nicht erfahren das ihr hier seyd.

Ein Grieche, der eben nicht der Beste war, ließ über seine Hausthür diese Worte setzen: Es müsse nichts Böses hier hereinkommen. Als Diogenes dieses sah, fragte er: Wie kommt der Eigenthümer dieses Hauses herein?

Ein griechischer Arzt Menekrates war wegen einiger glücklichen Curen, die er gethan hatte, so berühmt worden, daß man ihn gleichsam vergötterte; dadurch wurde er so aufgeblasen, daß er einsmals einen Brief an den König Agesilaus also anfieng: Menekrates Jupiter wünschet dem König Agesilaus alles Wohlseyn. Dieser fieng seine Ant-

wort an: Der König Agesilaus wünschet dem Menekrates Verstand (*).

Ein Schwätzer hielt den Philosophen Aristoteles auf der Straße an, und erzählte ihm viel läppisches Zeug, wobey er immer ausrief: Ist das nicht wunderbar! So wunderbar nicht, sagte der Philosoph endlich, als daß ein Mensch, der seine Beine noch hat, still stehet und dein Geschwätz anhöret.

Ein elender Dichter hatte dem Theokritus seine Verse vorgelesen, und fragte ihn nun: welche unter allen ihm am besten gefallen haben? Die, war die Antwort, welche du weggelassen hast.

Der Spott ist die beste Widerlegung oder Abweisung der Thoren. Man wollte bey einer gewissen Gelegenheit den Leotychides bange machen, da man ihm als ein böses Wunderzeichen erzählte: es habe sich eine Schlange um einen Schlüssel herum gewunden. Dieses finde ich nicht wunderbar, sagte er, aber wenn der Schlüssel sich um die Schlange gewunden hätte, denn wäre es ein Wunder gewesen.

Als Hannibal vor der Schlacht bey Kannä ausritt, um das römische Heer zu übersehen, das wegen seiner überlegenen Größe den Karthaginensern Schrecken verursachte, gab einer von den Anwesenden, Namens Giskon, seine

Furcht

(*) An statt der Titel, womit man itzt die Briefe anfängt, waren die Griechen gewohnt die ihrige mit einen Wunsch anzufangen, N. wünschet dem N. alles Wohlseyn.

Furcht und Verwunderung zu erkennen. Hannibal kehrte sich gegen ihn um und sagte: Mir ist von den Römern etwas bekannt, worüber du dich weit mehr wundern würdest. Giskon fragte, was das wäre? worauf Hannibal sagte: Keiner unter so vielen heißet Giskon. Dieser unerwartete Spott erweckte ein großes Gelächter, wobey Hannibal selbst sich des Lachens nicht enthalten konnte. Die Karthaginenser, die dieses sahen, kamen dadurch von ihrem Schrecken zurücke und faßten Muth, da sie sahen, daß ihr Anführer der Furchtsamen spottete.

Ein unverständiger Mensch fiel einem Spartaner durch mancherley unzeitige und fürwitzige Fragen beschwerlich. Unter andern wollte er auch wissen, wer der beste Spartaner sey? Der, war die Antwort, der dir am wenigsten gleichet. Die Spartaner suchten ein Verdienst darinn setzten zu reden, aber desto nachdrücklicher.

Als der König Antiochus dem Hannibal die Armee zeigte, womit er die Römer bekriegen wollte, und auf den Glanz und Reichthum der Waffen sich etwas einbildete, fragte er den Carthaginenser: Was meinst du wohl, wird dies genug seyn für die Römer? worauf Hannibal antwortete: Ich kenne sie zwar als sehr geizige Leute, aber ich denke sie werden sich damit begnügen.

Die Lust über andere zu spotten, oder sie zum Besten zu haben, ist gefährlich, weil der Spötter ofte mit seiner eigenen Münze doppelt bezahlt wird.

Dionysius, der Syrakuser Tyrann, fragte den Philosophen Aristippus spöttisch: Woher mag es kommen,

men, daß man die Philosophen so ofte in den Häusern der Reichen findet, da man die Reichen niemals zu den Philosophen gehen sieht? Dieses kommt daher, antwortete Aristippus, weil die Philosophen erkennen was ihnen fehlt, aber die Reichen erkennen es nicht.

Es gieng in Griechenland die Rede, daß der Vater des Philosophen Diogenes ein Falschmünzer gewesen sey, und daß der Sohn ihm dabey geholfen habe. Als jemand ihm dieses vorgeworfen, antwortete er: Es ist wahr, daß ich ehedem das gewesen bin, was du izt noch bist.

Domitius, ein Römer, warf dem Crassus öffentlich vor, daß er geweint habe, als ihm ein großer Fisch, den er in seinem Garten in dem Teich gehabt, gestorben sey. Worauf Crassus versetzte: Das ist wahr, aber es ist auch wahr, daß du niemals geweint hast, wenn du eine deiner verstorbenen Frauen hast begraben lassen.

Ein gewisser Athenienser warf dem berühmten Redner Demosthenes vor: seine Reden röchen nach der Lampe. Worauf dieser antwortete: Allerdings! aber meine Lampe weiß von mir das nicht, was die deinige von dir weiß.

Als der jüngere Dionysius in Korinth als ein gemeiner Mann lebte, suchte ein witziger Kopf dadurch sein Gespött mit ihm zu treiben, daß er beym Eintritt in sein Zimmer sein Kleid ausschüttelte, welches man ehedem hatte

thun

thun müssen, als Dionysius Syrakusa noch beherrschte. Allein dieser warf den Spott auf den andern zurück, indem er zu ihm sagte: Thue dieses hernach, wenn du von mir heraus gehest, damit ich sehe, ob du mir nichts mitnimst.

Eben derselbe hat auch dem macedonischen König Philippus einen Spott auf eine feine Art bezahlt. Der König spottete über die Trauerspiele und Gedichte des ältern Dionysius und sagte: Ich begreife nicht, zu welcher Zeit er sie kann verfertiget haben. Zu der Zeit, antwortete Dionysius: da du und andre deines gleichen schwelgen.

Man erzählte dem Kayser Augustus, daß bisweilen ein Mensch vom Lande herein nach der Stadt (Rom) käme, der ihm ungemein ähnlich wäre. Augustus befahl an den Thoren auf ihn acht zu haben, wenn er wieder kommen würde, und ihn nach dem Pallast zu weisen. Dieses geschah, und der Kayser fand in der That, daß sie sich wie Brüder gliechen. Dieses gab ihm Anlaß den Landmann aufzuziehen und ihn spöttisch zu fragen: Vermuthlich ist deine Mutter ehedem oft nach der Stadt gekommen? Niemals, antwortete der andre, aber mein Vater ist oft herein gekommen.

Ein Stutzer, der zugleich den Freygeist affectirte, wies einen Quäker immer mit den Worten ab: Daß ist unbegreiflich. Freund, versetzte zuletzt der Quäker, wenn du nichts glauben willst, als was du begreifest, so wird dein Symbolum sehr kurz.

Guadagni, ein reicher Florentinscher Kaufmann, derjenige, der Franz I. über eine Million leihen konnte, bauete, sein Andenken zu hinterlassen, ein Hospital. Dieses wies er jedermann, der vorbey gieng, unter andern auch einem Bauverständigen, Salterelli, seinem Landsmann. Salterelli approbirte alles, Plan und Aufführung, nur viel zu klein wäre es; wie? rufte Guadagni, sperrte die Augen auf, wies den großen Raum mit dem Finger, rechnet die Schuhe und Zolle. Ich dachte nur, entschuldigte sich Saltarelli, ihre Absicht sey, alle in Ihrem Dienst, und durch Sie arm gewordenen darinnen aufzunehmen.

Der große Kang-hi lachte oft über das Sprüchwort der Chineser: Alle Konstellationen tragen blos für das Chinesische Reich Sorge, und haben mit den andern Ländern nichts zu schaffen. Er pflegte zu sagen, man möchte doch den benachbarten Königreichen wenigstens auch einige Sterne übrig lassen.

Aristippus sah den Diogenes ein geringes Gericht verzehren. Wenn Diogenes, sagt er zu ihn, gegen die Großen nur ein wenig gefällig wäre, so müste er sich nicht mit elenden Gemüsen behelfen, und wenn Aristippus, versetzte Diogenes, sich mit elendem Gemüse begnügen könnte, so dürfte er nicht vor den Großen kriechen.

Wenn der König, euer Herr, sagt Heinrich IV. zum spanischen Abgesandten, mich nöthiget, zu Pferde zu steigen, so will ich die Messe zu Mayland hören, das Frühstück zu Rom, und das Mittagsessen zu Neapel nehmen. Sire, antwortete der Gesandte, wenn sie so geschwinde reisen wollen, so können Sie wohl in Sicilien zur Vesper kommen.

Ein

Ein würdiger Kardinal starb, und ein unwürdiger wurde erwählt. Unser heiliger Vater macht es wie die Bauren, sagte ein lustiger Kopf; wenn sie den Degen verlohren, so stecken sie ein Holz in die Scheide, damit doch diese noch brauchbar erhalten werde.

Burnet besuchte den Kardinal Howart, da er französischen Edelleuten Reliquien austheilete. Es ist etwas sonderbares, sagte ihm Burnet ins Ohr, daß ein Geistlicher von der englischen Kirche zu Rom mit babylonischen Waaren handelt, der Kardinal übersetzte es den Franzosen laut und that noch hinzu, meldet euren Landsleuten, wie verwegen die Ketzer, und wie sanftmüthig die Kardinäle zu Rom sind.

Sigismund, König in Pohlen, zog den Staroſten von Babinia, in dessen Gebiet der Sitz der Narrenrepublik war, auf, und fragte ihn, ob sie denn auch einen König hätten? Das sey ferne von uns, versetzte der Staroſt, daß wir, so lange Ew. Majestät leben, einen andern König wählen sollten.

Ein Bauer aus der Diocös des Bischofs von Avranches, wollte viele Tage mit demselben, (es war der berühmte Hüet,) sprechen, er wurde aber immer abgewiesen; der Bischof studirte, hieß es. Gott gebe uns bald einen andern Bischof, sagte endlich im weggehen der Bauer; einen Bischof, der zum wenigsten ausstudiret hat.

Einige Engeländer wollten sich in der Geschwindigkeit in Holland zu Doktoren machen lassen. Da sie aber den Doktor nicht zu Hause fanden, so gab ihnen seine Frau das Diplom. Dieses kam ihnen so verächtlich vor, daß sie die

Frau Doktorinn fragen ließen, ob sie nicht auch für ihre Pferde Diplomen hätte. Diese lies ihnen aber antworten, daß sie Zwar Esel promoviren könne, aber keine Pferde.

Der Graf von G**, welcher bucklicht und sonst kein d'Epernon ware, bat den König Heinrich um die Investitur der Aemter desselben. Sie scherzen, mein Herr, sagte der König, seyn sie mit den Hosen zufrieden, denn der Rock würde an ihren Leib nicht passen.

Diogenes kam einst in den Hörsaal des Plato, warf eines von seinen Polstern auf die Erde, trate darauf, und sagte, ich trete die Eitelkeit des Plato mit Füßen: ja, versetzte Plato, aber durch eine andere Eitelkeit.

Lucius Opimius, in seiner Jugend ein Weichling, begegnete einem andern Weichling Egilius auf der Straße. Meine liebe Egilia, redete diesen Opimius an, wie lange hast du mich nicht mehr mit deinem Spinnwocken besucht! In der That versetzte Egilius, ich darf nicht mehr, meine Mutter verbot mir mit liederlichen Weibspersonen Umgang zu haben.

Der Kardinal Richelieu lies durch die Akademie Corneillens Meisterstück den Cid sehr hart kritisiren, „eben die „Ursach, die man hatte, mein Werk zu verurtheilen, ver„hindert mich auf darauf zu antworten, sagte Corneille.“ Und da Richelieu auch wider die Horazier conspirirte. „Ho„ratius war von den Decemvir verurtheilt worden, aber „das Volk hat ihn frey gesprochen.“

Der Kayser Maximilian I. wollte den ersten Ursprung seines Geschlechts erforschen. Ein Genealogist stieg bis zum Noah herauf, welches den Kayser ungemein entzückte. Sein

Koch

Koch und Hofnarr aber lachte ihn aus: So wie jetzt die Sachen stehen, sagte er, verehre ich dich als einen Gott; wenn wir aber bis auf die Arche Noä zurück gehen, so werden wir gleich Vettern seyn. Dieser Scherz that seine völlige Wirkung.

Der Praetor Butta hatte seines liederlichen Lebens wegen die Sonne weder aufstehen noch untergehen gesehen. Da sein Vermögen endlich hin war, so klagte er seine Noth dem Tiberius. Mein lieber Butta, versetzte der Kaiser ganz frostig, du bist sehr spät aufgewacht.

Cicero pflegte der Rednern, welche die Zuhörer weiter durch nichts als durch Schreyen zu überzeugen suchten, zu spotten und zu sagen: Sie müsten nothwendig schreyen, weil sie nichts anders, und nicht zu reden wußten, wie etwa die Lahmen, die nicht zu Fuße gehen könnten, immer zu reiten pflegen.

Ein Sprachlehrer rühmte sich, daß er den Homer verbessert habe. Wie kommts denn, sagte Alcibiades, daß du doch nichts als ein Sprachlehrer bist.

Charakteristische Züge.

Hätte Cicero auf das Gesicht und nicht auf die Schleppe des Cäsars, wie er sagt, gesehen; so hätte er sich nicht wider ihn erkläret. Der Parther Gesandte Orobazes, der den Sylla ins Auge faßte, erstaunte, wie es möglich wäre, daß er, als der Zweyte in einem Staat leben könnte. Wer den Colpel sahe, hielt ihn für einen Mahler. Der Dauphin beflis-

stigte sich ofte zu Paris auf dem Pontneuf, die Vorübergehenden aus ihrem Gange zu beurtheilen. Zopire entdeckte aus des Socrates Zügen sogar, was er gewesen war. Pythagoras schloß aus der Gesichtsbildung auf die Fähigkeit, sein Zuhörer zu werden. Ein Mensch unter Ludwig dem XIV. konnte aus der des Königes seiner sehr ähnlichen Schrift eines Grafen mit Zuverläßigkeit schließen, daß der Schreiber ein verächtlicher Kerl sey. Welch ein Bewegungsgrund, tugendhaft zu seyn!

Der junge Cato wurde einst zum Sulla ins Zimmer geführt, da er denn jedermann ihm als einem unumschränkten Herren begegnen sahe, foderte er einen Dolch den Tyrannen zu tödten.

Alcibiades spielte mit andern Kindern in einer engen Gasse, ein Bauer fuhr heran, Alcibiades bat ihn, zu warten, bis ihr Spiel zu Ende wäre, da der Fuhrmann nicht warten wollte, warf Alcibiades sich vor seinen Pferden an die Erde nieder: fahre nun, rufte er ihm. Der Bauer erstaunte über die Entschlossenheit dieses Kindes, hielt an, und sahe zu, bis das Spiel zu Ende war. Eben dieser Alcibiades biß einst seine Gegner im Ringen in die Hand, da dieser ihm zu stark war. Du beißest, Alcibiades, wie ein Weib, sagt ihm der andere: nein, antwortete er, wie ein Löwe.

Bey einer großen Gasterey, wo beyde römische Konsule gegenwärtig waren, fieng Caligula plötzlich an, aus vollem Halse zu lachen, die Konsule fragten und baten lange auf das allerdemüthigste, was die Ursache einer so plötzlichen und innigen Freude sey? — Ich dachte den Augenblick, antwortete

tete der Kayser, es koste mich mehr nicht, als einen Wink, euch beyden die Köpfe vor die Füße zu legen.

Ein Bettler bat jemand um ein Allmosen, wie, fuhr ihn diese Person an, ihr seyd gesund, stark und könnet arbeiten, und scheuet euch nicht zu betteln? Mein Herr, versetzte der andere, ich sprach euch um Geld an, und nicht um Rath, und hiermit gieng er davon. Es fehlet dieser Nation nur mehr Leben.

Der Dauphin schoß nach dem Ziel, verfehlte aber dasselbe um vieles, Montausier, sein Hofmeister, zog ihn darüber auf, und hieß den jungen Marquis von Crequy schiessen, der sehr geschickt darinnen war. Der kleine Schmeichler schoß noch weiter vom Ziel, als der Dauphin — Ha! Kleiner Schelm, rufte ihm Montausier zu, man sollte euch erwürgen, ehe ihr älter werdet.

Sprüchwörter und kurze Gedanken.

Der ist nicht frey, der noch ein Stück von seinen Banden nach sich schleppet.

Wer einen bösen Namen hat, und wer in einem Jahre reich werden will, der ist schon halb gehangen.

Wird gleich jemand von böser Gesellschaft nicht verbrennet, so wird ihm doch der Rock schwarz.

Reicher Leute Kinder und Bettlerhütten werden geschwinde alt.

Reichthum ist wohl ein schöner Teppich, der aber oft faule Wände zieret.

Das Aug und die Hand nicht in fremde Briefe und Beutel.

Manche Menschen sind so fein von Verstand, wie die Spinnweben, die zu nichts anders dienen, als nur Fliegen zu fangen.

Die Hölle ist voll guter Meinungen.

Das Haar von den Todten muß oft den Lebendigen ein neues Leben geben.

Es ist eine große Kunst, keine Kunst gebrauchen.

Eigene Kost ist besten Kaufs.

Die Schönheit ohne Annehmlichkeit ist wie der Köder ohne Angel auf dem Wasser, daß er gefangen werde, nicht daß er fange.

Es kann ein stroherner Herr einen Unterthanen von Eisen fressen.

Gefällt es Gott, daß dein Haus brenne, so trag es geduldig, und wärme dich dabey.

Wer sich für der Mißgunst fürchtet, der hasset seine eigene Tugend.

Große Herren bedienen sich ihrer Freunde, wie die Baumeister der Gerüste, die sie nach vollführten Bau wieder übern Haufen werfen.

Das Ohrgeheimniß ist nicht einer Erbse werth.

Vorsichtigkeit befreyet von Sorgen.

Wir Hunde werfen den Fuchs sagt das Schooshündchen.

Die Faulheit hat viel Unterhalt nöthig, ist hoffärtig, und geht mit spanischen Schritten nach dem Untergange.

Wer nur aufs Gegenwärtige denket, gleichet dem Schneider, der dem Monde ein Kleid machen wollte, ihn aber ganz anders fand, als das Kleid fertig war.

Gott rechnet uns nichts so theuer an, als die Zeit, und dennoch giebt es Leute, die sie mit Monathen von sich werfen, und eine Krankheit daraus machen, wenn sie nicht geschwinde weggehet.

Der Verstand ist das Auge, der Wille der Fuß, die Philosophie aber die Fackel, welche beyden leuchtet.

Es giebt so neugierige Menschen, welche wissen wollen wo der Schnee vor einem Jahre geblieben, und was die Menschen in der andern Welt machen.

Was nicht vorher in der Tugend lang geweichet ist, wird schwerlich die Farbe der Gottseligkeit annehmen.

Eine Lügen schleppt zehn andere nach sich.

Alles wissen ist so viel als nichts wissen.

Es sind nicht alle Leute Menschen.

Gute Gedanken und gute Werke sind Geschwisterkinder, die einander immer bey der Hand führen.

Der Hund wedelt mit dem Schwanze nicht vor dir, sondern vor dem Brodte.

Höflichkeit ist ein geringer Aufwand, große Sachen zu erhalten.

Wer ein Bauer auf dem Dorfe ist, wird schwerlich ein ehrlicher Mann in der Stadt.

Wenn die Vernunft gestorben, so geht die Gerechtigkeit zu Grabe.

Reden ohne denken ist schießen ohne zielen.

Wenn der Schneider keinen Knoten macht, so verliehret er alle Stiche.

Wer ruhen will, muß zuvor arbeiten.

Ein guter Rath ist besser als hundert Hände.

Wer sich für allem fürchtet, strauchelt auch über seinen eigenen Schatten.

Es ist noch kein Tyrann so grausam gewesen, der nicht einmal gelachet, und zweymal verziehen habe.

Die verläumderische Zunge ist ein Schwerdt, welches in einem Striche drey tödtet, sich, den Beleidigten und den Zuhörer.

Das Pferd das sich wider den Sporn sträubet, wird zweymal gestochen.

Der gute Wille siehet weit.

Wer wenig isset, wird viel, und wer viel isset, wird wenig essen.

Der reichste ist der an Begierden ärmste.

Ein hungeriger Hund fürchtet keinen Stock.

Wenn das Wort heraus ist, so ist es eines andern.

Es hat auch das kleinste Härlein seinen Schatten.

Es ist elendes Ding um einen Fürsten, der seine Augen immer in anderer Leute Köpfen hat.

Ein guter Zaum verbessert das Pferd.

Arme Leute haben einen Sinn mehr als die Reichen.

Wer auf eines andern Schuhe wartet, muß lange barfuß gehen.

Wer einen Kopf hat, dem fehlet kein Huth.

Es frißt auch ein Esel, mit Geld beladen, nur Disteln.

Das ist wohl ein stolzes Pferd, das nicht sein eigen Futter tragen will.

Wer ein Esel ist, und bildet sich ein er sey ein Hirsch, der sehe sich wohl für, wenn es Grabensprünge setzen wird.

Der verdienet keinesweges den Namen eines Tapfern, der nicht die Probe einer starken Seele abgeleget hat.

Löbliche Thaten geben einem den rechten Adel, und ein jeder ist ein Erb seiner Thaten.

Alle Reißkörner auf eurer Tafel sind mit dem Schweiße des Ackermanns befeuchtet.

Das Thierchen Tan lebet von Luft und Thau. Kann wohl eine Kreatur unabhänglicher seyn, und doch wird es wegen seines Geschreies dem Tang-lang zur Beute.

Belesenheit giebt denen, so sich den Büchern widmen, ein gewisses feines Ansehen, welches sich über alle ihre Worte und Handlungen ausbreitet.

Der Geist Ngao beschützet den Saal: und doch verehret man den Geist Sao mehr, der über die Küche gesetzt ist.

Die Sitten des Volkes hangen von denen ab, die es regieren, so wie der Thon auf der Scheibe vom Töpfer abhängt, der ihm seine Gestalt giebt.

Die vornehmste Pflicht eines Mannes ist diese, seine Frau tugendhaft zu machen.

Die Provinzien senden Mandarinen nach Peking, und Peking sendet ihnen Diener und Bothen dafür.

Die Bösen fürchten sich vor den Geistern.

Dürftigkeit und Niedrigkeit sind die Eltern der Wachsamkeit und Sparsamkeit; Wachsamkeit und Sparsamkeit zeugen Reichthum und Ehrenstellen; diese Hoffarth und

Schwelgerey, diese Faulheit und Uneinigkeit; und endlich diese erzeugen wieder Dürftigkeit und Niedrigkeit.

Ein Fehler den man erkennet, ist schon halb verbessert.

Ein Plauderer hat immer Feinde.

Ein Mann ohne Entschließung ist wie ein Schiff ohne Ruder.

Ein Pferd das schon gallopiren will, wenn es aus dem Stalle kommt, ist keines von denen, welche tausend Lys in einem Stücke laufen können.

Ein jedes Buch wird mit Nutzen geöfnet werden können.

Ein Mensch der weder Billigkeit, Fleiß noch Höflichkeit besitzt, ist ein wildes Thier, dessen Kopf mit einer Haube bedeckt ist.

Eine Leidenschaft die wir nicht überwältigen, ist wie eine Schabe, die am Licht herum flattert, bis sie sich verbrennet.

Ein Scheffel voll Perlen ist am innern Werth keines Maas Reiß werth.

Eine Lehre so nur Augen und Ohren rühret, ist wie eine Gasterey im Traume.

Eine Tugend so sich auf Fasten und langes Beten einschränket, ist der Tugend eines Bonzen ähnlich, welche nur blos denjenigen Thieren nützlich ist, die er nicht tödten darf.

Eiserne Pfeiler werden nach und nach durch das bloße Anstreifen abgenutzet: man siehet die Merkmale der Hand an den Marmortreppen, deren Geländer oft berühret werden.

Es ist gut Rechtshändel billig zu entscheiden: besser, sie völlig hintertreiben.

Eure

Eure Werke allein folgen euch nach, sonst bringt ihr nichts davon.

Geld ist Blut; aber Gold ist Kaufmannswaare.

Himmel und Hölle haben ihren Sitz im Herzen.

Je mehr man eilet, einen Strang Zwirn auseinander zu wickeln, desto mehr verwirret man ihn.

In China wird nichts weggeworfen.

Lernet zu rechter Zeit inne halten.

Manche Leute sehen aus Liebe die Fehler ihrer Kinder, und aus Geiz die Fruchtbarkeit ihrer Felder nicht ein.

Nur derjenige ist glücklich, der seine Glückseligkeit einsieht.

Pfersiche und Pflaumen reden nicht; sie geben ihre Güte von sich selbst zu erkennen.

Unter zehn tausenden stirbt nicht einer von Gift, dessen bloße Erwehnung schon Schrecken verursachet: Wie viele Schaaren kommen durch Unmäßigkeit ums Leben, und wie wenig fürchtet man sich für derselben.

Wenn der junge Baum gar zu sehr mit Dornen zu seiner Sicherheit beschweret ist, so muß er umfallen.

Wenn Schuhe auch noch so gut gemacht sind, so können sie doch nicht zu einem Hauptküssen dienen.

Wenn auch das menschliche Leben noch so lange dauren würde, so wäre es doch nicht hinlänglich, das menschliche Herz dieses ungeheure große Feld ganz anzubauen.

Wenn ihr ganz China kauft, so werden doch noch iiiner Länder an die eurigen angränzen.

Wenn man zum erstenmal ein vortrefliches Buch liefet, so erhält man einen neuen Freund: liest man es noch einmal durch, so trift man einen alten Freund an.

Wenn das Herz frölich ist, so nimmt der Leib Antheil daran.

Wenn die Lippen abgehauen sind, so fühlen die Zähne die Kälte.

Ein verständiger Sklav ist besser als ein dummer Kayser.
Ein weiser Feind ist besser als ein dummer Freund.
Wer bald ja sagt, sagt auch bald nein.
Ein Freund zieht den andern nach sich.

Es bringt oft nicht mehr Nutzen, sagt der Engel zum Adam in Miltons Paradies, als daß man sich selber hochachte.

Das Laster straft sich selbst.

Die Sitten sind die Physionomie des Staats.

Mein Gott, wie gut meint es die Weisheit mit denen, die sie nichts wünschen lehret, als was sie verlangen können.

Böse Exempel schaden, weil sie zum Bösen verführen.
Gute Exempel schaden auch zuweilen, indem sie der Ausübung des Guten gewisse Gränzen setzen.

Die Neugierigkeit ist ein Nagel, welcher den Fuß einer forschenden Person auf dem Boden vestheften wird, wie schmerzlich auch dasjenige, was sie höret, ihren Zustand zuweilen machen kann.

So bist du stark genug, nach deinem Tod zu streben,
Von Gram und Schmerz besiegt, sey stark genug zu leben.

Das grösste Genie hat noch nie den Mangel des Herzens ersetzet, welches doch oft den Mangel des Genies ersetzt hat.

Ueberreden ist eine wirkliche Tiranney.

Strenger Weisheit zitternd nachzuleben,
Süßer Trägheit schläfrig nachzugeben,
Hier prangt zwischen beyder Thoren Blöße des Klugen Größe.

Warum

Warum die Alten die Neuern an Lebhaftigkeit des Geistes übertreffen, sagte Campanella, ist, weil die Neuern zu viele Sprachen lehren, zu viel lesen, und zu wenig meditiren.

Hast du Reichthum gefunden, so hast du deine Ruhe verlohren.

Von den Rechtschaffenen kann man sagen:

Die Tugend wird er nie dem Witz zum Opfer bringen,
Die Einfalt, der ich mich oft in die Arme warf,
Hat, was der Dichter wünscht, und was der Mensch bedarf:
Der Demuth wahre Pracht, dem Mäßigen die Fülle,
Vergnügen für das Herz, und für die Weisheit Stille.

Ein liebenswerther Feind hat zehnmal mehr Gewalt.

Die Unwissenheit zeugt Irrthümer; aus Irrthümern entstehen betrogene Hofnungen, und betrogene Hofnungen und Elend sind eins.

Formalitäten sind mehr als Schatten, sie sind das Gewand und der Schutz wesentlicher Dinge, welche stets einige Gefahr laufen, wenn wir jene wegwerfen.

Der Eitle bettelt um Bewunderung, wer ein Stück Brod fordert, ist edler, als der um eine Verbeugung bettelt, denn jenes ist mehr werth.

So lange die Sonne scheinet, redet Blunt mit wunderbarer Stärke; aber der Donner verdirbt Kleinbier und einen Schwätzer.

Das Herz macht groß und klein.

Die wahre Wayse ist nicht derjenige, der keine Eltern, sondern der, der weder Kenntnisse noch Erziehung hat.

Schwermen steckt wie der Schnupfen an,
Man fühlt ich weis nicht was, und eh' man sich versieht,
Ist unser Kopf des Herzens nicht mehr mächtig.

Der geringste Unterthan, der ungemiethet die Straße von bloßen Steinen] räumet, der ist in dem Kreise seiner Wirksamkeit ein Patriot.

Von verehrungswürdigen Leuten hochgehalten zu werden, ist eine von den größesten Glückseligkeiten in diesem Leben, weil man dadurch gleichsam als einer von ihnen angesehen wird.

Hier lieget Sylvius, der nichts umsonst gethan,
Es schmerzt ihn, daß man dies umsonst hier lesen kann.
Glaubt nicht, daß ohne Huld die Gottheit strafen kann,
Die Liebe bessert stets.

Die Vorurtheile müssen, wie Fontenelle sagt, oft der Vernunft aushelfen, und es heiße unsrer Seele Gewalt anthun, wenn man sie alle ausrotten wollte.

Ich bin reich, bin ich gesund.

Wenige Gemüthsbewegungen machen die Seele unruhiger, als die Ungewißheit.

Wilt du die Ursach erforschen?
Warum du kein Seraphim wurdest,
Entdeckte erst Stolzer, weßwegen du keine Milbe geworden.

Ein guter Geschmack muß auf ein Beet jungstrauchlicher Empfindungen gesäet werden.

Soll ich auch weinen, wo bleibt denn der Muth? und ist der Muth verlohren, wo bleibt der Mensch?

Verschwendete Zeit ist Daseyn, gebrauchte Zeit ist Leben.

Der Tod hat nichts häßliches an sich, als was ihm das Leben mittheilet.

Aus dem geziemenden Ergötzen entspringen Leben, Gesundheit, Vernunft und Freude.

Der Weise ist viel zu glücklich, zu hüpfen, zu springen, er ist ruhig und heiter.

Des Zephyrs kühlender Hauch ist für die Gesundheit der Natur nicht wohlthätiger, als reinigende Stürme.

Wie stark ist die Leidenschaft? Richelieu weinte bey dem elenden Morus des de Serres, und gähnte bey des Corneille Cid.

Architas von Tarent sagte immer, wenn die Götter ihn lieb genug hätten, ihn gleich in den Himmel zu versetzen, und ihm alle ihre Herrlichkeit zu zeigen, ihm aber hernach keine Gesellschaft ließen, der er seine Entdeckungen erzählen könnte, so würden sie ihm einen schlechten Dienst erweisen.

— — — kein Verhältniß schwächt
Die Rechte der Natur.
Die Macht allein giebt Göttern selbst den Recht.

Gesetze.

Jakob I. König in Engeland gebote, daß man zu gewissen Zeiten am Sontag spielen und tanzen solle. Dieses war wider die Puritaner.

Saleucus gebote, daß niemand außer ein Betrunkener sich von mehr als einem Bedienten begleiten lassen solle.

Bey den Babyloniern war ein Gesetz, vermög welchem kein Vater seine Kinder verheyrathen durfte, sondern der

König

König und seine Beamten thaten es, damit niemand blos der Bequemlichkeit wegen unverheyrathet bleiben möchte.

Bey den Persern konnte man einander wegen dem Laster des Undankes vor Gericht belangen, und der Verurtheilte wurde sehr hart bestraft.

Ein Gesetz war auch bey diesem Volk, daß, wenn einer auf Leben und Tod angeklagt ward, sein ganzes voriges Leben in Betrachtung gezogen wurde: Erst wenn dieses schlecht war, konnte ein Todesurtheil gesprochen werden.

Wie viel Edelmuth und Güte muß bey einem Volke seyn, wenn man wie Artexerxes bey den Persern zum Gesetz machen kann, daß man den Verurtheilten die Kopfbinden anstatt der Köpfe, und die Ohrenschnür anstatt der Ohren abschneiden, und die Kleider anstatt des Rücken geißeln solle.

Draco hingegen verordnet, daß man das Todesurtheil selbst an leblosen Dingen vollziehen müsse, wenn diese Ursach an den Tod eines Menschen gewesen.

Nach einem andern Gesetz eben dieses Mannes ist der Müßiggang mit dem Tode bestraft worden.

Solon verordnete, daß, wer in öffentlichen Streitigkeiten keine Parthey wehlet, des Landes auf immer verwiesen, und seiner Güter beraubet werden solle.

Er erklärte auch einen Sohn von aller Verpflichtung gegen seinen Vater frey, wenn dieser ihn nicht einen ordentlichen Beruf hat lernen lassen.

Wer dreymal nach einander des Müßiggangs überführt worden, war ehelos.

Wer sein väterliches Vermögen verschwendet, war ehelos.

V.

Moralische Erzählungen und Fabeln.

Die morgenländischen Völker, die Araber, Perser und Indianer, haben von den ältesten Zeiten her fürtrefliche Sittenlehrer gehabt, welche ihre Einsichten, ihre Lehren und ihre Ermahnungen dem Volke auf die einleuchtendste und kräftigste Art vorzubringen wußten. Einige Wahrheiten kleideten sie in Sprüchwörter, andere in Erzählungen und Mährchen, andere in Fabeln ein. Von ihren Erzählungen und Mährchen können folgende zum Beyspiel dienen.

Ein persianischer Geistlicher saß, und laß den Alcoran nach Gewohnheit überlaut, und schrie mit vollem Halse und unangenehmer Stimme. Ein guter frommer Mann, der eben vorbey gieng, fragte: Wie viel er des Monats Besoldung hätte? Ich habe nichts dafür, antwortete er. Warum matteſt du dich denn mit so starkem und gräulichem Rufen ab? sprach jener. Ich thue es Gott zu gefallen, sagte er. Gottes wegen, versetzte der andere, darfst du nicht halb so sehr rufen und lesen. Wer auf solche Weise den Alcoran ließt, benimmt ihm seine beste Zierlichkeit.

Ein junger arabischer Student, der von guter Gemüthsart, von feinem Verstande und bescheiden war, und ziemlicher maßen studirt hatte, saß einmal unter andern Studenten, welche ihr Gespräch mit einander hatten, und schwieg ganz stille. Mein Sohn! sprach sein Vater zu ihm, warum giebst du das deine nicht auch dazu, und lässest hören, was du kannst und verstehst? Ich mag darum nicht viel darzu sagen, antwortet der Sohn, weil ich befürchte, daß sie dann Gelegenheit nehmen mögten, mich etwas zu fragen, was ich nicht weiß und ich alsdenn mit Schaam bestehen mögte. Man will hernach mehr von einem haben, als man sich vernehmen lassen. Hast du nicht gehört, daß ein Sofi (*) saß und beschlug seine Schuhe unten mit Nägeln? Als dis ein Reuter gewahr wurde, nahm er ihm beym Ermel und sprach: komm mit, beschlage mir auch mein Pferd!

Einsmals erschien einem Araber ein böser Geist und setzte ihn in großes Schrecken. Ich lasse dich nicht los, sprach der böse Feind, bis du mir versprichst von drey Dingen, die ich dir antragen werde, eines zu thun. Entweder sollst du einen Mord begehen, oder einer Frauensperson Gewalt anthun, oder dich in Wein betrinken. Der Araber glaubte, nach einer kurzen Ueberlegung am besten aus der Sache zu kommen, wenn er das dritte wählte, weil ihm diese Sünde die geringste schien. Da er sich betrunken hatte, verlohr er so wol den Verstand als die guten Empfindungen so sehr, daß er auch die beyden andern Sünden ohne Bedenken begieng, und zeigte also an seinem

*) Ein Geistlicher.

seinem Beyspiel, daß derjenige, der sich der Trunkenheit ergiebt, vor keinem Verbrechen mehr sicher ist.

Der persianische Gelehrte, Lockmann, erzählt von sich: Ich habe mich in keiner Widerwärtigkeit sehr gegrämt, der Himmel hat es mir auch so schlimm mögen gehen lassen, als er gewollt hat, außer ein einziges mal, da ich barfuß gieng und nicht so viel Geld hatte, daß ich mir ein paar Schuhe kaufen konnte. Ich gieng also ganz traurig zu Kufa in den Tempel; als ich daselbst einen Menschen antraf, der keine Füße hatte, war ich mit meinen bloßen Füssen gerne zufrieden und dankte meinen Gott hertzlich, daß ich noch ohne Schuhe gehen konnte. Es war ja besser keine Schuhe, als keine Füße haben. Der gute Mensch wäre gerne barfuß gegangen, wenn er nur hätte Füße gehabt.

Der König Mahumed redete einsmals mit Hassan Meimend, seinem Verwalter, insgeheim von wichtigen Dingen. Des Königs Diener, die solches sahen und die heimlichen Rathschläge auch gern gewust hätten, machten sich an Hassan und fragten: was doch der König so geheim und ernsthaft mit ihm geredet hätte? Der eine sagte: Zwischen euch sind die geheimsten Sachen gemein. Der andere: Ich weiß wohl, daß er dir solche Dinge vertraut, die er uns und andern nicht gerne offenbart, denn er kennet deine Aufrichtigkeit und weiß, daß du verschwiegen bist. Wenn ihr die dieses wisset, versetzte Hassan Meimend, daß er mir darum etwas zu vertrauen pfleget, weil ich verschwiegen bin, und

er nicht will, daß ihr es wisset, warum fraget ihr mich denn?

Ein König aus Persien schickte den Mahomed einen gelehrten und erfahrnen Arzt zu, damit die Leute, wenn es nöthig wäre, seine Cur gebrauchen könnten. Als der Arzt sich etliche Jahre in Arabien aufgehalten und ihn niemand gebraucht hatte, gieng er eines Tages zum Mahomed, seinem Herrn, und beschwerte sich, er sey noch von niemanden gefordert und gebraucht worden, daß er Proben von seiner Kunst hätte ablegen können, da er doch zu dem Ende dorthin gekommen wäre Der Prophet antwortete ihm: Die Leute in diesem Lande leben so, daß sie niemals essen, außer wenn sie hungert; und hören auf zu essen, wenn ihnen der Appetit noch nicht ganz vergangen ist. Gut, sagte der Arzt, dies ist das einzige Mittel zur guten Gesundheit! aber dann bin ich auch hier nichts nütze, küssete die Erde, beurlaubte sich und zog davon.

Chatem Thai wurde gefragt, ob er jemanden in der ganzen Welt gesehen und gehöret hätte, der edler und freymüthiger wäre, als er selbst. Ich habe einsmals, antwortete er, auf einen Tag vierzig Kameele zum Opfer schlachten und alle, die nur kommen wollten, dazu einladen lassen. Als ich aber zur selbigen Zeit mit etlichen arabischen Herren aufs Feld spazieren gegangen, begegnete mir ein Mensch, der Dorn und Disteln gesammlet hatte, welche er an die Oerter, wo wenig Holz ist, statt Brennholzes zum Verkauf zu Markte tragen wollte. Zu dem sagte ich:

War:

Warum gehest du nicht in des Chatem Thai Haus, wo alles Volk itzo eine Mahlzeit hält? er antwortete mir aber: Wer sein Brod mit seiner Arbeit erwerben und für sich essen kann, der hat nicht nöthig, daß er des Chatem Thai Tafel besuche, und hernach deswegen Vorwurf leide. Dieser, sagte Chatem Thai, war viel freymüthiger und edler gesinnet als ich bin.

Abuherrira, des Mahomeds guter Freund, pflegte den Mahomed fast täglich zu besuchen und ihm seine Dienste anzubieten. Besuche mich nicht so oft, mein Freund! sagte dieser einsmal zu ihm, sondern etwas sparsamer, damit ich dich desto lieber gewinne. Als ein weiser Mann dies hörete, sprach er: Ich habe niemals gesehen, daß einer des Sommers in die Schönheit und Lieblichkeit der Sonne sollte verliebt geworden seyn, weil man sie täglich siehet; des Winters aber, wenn sie sich oft verbirget und nur bisweilen hervorscheint, ist sie desto lieber und angenehmer. Man muß sich in diesem Fall selbst mäßigen, damit es einem andere nicht vorwerfen.

Ein Araber klagte einsmals einem alten ehrlichen Mann mit vielem Schmerze, daß ein gewisser boshafter Mensch ihm sehr beschwerlich wäre, indem er ihn allenthalben verläumdete. Dieser antwortete ihm: Den Menschen kannst du nicht besser als durch Tugend und einen ehrbaren Wandel schamroth und zu Schanden machen. Er wird alsdenn nichts Böses von dir zu sagen wissen.

Ich habe noch nie auf eine wohlklingende Laute, deren Saiten rein gestimmt waren, schelten hören.

Es fragte einsmals ein guter Freund einen alten Geistlichen, wie er es doch machen sollte, daß er der Leute los würde, wodurch er so viel kostbare Zeit unnützer Weise verliehren müste. Diesem antwortete der Alte: Leihe den Armen Geld, daß sie dir schuldig werden, und bitte die Reichen um etwas, so werden sie beyde nicht mehr zu dir kommen. Diese, daß du nicht etwa wieder was von ihnen bittest, und jene, daß du sie nicht mahnen mögest.

Ein Weiser in Persien ließ, da er sich seinem Tode nahe fühlte, seine Söhne vor sich kommen, um ihnen seine letzte Vermahnung zu geben. Lernet, sagte er, meine Kinder alle Wissenschaften, für welche ihr nur irgend etwas Geschick habt, aber vor dreyen hütet euch; vor der Astrologie, vor der Alchymie und vor der Controvers. Die erste vermehrt nur den Verdruß des Lebens, durch die andere geht das Vermögen im Rauch auf, und die dritte macht, daß wir die Religion gar verlieren.

Die vornehmste Moschee zu Cairo wurde in einer Nacht durch einen unvermutheten Brand in die Asche gelegt. Die Muselmänner schrieben dieses Unglück sogleich dem Hasse der Christen zu, und ohne zu untersuchen, ob diese Beschuldigung gegründet wäre, liefen viele junge Leute zu den Wohnungen der Christen, und zündeten sie ebenfalls an.

Diese

Diese ausschweifende Handlung konnte nicht unbestraft bleiben. Der Stadthalter lies daher die Verbrecher gefänglich einziehen, die insgesamt den Tod verdienet hatten, weil aber ihre Anzahl sehr beträchtlich war, so konnte er sich nicht entschließen, so viele junge Leute aufzuopfern, die nicht so wohl aus Bosheit, als aus einer übereilten Hitze dieses Verbrechen begangen hatten.

Man warf in eine Urne so viel Zettel, als Schuldige waren. Auf einer geringen Anzahl dieser Billets war das Todes Urtheil geschrieben, und alle andre verurtheilten denjenigen, der es herauszog, zu Ruthenschlägen.

Als alle Schuldige aus dieser unglücklichen Urne ihr Schicksal herausgenommen hatten, rief einer von denen, die sterben sollten, mit einer schmerzhaften Empfindung aus: Ich bedaure mein Leben nicht, aber wie werden sich meine alten und mit dem äußersten Elende kämpfenden Eltern, ohne meine Hülfe ernähren können?

Einer von denen, die dem Tode entgangen waren, antwortete ihm: Freund, ich habe weder Vater noch Mutter, mein Leben ist niemanden nützlich, gieb mir deinen Zettel, und nimm den meinigen.

Dieses erstaunende Opfer erregte die Bewunderung aller, die Zeugen davon waren, und der Stadthalter, der hievon bald Nachricht bekam, ließ beyden Schuldigen Gnade wiederfahren.

Ich lebte zu Cufa, erzählet Ibrahim einer von den letzten Ommiadischen Califen, ohne die grausame Unglücksfälle zu vermuthen, die bereits unserm Hause begegnet waren. Ich entdeckte aus einem Fenster meines Pallastes Truppen, die sich in dem nahgelegenen Felde ausgebreitet

hatten, und die schwarze Fahnen, die der Wind bewegte, belehrten mich genugsam, daß es Soldaten wären, die unter den Abbaßiden dienten. Da ich ihnen keine Macht entgegen setzen konnte, so faßte ich den Entschluß, ihren Nachstellungen zu entfliehen. In einer veränderten Kleidung, und in der grösten Bestürzung begab ich mich in die Wohnung eines Mannes, von dem ich wußte, daß er ein Feind meines Hauses war. Ich bat ihn um eine Freystatt, ohne mich zu nennen. Er nahm mich mit Gütigkeit auf, und räumte mir ein verborgenes Zimmer ein, wo ich viele Tage hindurch aller Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens genoß. Da ich bemerkt hatte, daß dieser großmüthige Wirth alle Tage ausritt, um einen Feind ausfündig zu machen, so bezeigte ich ihm mit Erkenntlichkeit, daß dieser Feind auch der Meinige geworden, und daß ich ihn gern rächen würde, wenn ich wissen könnte, über wen er sich zu beklagen Ursach habe. Der Mann, den ich suche, sagte er zu mir, ist Ibrahim, ein Tyrann, der meinen Vater ums Leben gebracht hat. Seitdem sein Haus nicht mehr auf dem Throne ist, ist er der Gegenstand meiner Rache. Könnte ich ihm doch alles Unglück anthun, das er mir zugefüget hat! Ich antwortete meinem Wirthe, daß ich selbst der Feind wäre, dem er nachstellete, daß, ob ich es mir gleich zum Vorwurf machte, seinen Vater ums Leben gebracht zu haben, ich doch seiner Rache mich nicht entziehen wollte, und daß sein edelmüthiges Betragen gegen mich, mich zu diesem aufrichtigen Geständnisse bewegte. Behüte der Himmel, erwiederte Osmann, daß ich dasselbe mißbrauchen sollte; wenn ich dich außer meinem Hause antreffe, so weiß ich, was mir die Rache vorschreibt; Allein die Rechte der Gastfreyheit sind mir noch besser bekannt. Bey diesen Worten ließ er mir durch seinen Hausverwalter tausend Zechinen auszahlen, und befahl zu gleicher Zeit, daß mich seine Leute nach Cufa begleis

begleiten, und an einen sichern Ort bringen sollten. Man kann leicht urtheilen, in welche Bewunderung, Schaam und Erkenntlichkeit mich diese Handlung setzte.

Der Calife **Mamoun**, hatte auf seinen ersten Vezier, Namens **Hadi**, eine Ungnade geworfen, und sich vorgenommen, ihn aus dem Wege zu räumen. Er entdeckte dieses Vorhaben fünfen von seinen Lieblingen, und empfohl ihnen die Verschwiegenheit aufs ernstlichste an. Dem ohnerachtet ward die Entschließung des Califen bekannt, und Hadi, der sie bald erfuhr, machte dem Mamoun wegen seiner Undankbarkeit und Grausamkeit Vorwürfe. Der Calife hatte die Verstellungskunst studiret, und er bemühete sich mit Verschwendung der größten Zärtlichkeiten, seinen Vezier eines andern zu überreden. Er ließ aber sein Vorhaben nicht fahren, und einige Zeit nachher wurde Hadi im Bade erdrosselt.

Gleich nach dem Tode des Veziers ließ der Calife, der nicht wissen konnte, wer von seinen fünf Lieblingen ihn verrathen hatte, sie alle umbringen, um desto gewisser zu seyn, den schuldigen bestrafet zu haben. Viele Jahre nachher klärte sich diese Sache auf. Man erfuhr, daß Abdulaziz dem Ibrahim, seinem Secretär, das Geheimnis des Prinzen entdecket, und daß dieser dem Hadi davon Nachricht gegeben hatte.

Der erzürnte Mamoun verurtheilte den Ibrahim zum Tode. Ibrahim bat vor Vollziehung dieses Urtheils, um die Gnade, vor den Califen geführt werden zu dürfen. Man that es. Fürst, sagte er zu ihm, strafe mich nicht, ohne mir einiges Gehör gegeben zu haben. Höre eine Geschichte, die zu meiner Rechtfertigung dienen soll.

Nouchirvan, König von Persien, hatte einen seiner Pagen zum Tode verurtheilet, weil er ihn aus Versehen bey

der Tafel mit einer Brühe begossen hatte. Da der Page keine Hofnung sah, Vergebung zu erhalten, so goß er die Schüssel über den unerbittlichen Monarchen.

Nouchirvan, mehr erstaunt als zornig, wollte die Ursache einer solchen Verwegenheit wissen. Prinz, antwortete ihm der Page, ich habe es deshalb gethan, damit mein Tod deinen Ruhm nicht vermindern und beflecken sollte. Du wirst für den gerechtesten Monarchen gehalten; Du würdest aber diesen Titel verlohren haben, wenn die Nachkommenschaft wußte, daß du einen deiner Unterthanen, um einer so geringen Vergehung willen, zum Tode verurtheilet hatten? Nouchirvan kam wieder zu sich, schämte sich seines Zorns, und ließ ihm Gnade wiederfahren.

Sollte ich unglücklicher seyn, als der Page? und wolltest du, Fürst, weniger gerecht seyn? alß Nouchirvan? Hadi war ehemals mein Herr gewesen, bin ich also strafbar, daß ich ihm das Leben zu retten gesucht habe? Ich habe das Geheimnis nicht verrathen, denn es war mir nicht anvertrauet worden. Derjenige, dem es bekannt war, und der deinem Verbote zuwider handelte, ist todt; sein Blut muß deine Rache befriedigen.

Gerührt von diesem Beyspiele vergab ihm der Calife.

Der Emir Samuil und der Emir Alkis, waren die besten Freunde. Alkis muste eine nothwendige Reise unternehmen, und er glaubte, sein Vermögen keinen sichrern Händen anvertrauen zu können, als den Händen seines Freundes. Er ließ daher alle seine Reichthümer in die Stadt bringen, von der Samouil Commendant war, und trat seine Reise an.

Man erfuhr einige Zeit nachher, daß dieser Emir das Unglück gehabt hätte, in einem Schiffbruche sein Leben zu ver-

verlieren. Alkende regierte damals in Arabien; ein Fürst, dessen Begierde nach Reichthümern unersättlich war, und der sich die unrechtmäßigsten Mittel erlaubte, sie zu vergrößern. Der Tod des Emir Alkis schien ihm eine günstige Gelegenheit zu seyn, seine Habsucht zu befriedigen. Er wußte, daß das Vermögen dieses Emirs in den Händen des Samouils war, und er verlangte dessen Auslieferung von ihm. Samuil antwortete dem Fürsten, daß es ihm unmöglich sey, seinem Verlangen eine Genüge zu thun, und daß er die Vorschriften der Ehre und der Treue zu genau wisse, als daß er das Unterpfand, das man ihm anvertrauet habe, demjenigen, dem es nicht zugehöre, übergeben sollte.

Voll Zorn über diese abschlägige Antwort faßte der König den Entschluß, sich mit Gewalt dasjenige zuzueignen, was er in der Güte nicht hatte erhalten können, und er belagerte in dieser Absicht die Stadt, deren Commendant Samuil war. Der Sohn dieses Emirs, beunruhiget über die Gefahr, der er seinen Vater ausgesetzt sah, brachte einige Freunde zusammen, und versuchte, sich in die Stadt zu werfen; allein er hatte das Unglück, gefangen genommen zu werden.

Alkende freuete sich, einen Geissel in seinen Händen zu haben, der vermögend war, die Standhaftigkeit Samouils zu erschüttern. Er ließ den jungen Emir in Ketten legen, führte ihn unter die Mauern der Stadt, und bedrohete den Samuil, ihn vor seinen Augen ums Leben zu bringen, wenn er ihm nicht die Reichthümer des Albis unverzüglich auslieferte.

Samuil äußerte bey diesem Anblicke nicht die geringste Bestürzung. Er unterdrückte die Stimme der Natur, um der Stimme der Treue Gehör zu geben, und rief dem Alkende zu, daß die Furcht, dasjenige zu verlieren, was ihm

das Liebste auf der Welt wäre, ihn niemals nöthigen würde, seine Pflicht zu vergessen.

Des Heroische Muth des Samuils verdoppelte die Wuth des Königs, anstatt ihn zu rühren. Er stieß seinen Degen in die Brust des jungen Emirs. Diese Grausamkeit aber, und die Besorgnis, in die Hände eines so barbarischen Fürsten zu fallen, erfüllte die Gemüther aller Einwohner der Stadt mit einer gerechten Rache, und sie vertheidigten sich mit solcher Herzhaftigkeit, daß sie ihn endlich zwungen, die Belagerung aufzuheben.

Der Sohn des Emir Albis, der seinen Vater auf der Reise begleitet hatte, und so glücklich gewesen war, dem Schiffbruche zu entkommen, kam bald darauf zurück, und Samuil übergab ihm alles, was ihm sein Vater anvertrauet, und dessen Verwahrung so traurige Folgen für ihn gehabt hatte.

Der Calife **Mahadi**, aus dem Hause der Abbassiden, liebte die Wissenschaften, die Künste und die Vergnügungen. Zu seinem Umgange hatte er sich einen Hofmann, Namens **Jacoub**, erwählet, der ebenfalls ein Freund der schönen Künste war. Seine angenehme Stimme, und seine sinnreiche Einfälle erhöheten den Werth der Lustbarkeiten seines Herrn. Er verstattete ihm sogar einen Zutritt in seinen Harem; denn die Califen waren damals nicht so eifersüchtig, als es nachher die andere Orientalische Fürsten geworden sind. Diese Schwachheit nahm erst bey den Muselmännern zu.

Einstmals kehrte Jacoub, da er mit dem Prinzen gespeiset hatte, zu Pferde nach Hause zurück. Er stürzte, und brach das Bein. Der Calife bezeigte bey der Nachricht von diesem Unglücksfalle so viel Unruhe und Mitleiden, daß dadurch

durch bey alle denen, die nicht wie Jacoub das Glück hatten, ihrem Herrn zu gefallen, die Eifersucht rege gemacht wurde. Viele nahmen sich vor, diesen Liebling zu stürzen, und den Prinzen einen Verdacht gegen ihn beyzubringen. Ihre Bemühungen waren nicht fruchtlos. Während daß Jacoub wieder gesund zu werden anfieng, verlohr er die Gnade und das Zutrauen seines Herrn; denn nirgends ist die Abwesenheit gefährlicher, als bey Hofe.

Der Calife hatte von vielen gehöret, daß Jacoub ein Freund und Gönner der Aliden sey, die Feinde und Nebenbuhler seines Hauses waren. Nach der Wiederherstellung der Gesundheit seines alten Günstlings, ließ er nicht den mindesten Unwillen gegen ihn blicken, sondern gab ihm vielmehr Beweise seines Vertrauens, und sagte an einem Tage insgeheim zu ihm: Jacoub, ich muß dir meine Schwachheit gestehen, ich verabscheue und fürchte den Mehemet, diesen Aliden, der wider meinen Willen in Bagdad geblieben ist, ich muß mich von ihm zu befreyen suchen.

Jacoub wollte seinem Herrn vorstellen, daß dieser Mensch ohne Vermögen, ohne Freunde und ohne Ansehen, nichts als Mitleiden verdiene. Dies schadet nichts, erwiederte der Calife, sein Daseyn beunruhiget mich, und ich muß ihn meiner Sicherheit aufopfern. Es darf dieses aber nicht öffentlich geschehen, dies würde das allgemeine Mitleiden gegen diesen Menschen rege machen. Ich überlasse es dir, ihn aus dem Wege zu räumen. Er ist hier, und ich werde ihn in deine Hände überliefern; vergiß aber nicht, daß die Ruhe deines Herrn von dir abhänget. Ein so wichtiger Dienst muß indessen nicht unbelohnet bleiben. Ich schenke dir die Sclavin, die gestern Abends mit uns speisete, und deinen Beyfall zu haben schien, und füge diesem Geschenke noch zwanzig Tausend Golddrachmen hinzu.

Jacoub, der es für gefährlich und unschicklich hielt, sich dem Verlangen seines Herrn länger zu widersetzen, bezeigte seine Dankbarkeit und versprach Gehorsam. Der Calife befahl hierauf, daß ihm sogleich die Sklavin und Mehemet übergeben werden sollten. Mehr über den Mehemet beunruhiget, als über den Besitz der jungen Sklavin vergnügt, nahm Jacoub sie alle beyde in sein Haus. Kaum waren sie hier angekommen, als Mehemet, dem die Absicht des Caliefen nicht verborgen geblieben war, zu den Füßen desjenigen, den er für seinen Henker ansah, niederfiel. Denke nicht, sagte Jacoub zu ihm, daß mein Herr deinen Tod verlanget, noch vielweniger, daß er mir die Vollziehung eines solchen Verbrechens aufgetragen haben sollte. Nur deine Ansprüche beunruhigen ihn. Du must mir daher bey dem Haupte des Propheten, und des Ehrwürdigen Ali, von dem du abstammest, schwören, daß du niemals den Mahadi vom Throne zu stürzen suchen, noch wider ihn eine Verschwörung erregen willst.

Sehr zufrieden, unter einer so leichten Bedingung der augenscheinlichsten Gefahr zu entrinnen, versprach Mehemet alles, was man von ihm verlangte. Gehe also, sagte sein Erretter zu ihm; ich lege dir nur noch dieses Gesetz auf, dich nie wieder zu Bagdad sehen zu lassen, und da du leben must, so übergebe ich dir im Namen meines Herrn diese Summe von zwanzig tausend Golddrachmen.

Diese Begebenheit erfuhr der Calife bald. Denn die dem Jacoub abgetretene Sclavin war nichts anders als eine Spionin, die der mißtrauische Mahadi ihm an die Seite gegeben hatte. Voll Wuth und Unwillen ließ er den vermeinten Verräther vor sich fordern. Wie hast du, sagte er zu ihm, den von mir erhaltenen Befehl vollzogen? Fürst, antwortete ihm Jacoub, mit aller Treue eines Unterthanen,

und

und eines eifrigen Dieners. Unglücklicher, erwiederte der Calife, du hast mein Opfer entwischen lassen, ja, versetzte Jacoub, und ich durfte deiner Grausamkeit nicht dienen, wenn ich dich von einem Verbrechen, an welchem ich Antheil nehmen sollte, befreyen wollte. Du bist Regent, um die Schwachen zu schützen, und das Leben eines Menschen, der nicht dein Unterthan ist, gehöret dir nicht zu. Du must die Schuldigen bestrafen, und nicht den Unschuldigen das Leben rauben. Gerührt von dieser Wahrheit, schenkte der Calife dem Jacoub sein ganzes Vertrauen wieder. Ich hielt dich, fügte er hinzu, nur für einen liebenswürdigen Hofmann, aber ich sehe, daß du auch ein wahrhafter Freund bist.

Alj-Ibe-Abas, Liebling des Califen Mamoun und Policeyaufseher, unter der Regierung dieses Fürsten, erzählet folgende Geschichte, die ihm selbst begegnet ist.

Ich befand mich an einem Abend bey dem Califen, als man einen Mann mit gebundenen Händen und Füßen zu ihm brachte. Mamoun befahl mir, auf diesen Gefangenen ein wachsames Auge zu haben, und ihn des andern Morgens wieder zu ihm zu führen. Der Calife schien mir sehr aufgebracht zu seyn, und die Furcht, mich selbst seinem Zorne auszusetzen, bewegte mich zu dem Entschlusse den Gefangenen in meinem Harem, als dem sichersten Orte in meinem Hause, einzuschließen.

Ich erkundigte mich nach seinem Vaterlande, und er sagte mir, daß er zu Damas gebohren wäre, und in dem Viertel der großen Moschee wohnte. Der Himmel, rief ich aus, schütte seinen reichsten Segen über die Stadt Damas, und vorzüglich über das Viertel, in welchen du wohnest, aus. Er wollte die Ursache dieser lebhaften Freude, die

mich

mich belebte, wissen, und ich antwortete ihm: Ich habe einem Manne in deinem Viertel mein Leben zu verdanken.

Diese Antwort erregte seine ganze Neubegierde, und er beschwor mich, sie zu befriedigen. Schon vor vielen Jahren, fuhr ich fort, setzte der Calife den Vicekönig zu Damas ab. Ich begleitete denjenigen, den dieser Fürst zu seinem Nachfolger ernennet hatte. In dem Augenblicke, da wir von dem Pallaste des Statthalters Besitz nahmen, erhob sich zwischen dem neuen und alten Statthalter ein Streit. Dieser letztere hatte die Soldaten zum Aufruhr angereitzt. Sie überfielen uns. Ich sprang aus einem Fenster des Pallastes, und da ich mich von anderen Mördern verfolget sahe, rettete ich mich in dein Viertel. Ich fand ein Haus offen, dessen Herr an der Thüre stand. Ich bat ihn, mir das Leben zu retten; er führte mich sogleich in die Wohnung seiner Frauenzimmer, und ich lebte hier einen Monath im Ueberflusse und in Ruhe.

Mein Wirth brachte mir an einem gewissen Tage die Nachricht, daß eine Caravane nach Bagdad abzugehen willens wäre, und daß, wenn ich Neigung hätte, mein Vaterland wieder zu sehen, ich mich einer so günstigen Gelegenheit bedienen könnte. Die Blödigkeit verschloß mir den Mund, und ich wagte es nicht, ihm mein Elend zu entdecken. Ich war ohne Geld, und ich mußte also der Caravane zu Fuße nachfolgen. Wie groß war aber meine Verwunderung, als man mir am Tage meiner Abreise ein kostbares Pferd, und einen mit allerhand Lebensmitteln beladenen Maulesel, nebst einen schwarzen Sclaven, der mir auf der Reise zu meiner Bedienung seyn sollte, überbrachte. Zu gleicher Zeit schenkte mir mein Wirth einen Beutel voll Gold, führte mich selbst zu der Caravane, und empfohl mich vielen Reisenden, die seine Freunde waren. Dies ist die Wohlthat,

die

die ich in eurer Stadt erhalten habe, und die sie mir so schätzbar macht. Meine Bemühungen, diesen großmüthigen Wohlthäter noch einmal zu sehen, sind bisher vergeblich gewesen. Ich würde zufrieden sterben, wenn ich ihm meine Erkenntlichkeit bezeigen könnte.

Deine Wünsche sind erfüllt, rief mein Gefangener mit erfreuter Seele aus. Ich bin derjenige, der dich in sein Haus aufnahm. Solltest du mich verkennen gelernet haben? Die Zeit, die bey dieser Begebenheit verstrichen war, und das Leiden, in welchem er sich befand, hatte sein Gesicht verändert; bey einer genaueren Aufsuchung seiner Züge aber fiel es mir nicht schwer, ihn wieder zu erkennen, und die Umstände, die er mir anführte, ließen mir keinen Zweifel übrig, meinen Gefangenen nicht für eben denjenigen zu halten, der auf eine so großmüthige Art mein Leben gerettet hatte. Ich umarmte ihn mit thränenden Augen, riß ihm seine Ketten los, und fragte ihn, wodurch er sich den Zorn des Califen zugezogen habe. Nichtswürdige und verächtliche Feinde, antwortete er mir, haben mich unschuldigerweise bey dem Mamun angeschwärzet; man hat mich in der grösten Eilfertigkeit von Damas abreisen lassen, und die Grausamkeit gegen mich so weit getrieben, daß ich auch nicht einmal den Trost habe haben können, meine Frau und meine Kinder zu umarmen. Ich weiß mein Schicksal nicht, das auf mich wartet; sollte aber das Todesurtheil an mir vollzogen werden, so beschwöre ich dich, meiner Familie dieses Unglück bekannt zu machen.

Nein, du wirst nicht sterben, erwiederte ich, ich gebe dir diese Versicherung. Du wirst deine Familie wieder sehen, und du bist von diesem Augenblick an frey. Ich holte sogleich unterschiedene Stücke der schönsten seidenen Zeuge, und bat ihn, sie seiner Gemahlin zu überbringen, wozu ich noch einen Beutel mit tausend Zechinen fügte.

Gehe setzte ich hinzu, zu den kostbaren Unterpfändern deiner Zärtlichkeit, die du zu Damas zurück gelassen hast; Der Zorn des Califen falle auf mich, ich scheue ihn nicht, wenn ich so glücklich bin, dich zu retten.

Was für einen Antrag thust du mir, versetzte mein Gefangener, und hältest du mich für fähig, ihn anzunehmen? Wie! in der Absicht, dem Tode zu entgehen, sollte ich heute eben dieses Leben aufopfern, daß ich dir ehemals erhielt? Bemühe dich, den Califen von meiner Unschuld zu überzeugen, ich verlange keinen andern Beweis deiner Erkenntlichkeit. Kannst du ihm seinen Irrthum nicht benehmen, so werde ich selbst ihm meinen Kopf darbieten. Er mag nach seinem Gefallen über mein Leben gebieten, wenn ich nur deines in Sicherheit weiß. Ich bat ihn nochmals flehentlich, die Flucht zu ergreifen; allein er blieb unbeweglich.

Ich unterließ nicht, mich des folgenden Morgens vor den Mamun einzufinden. Dieser Fürst war mit einem feuerfarbnen Mantel, als ein Zeichen seines Zorns bekleidet. So bald er mich sah, fragte er mich nach meinem Gefangenen, und befahl zu gleicher Zeit, daß der Scharfrichter herzu gerufen werden sollte. Herr, gab ich ihm zur Antwort, und warf mich zu seinen Füßen, es ist mit demjenigen, den sie mir gestern anvertrauet haben, etwas außerordentliches vorgefallen. Erlaube mir, es dir zu hinterbringen. Dieses Wort erregte seinen ganzen Zorn. Ich schwöre dir, sagte er zu mir, bey der Seele meines Großvaters, daß du anstatt deines Gefangenen sterben must, wenn du ihn hast entwischen lassen. Mein Leben, und das seinige erwiederte ich, sind in deinen Händen, würdige mich nur einiges Gehörs. Rede, versetzte er. Ich erzählte nunmehr diesem Fürsten, auf was für eine Art mir dieser Mann das Leben zu Damas

gerettet,

gerettet, daß ich ihm aus Erkenntlichkeit die Freyheit angebothen, daß er sie aber aus Besorgniß, mich der Gefahr des Todes auszusetzen, ausgeschlagen habe. Herr! fügte ich hinzu, er ist nicht schuldig. Ein so großmüthiger Mann, kann es nicht seyn. Niederträchtige Verläumder haben ihn dir verdächtig gemacht, er ist das unglückliche Opfer eines wütenden Hasses und eines ausgelassenen Neides.

Der Calife schien gerührt zu seyn. Dieser Fürst hatte von Natur eine erhabene Seele, und er konnte sich nicht enthalten, das Betragen meines Freundes zu bewundern. Ich verzeihe ihm um deinetwillen, sagte **Mamun** zu mir; überbringe ihm diese gute Nachricht, und führe ihn zu mir. Ich warf mich zu den Füßen dieses Fürsten nieder, küßte sie, und dankte ihm in den stärksten Ausdrücken, die mir nur die Dankbarkeit eingeben konnte. Ich brachte hierauf meinen Gefangenen zu dem Califen. Der Monarch beschenkte ihn mit einem Ehrenkleide, mit zehen Pferden, zehen Mauleseln und zehen Kameelen, und mit Zehen tausend Zechinen, zu Bestreitung der Reisekosten, und gab ihm ein Empfehlungsschreiben an den Stadthalter zu Damas mit.

Der Calife **Mutevekul** faßte wider seinen Arzt **Bonain** einen Argwohn. Weil er ein Christ war, so befürchtete dieser Fürst, daß der Griechische Kaiser, denselben, unter dem scheinbaren Vorwande der Religion, verleiten möchte, nach seinem Leben zu trachten. Von der Treue dieses Arztes versichert zu seyn, faßte der Calife den Entschluß, seine Tugend auf die härteste Probe zu stellen.

Bonain, sagte er an einem gewissen Tage zu ihm, ich habe einen Feind, den ich heimlich aus dem Wege räumen lassen will. Du must mir ein so feines Gift zubereiten, daß

man bey demjenigen, für den ich es bestimme, keine Spuren davon entdecken kann.

Herr, antwortete Bonain mit einer anständigen Freymüthigkeit, ich habe nur die Zubereitung nützlicher Mittel erlernet. Konnte ich mir vorstellen, daß der Kaiser der Rechtgläubigen von mir andre verlangen würde? wilst du indessen deinen Befehl befolgt wissen, so erlaube mir, deinen Hof zu verlassen, und in einem andern Lande mir Kenntnisse zu erwerben, die mir bisher unbekannt gewesen sind.

Muteveckül erwiederte, daß seine Befehle unverzüglich vollzogen werden müsten. Er bath, er drohete, er that große Versprechungen; Nichts konnte Bonain bewegen, in sein Verlangen einzuwilligen. Aufgebracht über seine Widersetzung, ließ ihn der Calife in ein Gefängniß werfen, und einen Spion neben ihm setzen, der ihm von seinen geringsten Handlungen Nachricht geben sollte.

Ueberzeugt, daß die Schande in dem Laster, und nicht in der Strafe zu suchen sey, ertrug Bonain mit Standhaftigkeit diejenige, die er nicht verdient hatte. Das Studiren machte ihm seine Gefangenschaft angenehm, und er brachte seine Zeit damit zu, daß er Griechische Bücher ins Arabische übersetzte, und über die Schriften des Hippocrates Commentarien schrieb. So verstrich ein Jahr, und nach Verlauf desselben ließ ihn der Calife vor sich kommen. Man hatte auf einem Tisch Gold, Edelsteine und kostbare Zeuge geleget, und auf einem anderen befanden sich alle zur Tortur gehörige Werkzeuge.

Du hast Zeit genug gehabt, redete Muteveckül ihn an, einen Entschluß zu fassen. Ich glaube nicht, daß du ein solcher Feind von dir selbst seyn solltest, um dich meinem Willen länger entgegen zu setzen. Erwähle dir entweder diese Reichthümer, die du hier vor deinen Augen siehest,

oder deine Strafe, zu deren Vollziehung du alle Anstalten erblickest. Ich habe dir schon vorgestellet, antwortete Bonain mit einem unerschrockenen Muthe, daß mir nur die Mittel zur Verlängerung des menschlichen Lebens, aber nicht zur Verkürzung desselben bekannt sind. Entscheide mein Schicksal, ich werde mich desselben willig unterwerfen.

Der Calife legte jetzt seine verstellte Strenge ab. Sey getrost, sagte er zum Bonain, man hatte mir deine Treue verdächtig gemacht, und ich muste mich von diesem Argwohn durch diese harte Prüfung zu befreyen suchen. Ich schenke dir mein ganzes Vertrauen wieder; du must mir aber die Ursachen entdecken, warum du meinem Befehle keine Folge leisten wolltest.

Herr, antwortete Bonain, sehr ungern habe ich mich dem Willen des grösten Fürsten der Erden widersetzet; allein meine Religion und mein Stand haben mich dazu genöthiget. Die christliche Religion, welche befiehlet, auch seinen Feinden Gutes zu thun, verbietet noch weit ernstlicher, denen, die uns nicht beleidiget haben, einigen Schaden zuzufügen; und die Arzeneykunst, diese zur Erhaltung der Menschen erfundene göttliche Wissenschaft muß nicht zu ihrem Verderben gereichen. Die Aerzte machen sich über dies, ehe sie diese erhabene Kunst ausüben, durch einen feyerlichen Eid anheischig, niemals schädliche Mittel zu gebrauchen. Vortrefliche Gesetze, rief der Calife aus, ich kann meine Ehrfurcht einer auf solche Gesetze sich gründenden Religion und Wissenschaft nicht versagen.

La Fleur, mein Bedienter, erzehlet Yorick, sagte mir, der Mann an der Treppe, nach welchen ich ihn geschicket hatte, sey ein Ritter vom heiligen Ludwigs Orden, welcher kleine Pasteten verkaufe. Er habe das in Gold ge-

faßte Kreutz, sagte er, an seinem rothen Band im Knopfloche hängen gesehen, er habe auch in den Korb gekuckt, und die Pastetchen gesehen, welche der Ritter verkaufe.

Ein solcher Unfall in dem Leben eines Mannes erregt eine bessere Empfindung, als Neugierde: ich konnte nicht umhin, ihn einige Zeit zu betrachten. — Je mehr ich ihn, sein Kreuz und seinen Korb ansah, je stärker drückten sie sich in mein Gehirn. — Ich ging auf ihn zu.

Er hatte eine reine Schürze von Leinwand vor, die ihn bis unter die Knie gieng, mit einer Art von Latz, der ihn halb an die Brust reichte; über diesen hieng das Kreutz, doch so, daß es unter den Saum fiel. Sein Korb mit Pastetchen war mit einer weißen Serviette bedeckt; eine andre von derselben Gattung, war über den Boden gebreitet, und alles sah so nett und reinlich aus, daß man ihm sein Pastetchen eben so gut aus Appetit als Gutherzigkeit abgekauft haben möchte.

Er bot sie aber keinem an; sondern stund damit ganz stille an der Ecke eines Pallastes, und verkaufte sie denen, welche sie ungerufen kaufen wollten.

Er war ohngefehr acht und vierzig Jahr alt — hatte einen gesetzten Blick, der sich ein wenig der Ernsthaftigkeit näherte. — Mich nahm das nicht Wunder. Ich bat ihn, er möchte mir doch die Erscheinung erklären, die mein Gemüth bewegte.

Er erzählte mir also in wenig Worten, daß er seine besten Jahre in Kriegsdiensten zugebracht, in welchen er, nachdem er sein kleines Vermögen dabey zugesetzt, eine Compagnie und dabey das Kreuz erhalten hätte. Da aber beym letzten Friedensschlusse sein Regiment eingegangen, und das ganze Corps, nebst verschiedenen von etlichen andern Regi-

mentern, ohne Versorgung geblieben, so habe er sich in der weiten Welt, ohne Freunde, ohne Geld — und in der That, sagt er, ohne das Geringste, bis auf dies, (hier zeigte er auf sein Kreuz), gefunden. — Der arme Ritter erwarb sich mein Mitleiden, und er endigte den Auftrit damit, daß er meine Hochachtung darzu gewann.

Der König, sagte er, wäre der großmüthigste Prinz, aber seine Großmuth könnte weder allen helfen, noch jedweden belohnen, und es wäre blos sein Unglück, daß er unter der Zahl sey. Er hätte ein kleines Weibchen, sagte er, die er liebte, welche die Pastetchen backte, und fügte hinzu, er hielte sichs für keine Schande, auf diese Art sie und sich selbst vor dem äußersten Mangel zu schützen. — Die Vorsehung müßte ihm denn eine bessere zeigen.

Es wäre unbarmherzig, dem edelmüthigen Leser zu verschweigen, daß die Geschichte des armen Ritters zuletzt vor den Ohren des Königs gelanget war. Da dieser hörte, daß der Chevalier als ein braver Officier gedienet hatte, und von den ganzen Regiment, als ein Mann von Ehre und Rechtschaffenheit hochgeschätzt worden sey: so legte er ihm seinen kleinen Handel durch eine jährliche Pension funfzehn hundert Livres.

Der Marquis von C*** dessen Familie sehr herunter gekommen, hatte mit großer Standhaftigkeit gegen seine Umstände gerungen, weil er wünschte, einige Ueberreste von dem, was seine Vorfahren gewesen, aufzubewahren.

Sein Degen konnte ihm keinen Weg öffnen — das Ringen war mit so viel Kosten verknüpft — und bloßes Sparen konnte solche nicht bestreiten, es blieb kein Mittel übrig, als der Handel.

In einer jeden andern französischen Provinz, als Bretagne, hieß dies für einen Edelmann sich auf immer entehren, und sich von dem ganzen Adel Verachtung zuziehen. In Bretagne aber war dafür gesorgt.

Bey der Gelegenheit, daß die Stände zu Rennes versammlet waren, ging der Marquis, begleitet von seinen beyden Söhnen, zum Gerichtshofe, und nachdem er das Recht eines alten Gesetzes des Herzogthums für sich angeführt hatte, welches, wie er sagt, deswegen nicht weniger kräftig wäre, ob es gleich selten angerufen würde; so nahm er seinen Degen von der Seite — da, sagte er, nimm ihn in getreuer Verwahrung, bis bessere Zeiten mich in den Stand setzen, ihn wieder zu begehren. Der Präsident nahm den Degen des Marquis an — er blieb einige Minuten um ihn in das Archiv seiner Familie gelegt zu sehen, und ging weg.

Den folgenden Tag begab sich der Marquis mit allen den Seinigen auf ein Schiff nach Martinique, und nach ohngefehr neunzehn oder zwanzig Jahren, eines glücklichen Fleißes im Handel, nebst einigen unverhoften Erbschaften von weitläuftigen Verwandten kam er zurück seinen Adel wider zu fodern und zu unterstützen.

Der Marquis trat mit seiner ganzen Familie in den Audienzsaal; führte seine Gemahlin — sein ältester Sohn hatte seine Schwester an der Hand, und der Jüngste ging an dem andern Ende der Linie, bey seiner Mutter — Er brachte zweymal sein Schnupftuch zum Gesichte. Es herrschte ein tiefes Stillschweigen. Als sich der Marquis dem Tribunale bis auf sechs Schritte genähert hatte, gab er der Marquisin seinen jüngsten Sohn, trat drey Schritte vor seiner Familie hervor — und forderte seinen Degen. Sein Degen ward ihn gegeben, und den Augenblick, da er ihn in die Hand bekommen hatte, zog er ihn fast ganz aus

der

der Scheide. — Es war das leuchtende Antlitz eines Freundes, den er einst vor verlohren geachtet hatte. — Er betrachtete ihn sehr aufmerksam, von dem Knopf bis an die Spitze, gleichsam um zusehen, obs auch derselbe wäre — als er einen kleinen Rostflecken gewahr ward, der sich nicht weit von der Spitze angesetzt hatte, hielt er ihn näher vor die Augen, und als er sich mit den Kopf darüber bückte, dünkte mich, eine Thräne auf die Stelle fallen zu sehen. Aus dem folgenden erhellet, daß ich mich nicht geirret.

„Ich werde schon, „sagt er, „ein ander Mittel finden, „ihn heraus zu bringen.“

Als der Marquis dieses gesagt hatte, steckte er seinen Degen wieder in die Scheide, neigte sich gegen die, welche ihn aufbewahrt hatten, — und gieng mit seiner Gemahlin und Tochter, und seinen beyden Söhnen, die ihn folgten, hinaus.

O, wie beneidete ich ihm seine Empfindungen!

Fabeln.

Kind! hub die Mutter an, Eins must du mir versprechen!
Die Messer und die Gabeln stechen;
Drum rühre keins von beyden an!
Allein die Scheere, sollt ich glauben,
Die könnten Sie mir wohl erlauben?
„Nichtsweniger! was dich verletzen kann,
„Sieh niemals als dein Spielwerk an.“
Das Kind gehorcht. Doch ein geheimer Trieb
Verschönert ihm die nun verbotne Scheere.
Ja, spricht es zu sich selbst, wenn es die Gabel wäre,
Die hab ich lange nicht so lieb,
So ließ ich sie mit Freuden liegen.

Allein die Scheer ist mein Vergnügen,
Sie hat ein gar zu schönes Band.
Gesetzt, ich ritzte mich ein wenig in die Hand,
So hätte das nicht viel zu sagen.
So klein ich bin, so hab ich ja Verstand,
Und also kann ichs immer wagen.
Doch nein, weil Kinder folgen müssen,
So wär es ja nicht recht gethan.
Nein, nein! ich sehe blos dich an;
O schöne Scheere, laß dich küssen!
Ich rühre ja kein Messer an,
So werd ich doch. ——— Schon griff es nach der Scheere!
Ja, wenn ich unvorsichtig wäre,
Da freylich schnitte mich die Scheere.
Allein ich bin ja schon mit ihr bekannt.
So sprachs —— und schnitt sich in die Hand.

Ein gefräßiger Hund lief mit einem Stücke Fleisch über eine schmale Brücke. Da sah er im klaren Bache sein Bild, und meynte, es sey ein anderer Hund, der auch ein Stück Fleisch trüge. Augenblicklich ward seine unersättliche Habsucht rege, und schnell wollt er es dem andern aus den Zähnen reißen. Aber indem er darnach schnappte, fiel ihm sein Stück Fleisch ins Wasser, und ehe er sich noch recht besann, hatten es die Wellen schon weit mit sich fortgenommen.
Ein Geiziger ist nimmer satt;
Und so verliert er oft auch das noch, was er hat.

Ein Fuchs, dem itzt eben eine fette Gans entflogen die er schon fast bey den Federn hatte, schlich voller Unmuth hinter

hinter einem Zaum herum, und lauerte mit Ungeduld auf ein anderes Frühstück. Da sah er einen Adler in der Luft schweben. "Ach! dachte er bey sich selbst, wer doch fliegen könnte, wie dieser Vogel! Ja könnt ich das, mir sollte nichts „entwischen, wenn ich einmal mein Auge darauf geworfen „hätte. O wie herrlich wollte ich leben!„ Indem geschah ein Schuß, und der Adler fiel tod aus der Luft herab. Der Fuchs erschrack und sagte: Wie froh bin ich, daß ich nicht an seiner Stelle war! Nein es ist doch sicherer hierunten herum zu schleichen, als oben zu fliegen in der Luft, wo der mächtige Mensch einen immer im Gesichte hat, und einen ehe man sichs versieht, herunter stürzen kann.

Ein König in Indien stellte eine allgemeine Jagd an. Man machte Anstalt einen ganzen Wald mit Tüchern und Federn zu umgeben, und viele tausend Menschen fingen an, sich in einen Kreis zu stellen. Dem Fuchse gefielen die Anstalten nicht. Rettet euch, sagte er zu den andern Thieren weil noch eine Lücke frey ist, bald dürfte es zu späte seyn. Der starke Löwe, der schnelle Hirsch, der schlaue Affe lachten über die Furchtsamkeit des Fuchses, und verließen sich auf ihre Kräfte, ihre Geschwindigkeit und ihre List. Wie der Kreis nun geschlossen war, die Menschen immer näher anrückten, und endlich mit Wurfpfeilen die eingesperrten Thiere häufig erlegten, sagte der Fuchs: Ich bin weder schnell noch tapfer, aber hier bin ich sicher; und kroch in ein Loch, das er indessen gescharret hatte. Die andern Thiere wurden alle getödtet, oder gefangen.

Die sichre Kühnheit höhnt abwesende Gefahr,
Scherzt, wo sie fürchten soll, vertrotzt die theure Stunde,
Da Rettung möglich war;
Und wann der reife Sturm ihr übers Haupt nun schwebt,

Und

Und die empörte See die starken Wellen hebt,
So geht ihr blinder Stolz auch unbereut zu Grunde.
Die Klugheit sieht den Sturm in fernen Wolcken drohen,
Flieht sichern Häfen zu, enteilet dem Orcan,
Und sieht denn auch getrost, wie dort der Ocean
Unwiderstehbar tobt, wovon sie früh entflohen.

Ein durstiger Staar fand eine Flasche mit Wasser; allein dieses stand nicht höher, als bis an den Hals der Flasche.

Der Staar versuchte, ob er nicht mit seinem Schnabel ein Loch hinein picken könnte: vergebens; denn die Flasche war zu fest. Drauf wollte er sie umwerfen, sie war ihm aber zu schwer.

Endlich hatte er einen Einfall, der ihm glückte. Er warf kleine Steinchen hinein. Dadurch machte er, daß das Wasser immer höher stieg, bis er es mit dem Schnabel erreichen konnte.

Mit einem erfindsamen Kopfe richtet man mehr aus, als mit bloßer Leibesstärke. Allein man muß sichs nicht verdrießen lassen, weiter nachzudenken, wenn einem nicht gleich der erste Einfall gelingt.

Ein Einsiedler hatte seine Hütte an einem Orte aufgeschlagen, in dessen Nähe ein Bär sein Lager hatte. Die Nachbarschaft gab die Gelegenheit, daß sie Bekanntschaft mit einander machten. Die Gleichförmigkeit ihrer Gemüthsart aber, da beyde menschenscheu waren, erweckte in jedem Zuneigung zu dem Andern, und diese erwuchs nach und nach zu einer vertraulichen Freundschaft.

Als an einem schwülen Sommertag der Einsiedler sich in dem Schatten eines Baumes niedergelegt hatte, um Mittagsruhe zu halten, setzte sich sein Freund neben ihn, um die

Flie-

Fliegen von ihm abzuhalten. Von diesen unverschämten Gästen war eine, die sich gar nicht wollte wegscheuchen lassen; kaum hatte der Bär sie weggejagt, so saß sie den Einsiedler schon wieder auf der Stirne oder auf der Nase. Warte du, sagte er endlich, ich werde dich schon kriegen; du sollst mir meinen guten Freund gewiß nicht länger in seiner Ruhe stöhren. Er holte darauf einen großen flachen Stein, trat sachte mit aufgehabener Tatze vor den Schlafenden, und paßte dem beschwerlichen Gaste auf. Als sich dieser recht mitten auf die Stirne des Einsiedlers gesetzt hatte, warf der Bär aus vollen Kräften nach ihm, voll Freuden, Gelegenheit gefunden zu haben, seinen Freund zu rächen, und zerschmetterte die Fliege, aber auch zugleich die Stirne des Einsiedlers.

Es giengen einsmals zwey schwer beladene Maulthiere zusammen. Das eine trug viele Geldbeutel, trat deswegen ganz stolz einher und ließ die Schellen wacker klingen; das andre folgte ganz bescheiden und mit einem nachläßigen Gange. Plötzlich kamen Räuber aus dem Gebüsche heraus, fielen über das reich beladene Thier her. Dabey setzte es denn, bis die Treiber, die dabey waren umgebracht oder verjagt waren, viel harte Schläge. Das reichbeladene Maulthier wird endlich erobert und geplündert; das andre aber, dessen Ladung verachtet wurde, kommt ganz ungeschlagen aus der Sache. Als nachher das beraubte sein Unglück beklagte, sagte sein Gefährter ganz ruhig: Mich freuet es, daß ich verachtet worden bin.

Ein Fuchs war von ohngefehr in einen Brunnen gefallen. Er hatte lange vergeblich versucht wieder heraus zu kommen,

kommen, (denn der Bord war zu hoch, um mit einem Sprung heraus zu kommen,) als ein durstiger Ziegenbock dazu kam. Ist das Wasser da gut? fragte er. Fürtrefflich, antwortete der Fuchs, ich bin schon eine Stunde hier und kann mich noch nicht satt trinken, komm nur und koste es. Der Bock besinnt sich nicht lange und springt herunter. Sobald dieses geschehen, thut der Fuchs einen Sprung auf die Hörner des Bocks und von da einen andern und kommt so aus den Brnnnen heraus, den dummen Bock aber läßt er darinn.

Es entstund einsmals ein Wortstreit zwischen einer Ameise und einer Fliege, welche von beyden vornehmer wäre. Die Fliege fing an: Wie kannst du dir einfallen lassen mir den Rang streitig zu machen? Siehest du nicht, daß ich bey allen vornehmen Mahlzeiten mit esse? daß ich in alle Gesellschaften komme, bey Hofe und wo ich nur will? das weiß ich, antwortete die Ameise, aber ich weiß auch, daß man dich an allen diesen Orten als einen unverschämten Gast wegjaget; da jedermann mich wegen meiner Arbeitsamkeit lobet, und daß du oft an einem Aas leckest, wenn ich Korn esse, daß du im Winter verhungerst, wenn ich von meinem Vorrathe gemächlich lebe.

Es reißte ein Marktschreyer herum, der das Volk mit verschiedenen Kunststücken belustigte. Unter andern konnte er auch ganz natürlich, wie ein Spanferkel grunzen. Ein Bauer, welcher sah, wie sehr dieses dem Volke gefiel, trat auf die Bühne und sagte: er könne dieses noch besser, als der Marktschreyer. Hierauf wurde beyden befohlen; sie sollten miteinander streiten, wer es besser könne, und die Zuhörer

hörer freueten sich schon zum Voraus darüber, daß der Bauer tüchtig würde ausgelacht werden.

Der Gauckler fieng an, steckte den Kopf in den Busen und grunzte. Der Bauer that nach ihm dasselbe. Alsobald entstund ein höhnisches Gelächter. Wie kannst du Kerl, rufte man, sagen, daß du so natürlich grunzen könntest wie dieser da? Packe dich herunter. Der Bauer zog darauf ein würkliches Spanferkel unter dem Mantel hervor, welches er in die Ohren gekniffen und würklich grunzen gemacht hatte.

Tyrannin, die du jung und alt
Mit unumschränkter Macht regierest!
Dich mit der weiblichen Gestalt
Der meisten Modelaster zierest,
Und bald des Stolzes, bald der List,
Auch oft der Einfalt Zuflucht bist,
Verläumdung! deren Mund die Wahrheit selbst betäubet,
Der Mund, den Zucht und Unschuld scheut;
Dir sey zum erstenmal ein Blatt von mir geweiht,
Das itzt ein Meisterstück, das du vollführt, beschreibet.

Es hatt' auf einem hohen Baum
Der Vögel Königin den Obersitz genommen,
Die Katze wählte sich der Eiche mittlern Raum,
Den untersten hatt' eine Sau bekommen.
Die hielten gute Nachbarschaft;
Durch Argwohn war noch nie die Eintracht unterbrochen;
Doch endlich trennte sie der Bosheit Höllenkraft.
Die Katze kam zum Adler hingekrochen,
Und sprach: Hört! unsrer Kinder Tod,
Wo nicht der unsere, (doch das zu unterscheiden,
Fällt Mutterherzen schwer) scheint gar nicht zu vermeiden.

Ein guter Freund warnt in der Noth.
Seht, ach! ich bitte, seht! wie wühlt die wilde Sau!
Sie gräbt und will den Baum ganz aus der Wurzel heben.
Trau, schaue, wem; wie muß ich arme Frau
An unsern Kindern das erleben!
Ihr kennt nicht die Gefahr; mir aber, mir ist bange;
So bald die Eiche fällt, die schon beschädigt ist,
So seh ichs, wie die Sau die lieben Kätzchen frißt,
Die ich verlassnes Weib noch voller Furcht umfange.
Ich bin den Lügen gram; ich suche keinen Zwist;
Nein, ehrlich, ehrlich währet lange.
Nachdem sie das gesagt, und mit verstelltem Sinn
Den Argwohn gleich erweckt, auf den ihr Reden zielte;
So schlich die arme Frau stracks zu der Bache hin,
Die unten ihre Wochen hielte:
Ach allerliebste Nachbarinn,
Euch ahnts wol nimmermehr, warum ich traurig bin.
Die Kinder iammern mich, die eure Brüste saugen.
Man traue keinen Adleraugen!
Könnt ihr auch schweigen? gebt doch acht,
Wie über uns der böse Vogel wacht.
Ich weiß es nur zu wohl, er schärfet schon die Klauen,
Und raubet, wenn ihr euch aus eurem Lager macht,
Die schönen Kinderchen; doch alles in Vertrauen.
Nur sagt mir nicht hernach: Das hätt ich nicht gedacht!
Dis wiederhohlt sie oft, wünscht seufzend gute Nacht,
Und klettert in ihr Loch zurücke,
Und freut sich der gelungnen Tücke.
Der Adler hütet stets das Nest,
Damit der Bache Wuth nicht seine jungen spieße,
Wie gegentheils die Sau die Eiche nicht verläßt,
Damit der Adler nicht auf ihre Ferkel schieße.
So groß nun beyder Mangel war;

So fürchteten sie doch der Ihrigen Gefahr,
Und, da sie jederzeit in ihrer Wohnung blieben,
Wo jedem Kost und Aetzung fehlt;
So wurden auch, wie Phädrus uns erzählt,
Sie insgesammt vom Hunger aufgerieben,
Und die Betrognen dienten bald
Dem falschen Katzenmaul zum neuen Unterhalt.

Was können böse Zungen nicht
Leichtgläubigen für Stacheln hinterlassen?
Was richten sie nicht an! Wer ist wol mehr zu hassen,
Als der von Frommen übel spricht?
O könnt' ich dieses hier in kurze Worte fassen!
Doch, hat nicht Sirach recht? der ungeheuchelt schrieb:
Wer lieget, wer verläumdt, ist ärger als ein Dieb.

Den Mutterwitz bringt jeder auf die Welt;
Der Schulwitz wird durch Bücher uns gegeben;
Der eitle Mensch, dem Schein und Wahn gefällt,
Sucht überdieß dem dritten nachzustreben.
Das ist der Witz, den man, galant zu leben,
Auf Reisen sucht, nur in der Fremd' erhält,
Wo, ehe man den letztern ausgespüret,
Manch Mutterkind den erstern oft verlieret.

Und dennoch ists ein Ruhm, (ich leiste die Gewähr)
Mit Vorwitz, Gold und Stolz sich auf den Weg zu machen.
Man holt von Städten, Leuten, Sachen,
Zum wenigsten die Namen her.
Ist dieses nicht genug? wer darf noch mehr verlangen?
Wer alles wissen will, der gehe selbst dahin,
Wo ich bereits gewesen bin;
Da kann er Unterricht empfangen.

Ganz recht! du bist schon hier: dir droht nicht die Gefahr,
Die jenem Affen tödlich war.
Der gieng zu Schiffe, von Athen
Nach Lacedämon hinzureisen,
Den Schönen dort, die ihn noch nicht gesehn,
Sein liebliches Gesicht zu weisen.

Die Fahrt fing glücklich an, bey hellem Sonnenschein,
Die Luft floß, wie das Meer, gelind und spiegelrein.
Drum singt der Steuermann, den noch kein Unfall störet
Und lenkt das Schiff mit Lust; man jauchzet überall.
Die allgemeine Ruh, der öftre Freudenschall
Reizt meinen Passagier, der bald den Scherz vermehret,
Die Zähne bleckt, erzählt, wo er herumgeschweift,
Und es beym Zevs beschwört, ein Liedgen hüpfend pfeift,
Das er beym Chier Wein von Phrynen selbst gehöret.

Der Wind verbleibt geneigt. Man sieht zur rechten Hand
In einem fernen Blau, Trözens berühmten Strand
Und Argos breiten Busen liegen
Der Thetis weibischen und schnellen Unbestand
Scheint Eurus webend einzuwiegen.

Bald aber schwärzet sich die heitre Himmelsluft;
Es reißt sich Boreas aus seiner tiefsten Kluft
In Wirbeln brausend los und thürmt auf Wellen Wellen.
Das Schiffvolk sieht erstaunt die wilden Fluthen schwellen,
Und zieht die Segel ein: doch fehlt ihm Zeit und Licht.
Die Noth verfolgt das Schiff: es krachet, splittert, bricht.

So wird die Hoffnung bald betrogen!
Die in erwünschter Sicherheit
Der guten Reise sich erfreut,
Sind itzt ein Spiel empörter Wogen.

Ein jeder ringt mit Furcht und Wellen,
Und jedem sinket Hand und Muth
Doch plötzlich legt sich Wind und Fluth;
Die Luft fängt an sich aufzuhellen.

Als nun die Stille zugenommen,
Da kömmt, vielleicht von ungefehr,
Ein spielendes Delphinenheer,
Zu aller Trost herbey geschwommen.

Dies Thier pflegt Menschen gern zu dienen.
Selbst Plinius erzählt es so.
An welchen Ort? ich weis nicht wo;
In dem Capitel von Delphinen.

Der Affe naht sich mit Entzücken.
Da nimmt ein solcher Menschenfreund,
Dem er ein Mensch, wie andre, scheint,
Ihn unverzüglich auf den Rücken.

Er freuet sich der stolzen Bürde.
Sein Reuter ziert sich auch so schön,
Daß, wer ihn nicht zu scharf besehn,
Ihn für Arion halten würde.

Der junge Herr wird fortgetragen,
Bis endlich sein Erretter ruht
Und höflich diese Frage thut:
Wie ihn der Sturm hieher verschlagen?

Sie sind ja von Athen gekommen?
Ja freilich komm ich von Athen.
Mich deucht, da bin ich angesehn;
Habt ihr noch nichts von mir vernommen?

Hat ihnen diese Stadt gefallen?
Ihr fragt? wem steht Athen nicht an?
Mein Vetter, der berühmte Mann,
Ist Archon dort und gilt bey allen.

Ach mein! wie werden die Verwandten
Um meine Rettung frölich seyn!
Wie wird sich mein Papa erfreun,
Ma Soeur, mon Frere, nebst den Tanten!

So ist auch (doch kaum brauchts der Frage)
Piräus ihnen wohl bekannt?
O der? Piräus hat Verstand;
Wir sahen uns fast alle Tage.

Das hieß nun recht die Klugheit zeigen!
Kein Meister hat das Schloß erdacht,
Das rohe Mäuler sprachlos macht.
O wüßten Affen doch zu schweigen!

Er wird erkannt und muß ertrinken.
Man wirft ihn in das Meer und spricht:
Delphinen retten Thiere nicht:
Fort; du magst schwimmen oder sinken!

Ein abgezehrter Wolf, ein Bild der Dürftigkeit,
Sah einen feisten Hund bey Nacht umher spaziren,
Zwar stand sein Wanst ihm an, doch hielt ers für gescheidt,
Bey diesem Fremden sich manierlich aufzuführen.
Er schien, vor großer Lust, ganz außer sich zu seyn,
Gesellschaft solcher Art im Felde vorzufinden,
Und sprach: Wann wird auch mich ein kleines Glück erfreun?
Und ach! wie könnte mich ein guter Rath verbinden!
An Gönnern fehlt es nur; die Zeiten sind nicht gut.
Kein Blutsfreund ladet uns mit andern lieben Gästen.
Wir kämpfen um ein Mahl; wann mit vergnügtem Muth,
Die frohen Hunde sich in vollen Küchen mästen.

Melamp erwiedert drauf: Freund! wir beklagen dich,
Wir glaubens, dort im Wald ist oft nicht viel zu fressen.

Doch willst du mit mir gehn; so wirst du, so wie ich,
Nach Wunsch verpfleget seyn, und aller Noth vergessen.
Mich liebet Herr und Frau; mein Amt fällt gar nicht schwer
Ich hüte Haus und Hof und halte nächtlich Wache.
Auch du scheinst mir geschickt zur Hut und Gegenwehr;
Und mehr bedarf es nicht, daß man dich glücklich mache.
Der Wolf umhalset ihn, und als er hurtig trabt,
Der Stelle vorzustehn, die man ihm angetragen,
Sieht er des Hundes Hals enthaart und abgeschabt,
Und wird aus Fürwitz kühn, ihn deshalb zu befragen.

Mich dünkt, versetzt sein Freund, mir fällt die Ursach ein:
Des Tages legt man mich mit Schmeicheln an die Kette;
Aus Furcht, ich möchte sonst falsch oder beißig seyn;
Dafern ein Held, wie ich, stets seinen Willen hätte.
Was aber schadet dis? ich liege warm und still;
Mein Herr besuchet mich; der Knecht bringt Trank und Speise.
Der Wolf, der weiter nicht den Hund begleiten will,
Sucht seinen Rückweg bald und dankt ihm für die Reise.

Nein! ruft er: auf der Welt ist nichts der Freyheit gleich.
Sollt ich mir einen Stand, den sie nicht ziert, erwählen?
Dem Weisen gilt sie mehr als Thron und Königreich:
Wenn ihm die Freyheit fehlt, so wird ihm alles fehlen.

Oft ist der Witz ein scharfes Schwerdt,
Das plötzlich aus der Scheide fährt,
Und den es schützen soll, verletzet.
Der Einfalt offnes Maul bleibt ihr zum Vortheil, stumm;
Ihr Schweigen nutzet und ergetzet;
Und jener Amme Wunsch wird billig hochgeschätzet,
Die zu dem Säugling sprach: Mein liebstes Kind, sey dumm!

Philippus Beyspiel macht den Satz der Klugheit wahr:
Zu sinnreich seyn bringt oft Gefahr.
Wie strafte diesen großen König
Ein Scherz, der ihm zu schnell entfiel!
Ein einzger Feind ist schon zu viel,
Und hundert Freunde sind zu wenig.

Philippus war bemüht, in Thracien zu dringen
Und in dem Hinzug noch Methone zu bezwingen,
Als Aster, den man dort den besten Schützen hieß,
Sich diesem Könige zum Dienst entbieten ließ.
Ihn rühmten Hof und Land; von allen ward erzählet,
Nur dieser habe nie der Schüsse Ziel verfehlet,
Weil sein geschwinder Pfeil, dem er die Kraft ertheilt,
Oft Vögel in der Luft im stärksten Flug ereilt.
Wol! sprach Amyntas Sohn, wenn wir mit Staaren streiten,
So soll er ganz gewiß beym Angriff uns begleiten.
Das scheint fürtrefflich schön; denn wer bewundert nicht
Den göttlichen Verstand, so oft ein großer spricht?

Der Schütze, seine Kunst nicht mehr verhöhnt zu sehen,
Eilt, den Belagerten rachsüchtig beyzustehen.
Er flieht in ihre Stadt, verstärkt die Gegenwehr,
Und machet Sturm und Sieg dem stolzen Heere schwer.
Das plötzlich sich gescheucht und voll Bestürzung fühlet:
Weil Asters scharfer Pfeil, der auf den König zielet,
Den ihm bestimmten Flug mit dieser Aufschrift nimmt,
Philippus rechtem Aug' ist dieser Schuß bestimmt.

Der König der ihn nicht so fürchterlich geglaubet,
Bereut den Hechelscherz, der ihm sein Auge raubet,
Und schießt den Pfeil zurück mit dieser Gegenschrift:
Du, Aster, kömmst ans Kreuz, so bald man dich betrift:
Kaum ward der Friede drauf der frohen Stadt versprochen,
So ward auch Asters Scherz durch seinen Tod gerochen.

Schildereien.

Auf meine Sicherheit bedacht,
Fand ich gar bald, ich müsse mich zerstreuen.
Mir schien ein Geck dazu ganz eigentlich gemacht.
Für Schönen, die den Zwang der ernsten Liebe scheuen
Taugt eine Puppe nur, die trillert hüpft und lacht;
Ein bunter Thor, der tändelnd uns umflattert,
Die Zähne weist, nie denkt und ewig schnattert;
Der schwülstiger je weniger er fühlt,
Von Flammen schwazt, die unser Fächer kühlt,
Und, unterdeß er sich im Spiegel selbst belächelt,
Studierte Seufzerchen mit fader Anmuth röchelt.
Wahrhaftig, sollt' es nicht zu unsrer Kurzweil seyn,
Wozu, ich bitte dich, fiel's wohl den Göttern ein,
Die schönen Gecken zu erschaffen.
Das Auge wird dadurch zum wenigsten ergötzt.
Dumm sind sie, das ist wahr; allein auch das ergötzt;
Und wenn ihr's unpartheyisch schätzt,
So sind sie allemal doch artiger als Affen.

Cohorn ein kühner Kriegsmann, den das Verhängniß und die Sterne zum Schlägen vorherbestimmet hatten, war von großer Geschicklichkeit ein Pferd zu regieren, aber grausam und ohne Gewissen. Was vor Alters von den Centauren gesagt worden, und einige auch auf eine andere Seite gezogen haben, galt von diesem, nehmlich, daß er und sein Pferd nur ein Stück gewesen sey. Ein Geist beseelte beyde; Eine gleiche Munterkeit, Hitze, Wuth.

Doch war er bey weiten der rauhere Theil, und hatte stets ein härteres Herz. Wiewohl sein Pferd von dem Schlage derjenigen war, welche mit Menschenfleisch gefüttert wurden, wie die Sage lautet, und leider wohl wahr seyn

kann. Er war vierschrötig, und eben so geschickt einen Stall zu säubern als Herculus, und eben ein so großer Viehtreiber war er. Ein großer Critikus von Schweinen und Ochsen zu urtheilen. Er riß seiner Mutter, der Frau Tellus, den Bauch auf, weil sie ihn nicht genug Futter gab, ihn und sein barmherziges Roß zu speisen. Es entstund vor Zeiten ein Zweifel, ob er oder sein Pferd von vornehmern Hause wären; denselben haben die Antiquare, nachdem sie sich schon die Augen ausgekuckt, auf eine sehr gelehrte Weise zu Gunst des Pferdes entschieden, und bewiesen, daß nicht allein Pferde sondern auch die Kuh und Spanferkel, selbst von einem ältern Hause wären, maßen die Thiere, die Erde schon in Besitz gehabt hätten, als der Mensch noch nichts anders als ebenfalls ein Stück derselben gewesen wäre.

Aber der Küster steckte die Fasces des wichtigen Lehramts,
Seine birkene Ruthe und den Stock an das schwarze Fenster,
Und nun, da er allein war, ergriff er Feder und Dinte,
Zog an der Stirne schreckliche Runzeln, verdrehte die Augen,
Und fing an mit tiefen Gedanken auf Reime zu sinnen.
Dreymahl schmiß er die Feder halb aufgefressen zur Erde.
Dreymahl beschwur er die Muse, und seinen getreuesten Hübner,
Endlich sprang er freudenvoll auf, und las mit Entzücken,
Den erstaunenden Wänden, die herrliche Grabschrift der Katze.

Es war eine kleine Meverey, sagt Yorik, bey welcher mich ein Zufall nöthigte auszusteigen, umgeben von ohngefehr eben so viel Kornlande — und dichte am Hause lag ein Küchengarten von ohngefehr anderthalb Morgen, bepflanzt und besäet mit alle dem, was in einem französischen Bauerhause zum Ueberflusse gehört. — Und an der andern Seite

war ein kleiner Wald, welcher das Holz hergab, um es gar auf den Tisch zu liefern. Ich gieng gerade zu ins Haus. Die Familie bestund aus einem Manne mit grauen Haaren und seiner Frau mit fünf oder sechs Söhnen, und Schwiegersöhnen, und deren verschiedenen Frauen, nebst einer muntern Zucht von Kindern.

Sie saßen alle um ihr Linsengerichte herum; ein großes Waitzenbrod lag mitten auf dem Tische, und ein Weinkrug, an jedem Ende desselben, versprach Freude, alle Absätze der Mahlzeit hindurch. — Es war ein Liebesmaal.

Der alte Mann stand auf, mich zu empfangen, und nöthigte mich mit einer ehrerbietigen Vertraulichkeit, mich an den Tisch zu setzen. Mein Herz hatte sich schon den Augenblick, da ich ins Zimmer trat, bey ihnen niedergelassen: also nahm ich so gleich meinen Platz, wie ein Kind vom Hause; und, um so bald als möglich von diesem Charakter Besitz zu nehmen, borgte ich gleich des alten Vaters Messer, faßte das Brod und schnitt mir eine tüchtige Scheibe herunter; und wie ichs that, sah ich in aller Augen umher ein Zeugniß, nicht allein, daß mirs von Herzen gegönnt, sondern auch, daß dieses Gönnen mit Dank dafür vermischt sey, weil ich nicht daran zu zweifeln geschienen.

War es dis, oder sage mir, Natur, was war es sonst, das mir diesen Bissen so schmackhaft machte? — und welcher übernatürlichen Kraft hatt' ichs zu verdanken, daß der Zug, den ich aus dem Kruge dazu that, so vortreflich schmeckten, daß ich beydes bis diese Stunde noch auf der Zunge habe?

War die Mahlzeit nach meinem Geschmacke, — so war es das darauf folgende Gratias noch mehr.

Als die Mahlzeit geendigt, schlug der alte Mann mit dem Hefte seines Messers auf den Tisch —

Es war das Zeichen, sich zum Tanze zu bereiten. So bald das Signal gegeben war, liefen Frauen und Mädchen

nach einem Hinterzimmer ihr Haar aufzubinden, — und die jungen Männer nach der Thür um ihre Gesichter zu waschen, und ihre hölzerne Schuhe mit andern zu vertauschen; und in drey Minuten waren sie alle, auf einen kleinen grünen Platze vor dem Hause bereit, anzufangen. — Der alte Mann und seine Frau kamen zuletzt heraus, und setzten sich, indem sie mich zwischen sich nahmen, auf einem Sopha von Rasen an der Thür nieder.

Ehemals, vor ungefehr funfzig Jahren, war der alte Mann ziemlich stark auf der Leyer gewesen. — Und noch jetzt bey seinem Alter, spielte er seinen Tanz noch recht gut. Zuweilen sang seine Frau mit hinein — Dann ließ sie die Leyer ein wenig allein gehen, — fiel mit ihrer Stimme wieder ein, und ihre Kinder und Enkel tanzten vor ihnen herum.

Erst in der Mitte des zweyten Tanzes kam mirs vor, als ob ich bey verschiedenen Pausen — während, welchem sie alle gen Himmel zu sehn schienen, eine Erhebung des Herzens bemerken könnte, die von jener unterschieden wäre, welche die Ursache, oder die Wirkung einer bloßen Fröhlichkeit ist, — mit einem Wort, ich dachte, ich sähe, daß die Religion sich mit in den Tanz mischte. — Da ich sie aber noch nie in solcher Gesellschaft gefunden, so würde ichs angesehn haben, als eine von den Täuschungen einer Imagination, die mir ohn Unterlaß mißlinget, wenn nicht der alte Mann, so bald der Tanz vorüber war, gesagt hätte, daß dieses ihre beständige Gewohnheit wäre; und daß er sein Verlang zu einer Regel gemacht, so bald sie des Abends gegessen, alle die Seinigen zum Tanze und zur Freude zusammen zu rufen; weil er glaubte, sagt er, daß ein fröhliches und zufriedenes Gemüth, der beste Dank wäre, damit ein ungelehrter Bauer danken könnte. — Oder auch ein gelehrter Prälat, sagte ich.

Betrach-

VI.

Betrachtungen.

Herr und Vater aller Wesen, aller Himmel, aller Welten,
Aller Zeiten, aller Völker! ewiger Herr Zebaoth!
Die Verehrung schwacher Menschen kann dein Wohlthun nicht vergelten,
Gott, dem alle Götter weichen! Unaussprechlich großer Gott!
Weise, Heilige, Barbaren fühlen, denken und bekennen
Dich, du Ursprung aller Dinge! Unerforschter Geist der Kraft!
Mein Verständniß ist begrenzet; nur dich groß und gut zu nennen,
Und mich selber blind zu wißen, das ist meine Wissenschaft.
Doch in diesem dunkeln Stande meiner Sinnen und Gedanken,
Gabst du mir zu unterscheiden, was hier gut und übel sey.
Stellte gleich der Arm der Allmacht der Natur geneßne Schranken:
Ließ dennoch das freyste Wesen Willen und Gewissen frey.
Lehre mich das Gute lieben, lehre mich das Böse haßen,
Aus dem allerreinsten Triebe dem Gewissen folgsam seyn;
Wenn es dis zu thun befiehlet, oder das zu unterlassen,
Dis mehr als den Himmel suchen, das mehr als die Hölle scheun.
Laß mich auf den Seegen achten, den wir nur von dir erlangen.
Auf die Milde deines Reichthums, auf der Gaben Ueberfluß.
Ihm, dem Geber, wird vergolten, wenn wir Menschen recht empfangen.
Der Gehorsam, den er heißet, ist ein frölicher Genuß.
Laß mich aber deine Güte nicht an unsern Erdkreis binden;

Herr,

Herr, sey mir ein Gott der Menschen! doch der Menschen nicht allein;
Andre Körper und Geschöpfe müßen deine Huld empfinden,
Und in mehr, als tausend Welten, Spiegel deiner Größe seyn.
Nimmer werden meine Hände, bey der Schwäche, so verwegen,
Mit den Waffen deines Eifers, deinen Keilen umzugehn,
Und mit donnerndem Verdammen Land und Volk zu widerlegen,
Die nach meiner blöden Einsicht, deiner Wahrheit widerstehn!
Bin ich auf dem rechten Wege, so verleihe deine Gnade,
Diesen Weg nicht zu verlassen, da mein Fortgang dir gefällt.
Irr' ich als ein Kind des Irrthums; ach! so bringe mich zum Pfade,
Wo die Füße seltner straucheln, und dein Licht die Bahn erhellt,
Schütze mich vor eitelm Stolze, der sich bey dem Gut erhebet,
Das dem sterblichen Besitzer deine Milde nur geliehn:
Auch vor rohem Mißvergnügen, das umsost nach Dingen strebet,
Die ihm deine Macht und Weisheit theils versagen, theils entziehn.
Bilde selbst mein Herz, o Vater! daß es sich zum Mitleid neige,
Und um andrer Wunden blute, Fehler decke, die es schaut,
Würdige mich des Erbarmens, das ich fremder Noth erzeige,
Froh im Ausfluß des Vermögens, das mein Gott mir anvertraut.
Zwar bin ich gering und nichtig, doch wird der gering erfunden,
Den dein Odem selbst beseelet, Herr der Jahre, Tag und Zeit!
Ordne du an diesem Tage meine Wege, meine Stunden,
Wie du willst zum weitern Leben, oder auch zur Ewigkeit.
Ich erbitte mir auf heute sonst kein Theil, als Brod und Frieden,
Aus der andern Güter Menge, wähle nie mein eigner Wahn!
Ob sie recht vertheilet worden, sey von dir allein entschieden.
Nur dein Will, o Herr, geschehe! Was du thust ist wohlgethan.

Dich,

Dich, dem aller Welten Kreise, aller Raum zum Tempel dienen,
Dich besingen alle Wesen, ewig mit vereintem Chor!
Und von Erde, Meer und Lüften, als von deines Altars Bühnen,
Schwinge sich zu dir der Weyhrauch opfernder Natur empor!

Ihr Wälder! wo kein Licht durch finstre Tannen strahlt,
Und sich in jedem Busch die Nacht des Grabes mahlt;
Ihr hohlen Felsen dort! wo im Gesträuch verirret,
Ein trauriges Geschwärm einsamer Vögel schwirret;
Ihr Bäche! die ihr matt in dürren Auen fließt,
Und den verlornen Strom in öde Sümpfe gießt,
Erstorbenes Gefild, und grausenvolle Gründe!
O daß ich doch bey euch des Todes Farben fünde!
O nährt mit kaltem Schau'r und schwarzem Gram mein Leid!
Seyd mir ein Bild der Ewigkeit!

Mein Freund ist hin!
Sein Schatten schwebt mir noch vor dem verwirrten Sinn,
Mich dünkt, ich seh sein Bild, und höre seine Worte;
Ihn aber hält am ernsten Orte,
Der nichts zurücke läßt,
Die Ewigkeit mit starken Armen fest.

Kein Strahl vom künftigen verstöhrte seine Ruh,
Er sah dem Spiel der Welt noch heut geschäftig zu.
Die Stunde schlägt, der Vorhang fällt,
Und alles wird zu nichts, was ihm so wirklich schien.
Die dicke Nacht der öden Geisterwelt
Umringt ihn itzt mit schreckenvollen Schatten;
Und die Begier ist, was er noch behält,
Von dem, was seine Sinnen hatten.

Und ich? bin ich von höherm Orden?
Nein, ich bin was er war, und werde, was er worden.
Mein Morgen ist vorbey, mein Mittag rückt mit Macht,
Und eh' der Abend kommt, kann eine frühe Nacht,
Die keine Hofnung mehr zum Morgen wird versüßen,
Auf ewig mir die Augen schließen.

Furchtbares Meer der ersten Ewigkeit!
Uralter Quell von Welten und von Zeiten!
Unendlichs Grab von Welten und von Zeit!
Beständigs Reich der Gegenwärtigkeit!
Die Asche der Vergangenheit
Ist dir ein Keim von Künftigkeiten.

Unendlichkeit! wer mißet dich?
Bey dir sind Welten Tag', und Menschen Augenblicke.
Vielleicht die tausendste der Sonnen wälzt jetzt sich,
Und tausend bleiben noch zurücke.
Wie eine Uhr, beseelt durch ein Gewicht,
Eilt eine Sonn', aus Gottes Kraft bewegt.
Ihr Trieb läuft ab, und eine andre schlägt;
Du aber bleibst und zählst sie nicht.

Der Sterne stille Majestät,
Die uns zum Ziel befestigt steht,
Eilt vor dir weg wie Gras an schwülen Sommertagen.
Wie Rosen, die am Mittag jung
Und welk sind vor der Dämmerung,
Ist gegen dich der Angelstern und Wagen.

Als mit dem Unding noch das neue Wesen rung,
Und kaum noch reif die Welt sich aus dem Abgrund schwung,
Eh ols das Schwere noch dem Weg zum Fall gelernet,
Und auf die Nacht des alten Nichts,
Sich goß der erste Strom des Lichts,
Warst du, so weit als itzt, von deinem Quell entfernet.

Und wann ein zweytes Nichts wird diese Welt begraben;
Wann von dem Alles selbst nichts bleibet als die Stelle;
Wann mancher Himmel noch von andern Sternen helle,
Wird seinen Lauf vollendet haben;
Wirst du so jung als itzt von deinem Tod gleich weit,
Gleich ewig künftig seyn, wie heut.

Die schnellen Schwingen der Gedanken
Wogegen Zeit, und Schall, und Wind,
Und selbst des Lichtes Flügel langsam sind,
Ermüden über dir, und hoffen keine Schranken.
Ich häufe ungeheure Zahlen,
Gebirge Millionen auf;
Ich wälze Zeit auf Zeit, und Welt auf Welt zu Hauf;
Und wann ich von der grausen Höhe,
Mit Schwindeln wieder nach dir sehe,
Ist alle Macht der Zahl, vermehrt mit tausend malen,
Noch nicht ein Theil von dir;
Ich zieh sie ab und du liegst ganz vor mir.

O Gott! du bist allein des alles Grund!
Du Sonne bist das Maas der ungemeßnen Zeit,
Du bleibst in gleicher Kraft, und stetem Mittag stehen,
Du gingest niemals auf und wirst nicht untergehen.
Ein einzig Itzt in dir ist lauter Ewigkeit.
Ja könnten nur bey dir die festen Kräfte sinken,
So würde bald mit aufgesperrtem Schlund
Ein allgemeines Nichts, des Wesens ganzes Reich,
Die Zeit und Ewigkeit zugleich,
Als wie der Ocean ein Tröpfgen Wasser trinken.

Vollkommenheit der Größe!
Was ist der Mensch, der gegen dich sich hält?
Er ist ein Wurm ein Sandkorn in der Welt!
Die Welt ist selbst ein Punkt, wann ich an sie dir messe.

Nur halb gereiftes Nichts, seit gestern bin ich kaum,
Und Morgen wird ins Nichts mein halbes Wesen kehren;
Mein Lebenslauf ist wie ein Mittagsraum;
Wie hoft er dann, den deinen auszuwähren?
Ich ward nicht aus mir selbst, nicht weil ich werden wollte.
Ein Etwas, das mir fremd, das ich nicht selber war,
Ward auf dein Wort mein Ich. Zuerst war ich ein Kraut,
Mir unbewußt, noch unreif zur Begier;
Und lange war ich noch ein Thier,
Da ich ein Mensch schon heißen sollte.
Die schöne Welt war nicht für mich gebaut,
Mein Ohr verschloß ein Fell, mein Aug ein Staar,
Mein Denken stieg nur noch bis zum Empfinden.
Mein ganzes Kenntniß war: Schmerz, Hunger und die Binden.
Zu diesem Wurme kam noch mehr von Erdenschollen
Und etwas weißer Saft;
Ein innrer Trieb fing an die schlaffen Sehnen
Zu meinen Diensten auszudehnen.
Die Füße lernten gehn durch fallen,
Die Zunge reifete zum Lallen;
Und mit dem Leibe wuchs der Geist.
Er prüfte nun die ungeübte Kraft,
Wie Mücken thun, die von der Wärme dreist,
Halb Würmer sind und fliegen wollen.
Ich starrte jedes Ding, als fremde Wunder an;
Ward reicher jeden Tag, sah vor und hinter heute;
Maaß, rechnete, verglich, erwählte, liebte, scheute,
Ich irrte, fehlte, schlief und ward ein Mann!
Itzt fühlet schon mein die Näherung des Nichts!
Des Lebens lange Last erdrückt die müden Glieder;
Die Freude flieht von mir mit flatterndem Gefieder,

Der sorgenfreyen Jugend zu.
Mein Ekel der sich mehrt, verstellt den Reiz des Lichts,
Und streuet auf die Welt den hofnungslosen Schatten.
Ich fühle meinen Geist in jeder Zeit ermatten,
Und keinen Trieb, als nach der Ruh!

Haller.

Genug es ist ein Gott, es ruft es die Natur.
Der ganze Bau der Welt zeigt seiner Hände spur.
Den unermeßnen Raum, in dessen lichten Höhen
Sich tausend Welten drehn, und tausend Sonnen stehen,
Erfüllt der Gottheit Glanz. Daß Sterne sonder Zahl,
Mit immer gleichem Schritt und ewig hellem Strahl,
Durch ein verdeckt Gesetz vermischt und nicht verwirret,
In eignen Kreisen gehn, und nie ihr Lauf verirret,
Macht ihres Schöpfers Hand; sein Will ist ihre Kraft,
Er theilt Bewegung, Ruh und jede Eigenschaft
Nach Maaß und Absicht aus. Kein Stein bedeckt die Erde,
Wo Gottes Weisheit nicht in Wundern thätig werde.

Haller.

Ja, deine Huld, o Gott! ist allzu offenbar,
Die ganze Schöpfung legt dein liebend Wesen dar.
Die Huld, die Raben nährt, wird Menschen nicht verstoßen,
Wer groß im Kleinen ist, wird größer seyn im Großen.
Wer zweifelt dann daran? ein undankbarer Knecht.
Drum werde, was du willst, dein Wollen ist gerecht.
Noch Unrecht, noch Versehn kann vom Allweisen kommen,
Du bist an Macht, an Gnad, an Weisheit ja vollkommen.
Wann unser Geist gestärkt, dereinst dein Licht verträgt,
Und sich des Schicksals Buch vor unsre Augen legt,

Wann du der Thaten Grund uns würdigest zu lehren,
Dann werden alle dich, o Vater, recht verehren,
Und kündig deines Raths, den blinde Spötter schmähn,
In der Gerechtigkeit nur Gnad und Weisheit sehn.

Haller.

Im Anfang jener Zeit, die Gott allein beginnet,
Die ewig ohne Quell und unversiegend rinnet,
Gefiel Gott eine Welt, wo, nach der Weisheit Rath
Die Allmacht und die Huld auf ihren Schauplatz trat.
Verschiedner Welten Riß lag vor Gott ausgebreitet,
Und alle Möglichkeit war ihm zur Wahl bereitet.
Allein die Weisheit ging auf die Vollkommenheit,
Befruchtet mit der Kraft des Wesenreichen Wortes
Gebiert das alte Nichts; den Raum des öden Ortes
Erfüllt verschiedner Zeug, den regende Gewalt
Erlieset, trennet, mischt und sammelt in Gestalt.
Das Dichte nahm sich an, das Licht und Feuer ronnen,
Es nahmen ihren Platz die neugebohrnen Sonnen,
Die Welten welzten sich, und zeichneten ihr Gleis,
Stets flüchtig, stets gesenkt in dem befohlnen Kreis.
Gott sah und fand es gut, allein das stumme Dichte,
Hat kein Gefühl von Gott, noch Theil an seinem Lichte.
Ein Wesen fehlte noch, dem Gott sich zeigen kann,
Gott bließ, und ein Begrif nahm Kraft und Wesen an.
So ward die Geisterwelt. Verschiedne Macht und Ehre
Vertheilt, nach Stuffenart, die unzählbaren Heere,
Die, ungleich satt vom Glanz des mitgetheilten Lichts,
In langer Ordnung stehn, von Gott zum öden Nichts.
Nach der verschiednen Reih von fühlenden Gemüthern
Vertheilte Gott den Trieb nach angemeßnen Gütern:
Der Art Vollkommenheit ward als zum Ziel gesteckt,

Wo aller Geister Wunsch aus eignem Zuge zweckt.
Doch hielt den Willen nur das zarte Band der Liebe,
So daß zur Abart selbst das Thor geöfnet bliebe,
Und nie der Sinn so sehr zum Guten sich bewegt,
Daß nicht sein erster Wink die Waagschaal überschlägt.
Dann Gott liebt keinen Zwang die Welt mit ihren Mängeln,
Ist beßer, als ein Reich von willenlosen Engeln;
Gott hält vor ungethan was man gezwungen thut,
Der Tugend Uebung selbst wird durch die Wahl erst gut.
Gott sah vom Anfang wohl, wohin die Freyheit führet,
Daß ein Geschöpf sich leicht bey eignem Licht verlieret,
Und ein gemeßner Geist nicht stets die Kette findt,
Die den besondern Satz an den gemeinen bindt:
Der Güter ächter Preis ist allzuschwer zu setzen,
Von zweyen streitigen, wer kann den Vorzug schätzen?
Wer ists, der allemal der Neigung Stuffe mißt,
Wo nur das Mittel gut, sonst alles Laster ist?
Kein endlich Wesen kennt das Mitseyn aller Sachen,
Und die Allwißenheit kann erst unfehlbar machen.
Gott sah dis alles wohl, und doch schuf er die Welt,
Kann etwas weiser seyn, als das, was Gott gefällt?
Gott, der im Reich der Welt sich selber zeigen wollte,
Sah, daß, wenn alles nur aus Vorsicht handeln sollte,
Die Welt ein Uhrwerk wird, vom fremden Trieb beseelt,
Und keine Tugend bleibt, wo Macht zum Laster fehlt.
Gott wollte, daß wir ihn aus Kenntniß sollten lieben,
Und nicht aus blinder Kraft von ungewählten Trieben,
Er gönnte dem Geschöpf den unschätzbaren Ruhm,
Aus Wahl ihm hold zu seyn und nicht aus Eigenthum.
Der Thaten Unterscheid wird durch den Zwang gehoben,
Wir loben Gott nicht mehr, wenn er uns zwingt zu loben,
Gerechtigkeit und Huld, der Gottheit Arme ruhn,
Sobald Gott alles wirkt, und wir nichts selber thun.

Drum überließ auch Gott den Geistern ihren Willen,
Und den Zusammenhang, woraus die Thaten quillen,
Doch so, daß seine Hand der Welten Steur behielt,
Und der Natur ihr Rad muß stehn, wann er befiehlt.

Haller.

Erbarmensvoller Gott! in einer dunkeln Stille,
Regiert der Weltenkreis dein unerforschter Wille;
Dein Rathschluß ist zu hoch, sein Siegel ist zu fest,
Er liegt verwahrt in dir, wer hat ihn aufgelöst?
Dis weis ich nur von Dir, dein Wesen selbst ist Güte,
Von Gnad' und Langmuth wallt dein liebendes Gemüthe,
Du Sonne wirfest ja mit gleichem Vatersinn
Den holden Lebensstrahl auf alle Wesen hin.
O Vater! Rach und Haß sind fern von deinem Herzen,
Du hast nicht Lust an Quaal, noch Freud' an unsern Schmerzen,
Du schufest nicht aus Zorn, die Güte war der Grund,
Weswegen eine Welt vor nichts den Vorzug fund.
Du warst es nicht allein, dem du Vergnügen gönntest,
Du hießest Wesen seyn, die du beglücken könntest,
Und deine Seeligkeit, die aus dir selber fließt,
Schien Dir noch seliger, so bald sie sich ergießt.
Wie daß o Heiliger! Du dann die Welt erwählet,
Die ewig sündiget, und ewig wird gequälet?
War kein vollkommner Riß im göttlichen Begrif,
Dem der Geschöpfe Glück auch nicht entgegen lief?
Doch wo gerath ich hin, wo werd ich hingerissen;
Gott fordert ja von uns zu thun, und nicht zu wissen,
Sein Will ist uns bekannt, er heist die Laster fliehn,
Und nicht warum sie sind, vergebens sich bemühn.

Haller.

O! Schöpfer, was ich seh, sind deiner Allmacht Werke
Du bist die Seele der Natur
Der Sterne Lauf und Licht, der Sonne Glanz und Stärke,
Sind deiner Hand Geschöpf und Spur.

Du steckst die Fackel an, die in dem Mond, uns leuchtet,
Du giebst den Winden Flügel zu.
Du leyhst der Nacht den Thau, womit sie uns befeuchtet,
Du theilst der Sterne Lauf und Ruh.

Du hast der Berge Stoff aus Thon und Staub gedrehet.
Der Schachten Erzt aus Sand geschmelzt;
Du hast das Firmament, an seinem Ort erhöhet,
Der Wolken Kleid darum gewälzt.

Dem Fisch der Ströhme bläst und mit dem Schwanze stürmet
Hast du die Adern ausgehölt;
Du hast den Elephant aus Erden aufgethürmet,
Und seinen Knochenberg beseelt.

Doch dreymal großer Gott! es sind erschafne Seelen
Für deine Thaten viel zu klein,
Sie sind unendlich groß, und wer sie will erzählen,
Muß, gleich wie du, ohn Ende seyn.

O Unbegreiflicher! ich bleib in meinen Schranken,
Du Sonne blendst mein schwaches Licht;
Und wenn der Himmel selbst sein Wesen hat zu danken
Braucht eines Wurmes Lobspruch nicht.

Haller.

Fern unter Engeln hat das sterbliche Geschlecht
Im Himmel und im Nichts sein doppelt Bürgerrecht.
Aus ungleich festem Stoff hat Gott es auserlesen,
Halb zu der Ewigkeit, halb aber zum Verwesen.
Zweydeutig Mittelding von Engeln und von Vieh,

Es überlebt sich selbst, es stirbt und stirbet nie.
Auch wir sind gut gewest, der Welt beglückte Jugend
Sah nichts, so weit sie war, als Seligkeit und Tugend.
Auch in uns prägte Gott sein majestätisch Bild,
Er schuf uns etwas mehr, als Herren vom Gewild.
Er legte tief in uns zwey unterschiedne Triebe,
Die Liebe für sich selbst und seines Nächsten Liebe.
Die eine niedriger, doch damals ohne Schuld
Ist der fruchtbare Quell von Arbeit und Geduld;
Sie schwingt den Geist empor, sie lehrt die Erde kennen,
Und führt im steilen Pfad, wo Tugend Dornen streut,
Den weltvergeßnen Sinn nach der Vollkommenheit.
Sie wacht für unser Heil, sie lindert unsern Kummer,
Versöhnt uns mit uns selbst und stört des trägen Schlummer.
Sie zeiget uns, wie heut für morgen sorgen muß,
Und speiset ferne Noth mit altem Ueberfluß.
Sie dämpft des Kühnen Wuth, sie waffnet die Verzagten;
Sie macht das Leben werth im Auge der Geplagten;
Sie sucht im rauhen Feld des Hungers Gegengift;
Sie kleidet nackende vom Raub der fetten Trift:
Sie bahnete das Meer zur Beyhülf, unsers Reisens;
Sie fand den ersten Brand im Zweykampf Stein und Eisens;
Sie grub ein Erz herfür, das alle Thiere zwung!
Sie kocht aus einem Kraut der Schmerzen Leichterung;
Sie spähte der Natur verborgne Eigenschaften;
Sie wafnete den Sinn mit Kunst und Wissenschaften.
O daß sie doch so oft vor zartem Eifer blind
In eingebildtem Glück, ein würklich Elend findt!
Viel edler ist der Trieb, der uns für andre rühret,
Vom Himmel kömmt sein Brand, der keinen Rauch gebieret.
Von seinem Ebenbild, das Gott dem Menschen gab,
Drückt deutlicher kein Zug sein hohes Urbild ab:
Sie, diese Liebe, war der Menschen erste Kette,

Sie macht uns bürgerlich und sammelt uns in Städte;
Sie öfnet unser Herz beym Anblick fremder Noth,
Sie theilt mit dürftigen ein gern gemißet Brod,
Und wirkt in uns die Lust, vom Titus oft verlanget,
Wann ein verwandt Geschöpf von uns sein Glück empfanget,
Die Freundschaft stammt von ihr, der Herzen süße Kost,
Die Gott in so viel Noth, uns gab zum letzten Trost.
Sie zündt die Fackeln an, bey deren holden Scheinen,
Zu beyder Seligkeit, zwey Herzen sich vereinen;
Das innige Gefühl, der Herzen erste Schuld,
Ist ein besondrer Zug der allgemeinen Huld.
Sie ist, was tief in uns vor unsre Kinder lobert,
Sie macht die Müh zur Lust, die ihre Schwachheit fodert,
Sie ist des Blutes Ruf, der für die Kleinen fleht,
Und unser innerstes, so bald er spricht, umdreht.
Ja, auch dem Himmel zu, gehn ihre reine Flammen,
Sie leiten uns zu Gott, aus dessen Huld sie stammen,
Ihr Trieb zieht ewiglich dem Liebenswürdgen zu,
Und find't, erst im Besitz des höchsten Gutes Ruh.

Haller.

Bey allem Beyfall der Welt und bey der Liebe der Fürsten
Muß der Gedanke dir niemals entfliehn,
Daß das vollkommenste Glück in einem reinen Gewißen,
Die wahre Hoheit im Herzen bestehe.

Kein Mensch ist edel und frey, der den Begierden gehorchet,
Noch groß, wofern er dem Schöpfer nicht dient.
Er sey das Wunder der Welt, er sey der König der Helden
Stets ist er ohne die Tugend ein Knecht.

Gellert.

Ja Freund! oft trinket der Mensch die Lust in Strömen und dürstet,
Der Glücklichste stirbt unter Wünschen: ein Tropfen Kummers verbittert
Ihm ganze Meere von Freude. Die Einbildung spornt seine Triebe:
Wie Rosse reißen sie aus, die Zwang und Zügel verachten,
Und ziehn ihn mit sich zum Abgrund. Sein Stolz zielt immer gen Himmel.
Bald schilt er die Vorsicht, die ihn in Purpur und Reichthum verabsäumt.
Bald dünkt er sich selber zu schwach und tadelt die Weisheit der Schöpfung:
Das Feuer haucht Plagen für ihn; ihm blüht auf Auen das Unglück,
Und eilt mit Fluthen heran; die Wind' umwehen ihn mit Schmerzen.
Wohin, verwegnes Geschöpfe? Denkst du wie Riesen der Fabel,
Auf Felsen Felsen zu häufen, und durch den Unsinn bewafnet,
Den Sitz der Gottheit zu stürmen? Will ein Gefäße von Leinen
Sich wider den Töpfer empören? Durchfleuch erst die blauen Gefilde
Mit Sonnen und Erden durchsät, den milchfarbnen Gürtel des Himmels,
Die Luftspähr jeglichen Sterns, betrachte des ganzen Verbindung,
Saint allen Federn der Räder und andrer Planeten Naturen,
Die Arten ihrer Bewohner, ihr Thun und Stufengefolge,
Ergründt mit kühnem Gefider des dunkeln Geisterreichs Tiefe.
Sieh Wesen ohne Gestalten, merk ihre Abhäng' und Kräfte,

Steig

Steig auf der Leiter der Dinge selbst bis zum Throne der Gottheit;
Dann strafe, wofern du kannst, die Fürsicht und Ordnung der Erde.

Kleist.

Die Seele macht ihr Glück, ihr sind die äußern Sachen
Zur Lust und zum Verdruß nur die Gelegenheit:
Ein wohlgesetzt Gemüth kann Galle süße machen,
Da ein verwöhnter Sinn auf alles Wermuth streut;
Was hat ein Fürst zuvor, was einem Schäfer fehlet?
Der Zepter eckelt ihm, wie dem sein Hirtenstab:
Weh ihm, wann ihn der Geitz, wann ihn die Ehrsucht quälet,
Die Schaar, die ihn bewacht, hält den Verdruß nicht ab:
Wann aber seinen Sinn gesetzte Stille wieget,
Entschläft der minder sanft, der nicht auf Eydern lieget?

Beglückte güldne Zeit, Geschenk der ersten Güte,
O daß der Himmel dich so zeitig weggerückt!
Nicht, weil die junge Welt im steten Frühling blühte,
Und nie ein scharfer Nord die Blumen abgepflückt:
Nicht weil freywillig Korn die falben Felder deckte,
Und Honig mit der Milch in dicken Strömen lief;
Nicht weil kein kühner Löw die schwachen Horden schreckte,
Und ein verirrtes Lamm bey Wölfen sicher schlief;
Nein, weil der Mensch zum Glück den Ueberfluß nicht zählte,
Ihm Nothdurft Reichthum war, und Gold zum Sorgen fehlte.

Haller.

O selig wen sein gut Geschicke
Bewahrt vor großem Ruhm und Glücke,
Der, was die Welt erhebt, verlacht:

Der frey vom Joche der Geschäfte,
Des Leibes und der Seele Kräfte
Zum Werkzeug für die Tugend macht.

Haller.

Weit nöthiger liegt noch, im innersten von uns,
Der Werke Richterin, der Probstein unsers Thuns:
Vom Himmel stammt ihr Recht; er hat in dem Gewissen
Die Pflichten der Natur den Menschen vorgerissen;
Er grub mit Flammenschrift in uns des Lasters Scheu,
Und ihren Nachgeschmack die bittre Kost der Reu.
Ein Geist, wo Sünde herrscht, ist ewig ohne Frieden,
Sie macht uns selbst zur Höll und wird doch nicht gemieden:
Kein Mensch verwildert so, dem ein gebohrnes Licht,
Nicht wann er sich vergeht, sein erstes Urtheil spricht.
Die Kraft von Blut und Recht erkennen die Huronen,
Die dort an Mitschigans beschneyten Ufern wohnen,
Und unterm braunen Süd fühlt auch der Hottentot
Die allgemeine Pflicht, und der Natur Gebot.

Haller.

Vor diesem war ein Mann, der rühmlich wollte seyn,
Erhaben an Verstand, in seinem Thun gemein;
Dem Vaterland getreu, der Gottheit ehrerbietig;
Auch gegen Große steif, auch mit Geringen gütig;
Sich selber war er arm, und gegen Arme reich
Sein Herz war wo das Recht, sein Ohr bey beyden gleich;
Hold dem, was er gewählt, für andre unempfindlich: (*)
In Kleinigkeiten fremd; in Recht und Klugheit gründlich;
Gehorsam besserm Rath, auch wann ein Feind ihn giebt,

Und

(*) Nichtabgeneigt.

Und dem Gesetze treu, auch träf es, wen er liebt:
Geschäftig, wann allein, und müßig zu Verhöre;
Nicht hungrig nach dem Lohn, noch fühllos für die Ehre;
Aus Eifer nicht zu kühn, nicht feig beym Widerstand;
Und keinem Freund so hold, als wie dem Vaterland;
Im Reden kurz aus Witz, aus Nettigkeit begreiflich;
Dienstfertig unbezahlt, um keinen Preis erkäuflich.

Haller.

Versenkt im tiefen Traum nachforschender Gedanken,
Schwingt ein erhabner Geist sich aus der Menschheit Schranken.
Seht den verwirrten Blick, der stets abwesend ist,
Und itzt vielleicht den Raum von andern Welten mißt;
Sein stets gespannter Sinn verzehrt der Jahre Blüthe,
Schlaf, Ruh und Wollust fliehn sein himmlisches Gemüthe,
Wie durch unendlicher verborgner Zahlen Reyh,
Ein krumm geflochtner Zug gerecht zu messen sey;
Warum die Sterne sich an eigne Gleise halten;
Wie bunte Farben sich aus lichten Strahlen spalten:
Was für ein innrer Trieb der Welten Wirbel dreht;
Was für ein Druck das Meer zu gleichen Stunden bläht;
Das alles weiß er schon: er füllt die Welt mit Klarheit,
Er ist ein steter Quell von unbekannter Wahrheit.
Doch ach, es lischt in ihm des Lebens kurzer Dacht,
Den Müh und scharfer Witz zu heftig angefacht!
Er stirbt, von Wißen satt, und einst wird in den Sternen
Ein Kenner der Natur des Weisen Namen lernen.
Erscheine großer Geist, wenn in dem tiefen Nichts
Der Weltbegrif dir bleibt, und die Begier des Lichts,
Und laß von deinem Witz, den hundert Völker ehren,
Mein lehrbegierig Ohr die letzten Proben hören:
Wie unterscheidest du die Wahrheit und den Traum?

Wie trennt im Wesen sich das feste von dem Raum?
Der Körper rauhen Stoff, wer schränkt ihn im Gestalten,
Die stets verändert sind, und doch sich stets erhalten?
Den Zug der alles senkt, den Trieb, der alles dehnt,
Den Reiz in dem Magnet, wonach sich Eisen sehnt,
Des Lichtes schnelle Fahrt, die Erbschaft der Bewegung,
Der Theilchen ewig Band, die Quelle neuer Regung,
Dis lehre großer Geist die schwache Sterblichkeit,
Worin dir niemand gleicht, und alles dich bereut.
Doch suche nur im Riß von künstlichen Figuren
Beym Licht der Zifferkunst, der Wahrheit dunkle Spuren;
Ins innre der Natur dringt kein erschafner Geist,
Zu glücklich, wann sie noch die äußre Schale weist:
Du hast nach reifer Müh, und nach durchwachten Jahren,
Erst selbst, wie viel uns fehlt, wie nichts du weißt erfahren.

Haller.

Wie? hat dann aus dem Sinn der Menschen ganz verdrungen,
Die scheue Tugend sich den Sternen zu geschwungen:
Verläst des Himmels Aug ein schuldiges Geschlecht?
Von so viel tausenden ist dann nicht einer recht?
Nein, nein, der Himmel kann, was er erschuf nicht hassen,
Er wird der Güte Werk den Zorn nicht überlaßen:
So vieler Weisen Wunsch, der Zweck so vieler Müh,
Die Tugend wohnt in uns, und niemand kennet sie.
Des Himmels schönstes Kind, die immer gleiche Tugend
Blüht in der holden Pracht der angenehmsten Jugend:
Kein finstrer Blick umwölkt der Augen heiter Licht,
Und wer die Tugend haßt, der kennt die Tugend nicht.
Sie ist kein Wahlgesetz, das uns die Weisen lehren,
Sie ist des Himmels Ruf, den nur die Herzen hören;

Ihr innerlich Gefühl beurtheilt jede That,
Warnt, billigt, mahnet, wehrt, und ist der Seele Rath.
Wer ihrem Winke folgt, wird niemals unrecht wählen,
Er wird der Tugend nie, noch ihm das Glücke fehlen;
Nie stört sein Gleichgewicht der Sinne jäher Sturm,
Nie untergräbt sein Herz bereuter Laster Wurm;
Er wird kein scheinbar Glück um würklich Elend kaufen,
Und nie durch kurze Lust in langes Unglück laufen;
Er sieht Gold, Ehr und Lust, wie Obst und Trauben an,
Da weiser Brauch ihn frischt, zu viel ihm schaden kann:
Der Menschen letzte Furcht wird niemals ihn entfärben,
Er hätte gern gelebt, und wird nicht ungern sterben.

Von dir selbstständigs Gut, unendlichs Gnadenmeer!
Kommt dieser innre Zug, wie alles Gute her.
Das Herz folgt unbewust der Würkung deiner Liebe,
Es meynet frey zu seyn, und folget deinem Triebe.
Unfruchtbar von Natur, bringt es auf dein Altar,
Die Frucht, die von dir selbst in uns gepflanzet war;
Was von dir stammt ist echt, und wird von dir bestehen,
Wann falsche Tugend wird, wie Bley im Test vergehen,
Und dort für manche That, die itzt auf äußern Schein
Die Welt mit Opfern zahlt, der Lohn wird Strafe seyn.

Die Tugend ist nicht vor Schmerzen gesichert, das Unglück
Trift sie, sie winselt im Stock, sinkt unter den fallenden Mauern,
Oder ertrinkt in der Fluth; die Erde vergißt nicht zu beben,
Und das Meer nicht, sich über die Breiten der Erde zu gießen,
Wenn ein Gerechtes es fleht. Fand seine Tugend auf Erden
Nicht die Belohnung, sie wird in bessern Welten sie finden.
Doch auch die Güter der Welt sind keine Belohnung der Tugend;
Was nichts irrdisches giebt, noch irrdisches wieder zerstöret.
Heiterkeit in der Seel' und Freud' in der Stille des Herzens

Ist der Frömmigkeit Lohn. So läßt die Vernunft uns nicht irren,
Wenn wir sie um die Wege des Himmels mit Ehrfurcht befragen.

Bodmer.

Verblendte Sterbliche! die, bis zum nahen Grabe,
Geiz, Ehr und Wollust stets an eiteln Namen hält,
Die ihr der kurzen Zeit genau gezählte Gabe
Mit immer neuer Sorg und leerer Müh vergällt,
Die ihr das stille Glück des Mittelstands verschmähet,
Und mehr vom Schicksal heischt, als die Natur von euch.
Die ihr zur Nothdurft macht, warum nur Thorheit flehet,
O glaubts, kein Stern macht froh, kein Schmuck von Perlen reich.
Seht ein verachtet Volk bey Müh und Armuth lachen,
Die mäßige Natur allein kann glücklich machen.

Elende! rühmet nur den Rauch von großen Städten,
Wo Bosheit und Verrath im Schmuck der Tugend gehn,
Die Pracht, die euch umringt, schließt euch in güldne Ketten,
Erdrückt den, der sie trägt, und ist nur andern schön.
Noch vor der Sonne reißt die Ehrfurcht ihre Knechte
Nach dem verschloßnen Thor geehrter Bürger hin,
Und die verlangte Ruh der durchgeseufzten Nächte
Raubt euch der stete Durst nach nichtigem Gewinn.
Der Freundschaft himmlisch Feu'r kann nie bey euch entbrennen.
Wo Neid und Eigennutz auch Brüderherzen trennen.

Dort spielt ein wilder Fürst mit seiner Diener Rümpfen,
Sein Purpur färbet sich mit lauem Bürgerblut:
Verläumdung, Haß und Spott, zahlt Tugenden mit Schimpfen,
Der Giftgeschwollne Neid nagt an des Nachbarn Gut:
Die geile Wollust kürzt die kaum gefühlten Tage,
Um deren Rosenbett ein naher Donner blitzt:

Der

Der Geiz bebrütet Gold, zu sein, und andrer Plage,
Das niemand weniger, als was er hat besitzt:
Dem Wunsche folgt ein Wunsch, der Kummer zeuget Kummer,
Und euer Leben ist nichts als ein banger Schlummer.

Haller.

Gelehrte Sterbliche!
Euch selbst miskennet ihr, sonst alles wißt ihr eh.
Ach! eure Wissenschaft ist noch der Weisheit Kindheit;
Der Klugen Zeitvertreib, ein Trost der stolzen Blindheit.
Allein was wahr und falsch, was Tugend, Pralerey,
Was falsches Gut, was ächt, was Gott und jeder sey?
Das überlegt ihr nicht, ihr dreht die feigen Blicke
Vom wahren Gute weg, und sucht ein träumend Glücke.

Ein Kind ist noch ein Kraut, das an der Stange klebt,
Nicht von sich selbst besteht, und nur durch andre lebt.
Darauf wenn nach und nach sein Denken wird sein eigen,
Und Witz und Bosheit sich durch stärkers Werkzeug zeigen,
Wächst Geiz und Ehrsucht schon, noch weil ein Kinderspiel,
Ein Ball und schneller Reif, ist seiner Wünsche Ziel.
Die Blumenvolle Zeit der immer muntern Jugend
Ist, und ist drüber stolz, in Feindschaft mit der Tugend,
Der Wollust sanfte Glut wärmt ihr die Adern auf,
Kein Einfall von Vernunft hemmt ihrer Lüste Lauf.
Wann mit den Jahren nun auch das Erkenntniß reifet,
Und der gesetzte Sinn sich endlich selbst begreifet;
Wann Tugend und Vernunft am Steuer sollten seyn,
Nimmt erst die Eitelkeit die Seele völlig ein.

Da sinnt ein kluger Mann in durchgewachten Nächten,
Bald dis, bald jenes Amt mit Schmeicheln zu erfechten.
So führet ihn die Zeit von Ehr auf Ehre hin,

Zu

Zu hoch für seine Ruh, zu tief für seinen Sinn:
Bis daß das Alter ihn mit schweren Armen faßet,
Sein Rücken vor sich fällt, sein hohl Gesicht erblaßet,
Sein Herz pocht schon verwirrt, sein trübes Auge bricht,
Der Lebenspurpur stockt, und jeder Saft wird dicht!
Er stirbt, den Titel wird ein Stein der Nachwelt nennen,
Sich hat er nie gekennt und nie begehrt zu kennen;
Sein Leib verfällt in Staub, sein Blut verfliegt in Rauch:
So stirbt ein großer Mann, so sterben Sklaven auch.
O Gott, der uns beseelt! wem giebst du deine Gaben?
Der Mensch gebraucht sie nicht, er schämt sich, sie zu haben
Wir sind, und jeder ist sich gnug davon bewust,
Ein unleugbar Gefühl bezeugts in unsrer Brust.
Allein woher wir sind, und was wir werden sollen,
Hat der, der uns erschuf, nur Weisen zeigen wollen.
Hier spannt, o Sterbliche, der Seele Sehnen an,
Wo Wißen ewig nutzt, und Irren schaden kann.
Doch, ach! ihr seyd gewohnt, an was ihr seht zu denken,
Und was ihr noch nicht fühlt, lohnt nicht, euch drum zu kränken;
Thut jemand in sich selbst aus Vorwitz einen Blick,
So schielt er nur dahin, und zieht sich gleich zurück;
Und wer aus steifem Sinn, mit Schwermuth wohlbewehret,
Sein forschend Denken ganz in diese Tiefen kehret,
Kriegt oft für wahres Licht, und immer helle Lust,
Nur Zweifel in den Kopf und Messer in die Brust.

Haller.

Wie Gut und Böses sich durch enge Schranken trennen,
Was wahre Tugend ist, wird nie der Pöbel kennen.
Kaum Weise sehn die Marck, die beyde Reiche schließt,
Weil ihre Grenze schwimmt, und in einander fließt.
Wie an dem bunten Taft, auf dem sich Licht und Schatten

So

So oft er sich bewegt, in andre Farben gatten,
Das Auge sich miskennt, sich selber niemals traut,
Und bald das rothe blau, und roth was blau war, schaut,
So irrt das Urtheil oft. Wo findet sich der Weise,
Der nie die Tugend haß' und nie das Laster preise?
Der Sachen lange Reih, der Umstand, Zweck und Grund,
Bestimmt der Thaten Werth, und macht ihr Wesen kund.
Der grösten Siege Glanz kann Eitelkeit zernichten:
Der Zeiten Unbestand verändert unsre Pflichten,
Was heute rühmlich war, dient morgen uns zur Schmach.
Ein Thor sagt lächerlich, was Cato weislich sprach.
Dis weiß der Pöbel nicht, er wird es nimmer lernen,
Die Schaale hält ihn auf, er kömmt nicht zu den Kernen;
Er kennet von der Welt, was außen sich bewegt,
Und nicht die innre Kraft, die heimlich alles regt.
Sein Urtheil baut auf Wahn, es ändert jede Stunde,
Er sieht durch andrer Aug', und spricht aus fremdem Munde.
Wie ein gefärbtes Glas, wodurch die Sonne strahlt,
Des Auges Urtheil täuscht, und sich in allem mahlt,
So thut das Vorurtheil, es zeigt uns alle Sachen,
Nicht wie sie selber sind, nur so, wie wir sie machen;
Legt den Begriffen selbst sein eigen Wesen bey,
Heißt Gleisnen Frömmigkeit und Andacht Heucheley:
Ja selbst des Vaters Wahn kann nicht mit ihm versterben,
Er läßt mit seinem Gut sein Vorurtheil den Erben.
Verehrung, Haß und Gunst flößt mit der Milch sich ein,
Des Ahnen Aberwitz wird auch des Enkels seyn.

Haller.

O des Unsinns! der göttliche Geist verhauchet sein Feuer
In der Eitelkeit Dienste: da liegt die Stärke der Seele
Niedergedrückt, vertilgt der große Gedanke, die Freude,

Daß der Schöpfer sie ewig erschuf; die Freuden, die Sorgen,
Gott und der Ewigkeit schuldig, die giebt man der Zeit und der
Erde;
Macht aus dem kurzen Leben das Ziel des erschaffenen Lebens;
Macht es durch übeln Gebrauch zum Wohnplatz der Schmerzen.
O wisset!
Wer nicht den Trank der irrdischen Lust mit Mäßigung trinket,
Pfändet sich selbst am Gefühl der Freude; der Zugang der
Wollust
Wird ihm versperrt; die Krankheit mit garstigem Angesicht
straft schon
Auf der Erde, die sich an der sittlichen Ordnung vergreifen.
Aber ob jemand das Leben im Schooße der Lüste vollendet,
Ist er darum dem Gericht nicht entfloh'n, ihn errettet der
Tod nicht.
Nein die Gerechtigkeit hat ein Auge, das alles durchschauet,
Einen Arm, der über die Grenzen des irrdischen Staubs reicht.
Wißt es, jenseits des Grabs ist ein zweyfacher Fußsteig gebahnet,
Dieser führet die Guten zu Auen, wo himmlische Frucht glüht,
Nicht in verwelklichen Glanz, und reift für göttliche Herzen;
Jener leitet die Bösen zur feurigen Pforte der Hölle,
Und der umgebende Himmel ist vor dem Angesicht Gottes
Eine verbreitete Tafel, das Denkmal der menschlichen Werke;
Jegliche That der Menschen wird da untilgbar gezeichnet,
Und Gott ließ't sie darinnen am Tag' des Gerichts nach dem
Grabe.

Bodmer.

Sollt' ich nicht deine kommenden Tritte mit segnender
Stimme
Grüßen, Erlöser vom irrdischen Tage, der Schatten und
Nacht ist.

Pfört

Pförtner des Lichts, der das Thor zum ewigen Tag mir eröfnet!
Bald, wann meine Gestalt mit olympischen Strahlen
umkränzt ist,
Wird mein Gemüth die Tugend des Spiegels bekommen,
darinnen
Werd ich die Wunder der Gottheit in ihren Tiefen erblicken,
Scenen nach Scenen der Gnad' in unabsehbaren Stufen,
Tugend unaufgehalten, das Gute dem Bösen entrißen.
Anmuth und Reitz sind immer mit jeder Neuheit verbunden:
Aber für mich hat der Tod das angenehmste Neue;
Durch ihn bekomm ich das Wesen, das Urbild der irrdischen
Tugend,
Für den Schatten den Leib, der die Schatten des Lebens
geworfen,
Was die Arbeit und Hofnung zu mehr als schönem Gespinnst macht.
Wäre der Tod mir versagt, so hielt ich gebohren zu werden
Für kein Leben, unwünschbar, nur werth des Wunsches
der Kinder.
Denn uns schlägt von den Knöcheln der Tod das irrdische
Bley ab,
Daß wir die Flügel daran entfalten, und Himmelauf fliegen,
Gegen welchen die Auen des Paradieses nur Staub sind.

Bodmer.

O schäme dich nicht der Kinder des Mitleids,
Laß sie mit milder Fluth sich ergießen, ihr Quell ist vom Schöpfer!
Gott hat die Menschen bey ihrer Geburt mit Banden der Liebe
Mit gleichstimmigen Sayten der Freundschaft zusammen gebunden,
Untereinander die Menschen und alle Geschöpfe mit ihnen.
Wolltest du streben das Band, das Menschen mit Menschen verknüpfet,

Aufzulösen, daß du und jeder von deinem Geschlechte
Um ein Elend, das nicht ihr eigenes wäre, nie weinten?
Nein! die Schmerzen, die wir dann leiden, wann andere leiden,
Unsre Verwandten und Gleichen, sind nicht so schwer zu ertragen,
Daß du gern das Band der natürlichen Liebe zerrissest.
O! der verrieth ein feiges, zum Leiden schwaches Gemüthe,
Der sich entzöge, die menschliche Mitbürde zu tragen.
Freundschaft für jeden Menschen bezeichnet die Söhne der Großmuth,
Und ihr schönstes Gefühl ist der Mensch, für den Menschen geschaffen;
Etwas süßes daß sich zu den Thränen des Mitleids geselle,
Das es mit Anmuth durchwürzt, hat für sie die holdesten Reitze.

Bodmer.

Das edelste Schön, ist das Schöne der Seele,
Wenn sie zu der Quelle der Schönheit empor blüht; wo Tugend nicht wohnet,
Ist die Schönheit nur Farb' und Glanz, der am Abend dahin welkt.
Tugend ist Schönheit. Zwar schön ist der thauende Frühlingsmorgen,
Schön ist im Aufgang der Phosphor mit seinem leuchtenden Auge;
Und wie schön sind auch diese Geländer mit Blumen gestücket,
Diese Früchte der Zweige mit ihrem wohlriechenden Schmelze,
Aber sind sie so schön wie die Freundschaft der Edelgebohrnen?
Wie die Kühnheit des Mannes, der so groß und edel da seyn darf,
Wo man die Tochter des Himmels verspottet? Und wißt ihr was schöners,
Als die ruhige Hoheit des stillen verborgenen Lebens,
Wo der Friede mit seinem beständig grünenden Oelzweig

Eins

Eingang und Ausgang krönt? wo Unschuld und himmlische
Liebe
Alle Tritte mit ihren heiltriefenden Flügeln bedecken?

Bodmer.

Welt, was bist du! betrügerischer Schauplatz! Die
Stände der Menschen
Sind nur Rollen, die göttliche Vorsicht zur Probe vertheilet.
Glücklich ist der, der im Schauplatz der Welt das, was ihm
geboten,
Munter verrichtet. — — Der Tod zieht den Vorhang:
erhabnere Scenen
Warten auf uns. Wer die niedrigsten Rollen des menschli-
chen Lebens
Würdig gespielt, hat höhere dorten. — — —
— — — — Erschaffen zu Kummer und Thränen
Irren wir hier in sternloser Nacht von Schatten umgeben:
Dorten jenseits der Gräber ists Tag. — — Was nennst
du Vergnügen,
Elender Mensch! laß mich schnell die blendenden Scenen
durchlaufen,
Glänzend von fern, in der Nähe prachtlos, gefärbte Leinwand
Von dem Irrthum bemahlt, von Thoren bewundert, von Weisen
Ruhig betrachtet, sie können ihn oft abwechselnd vergnügen,
Doch nicht täuschen. Er weiß, was sie sind — — und daß
daß sie verschwinden.

v. Kronek.

Die Liebe zu uns selbst, allein die weise nur,
Ist freylich unsre Pflicht, die Stimme der Natur;
Doch sie verknüpft sich auch mit den Bewegungsgründen,

In andern, wie in uns, das Gute schön zu finden,
Dem Schönen hold zu seyn. Es bann ein Strafgericht
Die Menschen ohne Liebe in Welten ohne Licht!
Was kann der Seele Reitz und und unser Glück vergrößern?
Die Lust an andrer Glück, der Trieb es zu verbessern.
Der Geist, der denkt und will, verscherzt die Schätzbarkeit,
Geht seiner Kräfte Zug nicht auf Vollkommenheit,
Und bleibt sein träger Wahn an niedern Gütern kleben,
Die unsrer Wünsche Flug zur Tugend nicht erheben.
Er wird beym Beyfall taub, den das Gewissen giebt,
So oft man edel denkt, so oft man göttlich liebt.
Allein dem Zauberer in täuschenden Gestalten,
Dem Eigennutz gelingts, den Vorzug zu erhalten,
Der allgemeiner Huld und dem Geschmack gebührt,
Der nur die kleine Zahl der besten Seelen rührt.
Ein schnöder Eigennutz steht itzo an der Stelle
Des alten Götterschwarms des Himmels und der Hölle.
Ihm weyht, ihm opfert sich das menschliche Geschlecht:
Sein Tempel ist die Welt, und die Gewalt sein Recht.
Als Schöpfer des Betrugs, des Zanks, der falschen Eyde,
Hat er an Bosheit Lust, und an Proceßen Freude;
Giebt Secten, deren Band oft nur ein Wort zerreißt,
Den Groll und Gegengroll, und den Verfolgungsgeist,
Und lehrt, aufs irrigste, des Bias Regel fassen,
Daß man so lieben soll, als würde man einst hassen.
Er bildet, wie er will, Regenten und den Staat,
Den Bund und Bundesbruch, die Treu und den Verrath.

Wieland.

Die ganze Schöpfung zeigt von weiser Güte Händen;
Mit Schönheit pranget unsre Welt.
Muß nur der Mensch die Schöpfung schänden,
Der sich so gern für ihre Zierde hält?

Der

Der Mensch darf sich nur sehn, damit er sich nicht brüste
Wie, an der Thorheit Brust gesäugt,
Er sich im Tempel wilder Lüste
Bald lächerlich und bald abscheulich zeigt.

Um Tand und Puppenwerk vertauscht er seine Rechte
Zu glänzender Unsterblichkeit,
Erniedrigt sich und sein Geschlechte,
Sucht kurze Lust und findet ewig Leid.

Ein denkendes Geschöpf kann so verderblich wählen,
Als wär es nur zum Thier bestimmt?
Herrscht solche Finsterniß bey Seelen,
In welchen doch der Gottheit Funke glimmt?

Vergebens, dieser Strahl, der wenig Weisen funkelt,
Wird oft von Leidenschaft und Wahn
In tausend Sterblichen verdunkelt,
Noch eh er sich halb schimmernd kund gethan.

Uz.

Freund! wer erkennet nicht den Werth der Wissenschaft?
Unendlich ist ihr Ruhm, ersprießlich ihre Kraft.
Doch sind wir, so wie Gott die Schöpfung vorgenommen,
Nur, um gelehrt zu seyn, auf diese Welt gekommen?
Hat nicht an deinem Fleiß und wirksamen Verstand
Dein eignes Haus ein Recht, noch mehr dein Vaterland?
Wird durch den Sirius, der beym Orion blitzet,
Germanien befreyt und eine Stadt beschützet,
Der Unschuld Recht geschaft, der Frevelmuth gestört,
Die Tugend groß gemacht, der Seele Glück vermehrt?
Bestimmst und ordnest du nach der Bewegung Schranken
Die sich verklagende und richtende Gedanken?
Nutzt nicht der grobe Pflug, die Egge mehr den Staat,
Als ihm ein Fernglas nutzt, das dir entdecket hat,

Wie von Caßini Schnee, von Huygens weißer Erde (*)
Im fernen Jupiter ein Land gefärbet werde?
Sah nicht ein Sokrates aufs menschliche Geschlecht,
Und hat er etwa nicht bey seiner Strenge Recht,
Die von der Wissenschaft der Sterne nichts behielte,
Als was dem Feldbau half und auf die Schiffahrt zielte?
Mich deucht es gründe sich auf die Erfahrenheit;
Das, was uns glücklich macht, sey nicht Gelehrsamkeit.

Hagedorn.

O wie beglückt ist der, auf dessen reine Schätze
Nicht Fluch noch Schande fällt, noch Vorwurf der Gesetze,
Der aus dem Ueberfluß, den er mit Recht besitzt,
Der Armen Blöße deckt und ihre Häuser stützt,
Die Künstler kennt und hegt, mit seinem Beystand eilet,
Und mit gewohnter Hand des Kummers Wunden heilet:
Vor ihm verlieren sich die Zähren banger Noth.
Die Milde seiner Huld entfernt der Greisen Todt,
Zieht ihre Kinder auf, die Väter zu verpflegen,
Und wird ein Gegenstand von ihrem letzten Seegen.
Die Lust an aller Wohl beseelet, was er thut,
Es ist sein Eigenthum ein allgemeines Gut.
Es überfließt sein Herz, der innre Freund der Armen,
Von reger Zärtlichkeit, von göttlichem Erbarmen.
Ja! Titus irrte nicht; der Tag ist zu bereun,
An welchen wir durch nichts ein leidend Herz erfreun.
Als Bürger einer Welt sind wir dazu verbunden;
Verlohren ist der Tag und schändlich sind die Stunden,

Die,

(*) Man sieht durch die Ferngläser weiße Streifen auf dem Jupiter, welche Caßini für Schnee, Huygens für weiße Erde hält.

Die, wenn wir fähig sind, Bedrängten beyzustehn,
Beym Anblick ihres Harms uns unempfindlich sehn.

Hagedorn.

Dir, aller Geister Kost, dir, süße Seelenruh
Eilt jedes Menschen Wunsch, eilt jede Handlung zu.
Doch wer erreichet dich wo nun auf beyden Seiten
Dort Schrecken und hier Lust auf Nebenwege leiten?
Wenn hier der Zauberton der falschen Syren reizt
Und eine Scilla dort nach unserm Fleische geitzt,
Und bey verwölkter Nacht kein sichres Licht uns zündet,
Wo ist hier der Ulyß der stets das Mittel findet?

Hier spornet euren Fleiß ihr Weisheitslehrer an:
Steig Huygen, steig Caßin, von der ätherschen Bahn
In dein verkenntes Herz, und laß Cometen irren,
Der eignen Triebe Lauf sorgfältig zu entwirren,
Und führ, an jener statt, dein Herz, mit bessrem Glück,
Von seines Brennpunets Flucht zu seiner Sonn zurück.
Beklagenswerther Geist; wem giebst du deine Sorgen?
Im Himmel wohlbekannt, und nur dir selbst verborgen,
Gebläht von Wissenschaft die nur den Kopf beschwert,
Des Leibes Kräfte schwächt und nie das Herze nährt.
Du giebst dem Schöpfer Rath, kannst seine Werke schelten,
Verwirfst der Weisheit Plan und baust neue Welten,
Dir zeigt ein Zifferblatt die Seele jener Uhr
Die alle Sphären treibt, die Räder der Natur:
Du theilst den steten Stoff in geistige Monaden,
Und findst der Regung Grund in ihres Zustands Graden:
Doch mahle mir einmal dein dir so nahes Herz,
Den Schöpfer deines Glücks, den Quell von Lust und Schmerz;
Wie mischen sich in ihm die Triebe die es regen?

Wie machest du daß sich der Seelen Stürme legen?
Wie milderst du den Hang nach oft bereuter Lust
Mit Epikurscher Kunst (*) in der erregten Brust?
Wenn sich dein Glück verbirgt, und das Geschick der Weisen
Dich in den Staub verstößt und schlägt in Zenons Eisen; (**)
Sieht denn dein Heldenblick mit unverwirrtem Sinn,
In aller Dinge Band, ins Glück der Zukunft hin,
Und lernt, umstrahlt vom Licht ihm aufgeschloßner Sphären
In schönern Hofnungen, die Erde leicht entbehren?
Bist du ein Menschenfreund, und fühlest fremde Pein,
Liebst du auch ohne Lohn, kannst du dem Feind verzeihn,
Dich rächen wie Lykurg, (***) und nur durch Bessern strafen
Wie Indens Weiser thut, auf Laub zufrieden schlafen,
Des armen Crassus Gold begierdenlos besehn,
Und stets, mit frohem Mund, Gott danken, nie ihn flehn?
Dis, Kenner des Gestirns, dis muß der üben können,
Den Sokrates und ich soll einen Weisen nennen.
Den Weg zur Seelenruh, den allernächsten Pfad
So rauh auch Prodicus (****) ihn uns geschildert hat,
(Nicht, wie der Wollust Feld, mit Frühlingslust umflossen,
Von alten Hecken starr, der Weichlichkeit verschlossen,)

Den

(*) Die Mäßigung in Stillung der Begierden, worinn die größte Wollust besteht, ist einer der Hauptsätze der Sittenlehre des weisen Epikurs. Man sehe des verehrungswürdigen Herrn Brukers Crit. Geschichte der Weltw. Th. 1. S. 1306. u. 50. u. d. f. und Lucret. de Rer. natura L. III. p. m. 76. L. V. p. 132.

(**) Zeno von Elea wurde vom Phalaris zu Agrigent aufs grausamste mishandelt. Valer. Maxim. B. III. C. 3. n. 2.

(***) Man erzählt von diesem Gesetzgeber der Spartaner, daß er einen muthwilligen Jungen, der ihm ein Auge ausgeschlagen, und ihm von den Spartanern zur willkührlichen Bestrafung ausgeliefert worden, zu sich genommen und durch Unterricht und Sanftmuth zu einem tugendhaften Manne gemacht habe. S. oben S. 113.

(****) Von diesem, seiner Beredsamkeit wegen berühmten Attischen Sophisten hat uns Xenophon die bekannte Erzählung von der Wahl des Herkules aufbehalten.

Den kenn den zeig er uns, den geh er selbst voran;
Er läutre unsern Geist von Vorurtheil und Wahn;
Zeig uns was Gottheit ist, wozu sie alle Wesen,
Nachbildungen von ihr, zur Ewigkeit erlesen;
Wie sich in unsrer Brust ihr eingepflanztes Bild,
Des fernen Glückes Keim, verschönert und enthüllt;
Wie den Begierden selbst, den Flügeln unsrer Seelen,
Ein Weiser zum Gebrauch der Tugend kann befehlen,
Und wie, zu seinem Glück das Herz zu hintergehn,
Die Menschenfreundin sich oft läßt verkleidet sehn.

Wieland.

Erkennt, Unsterbliche, den Zweck der Ewigkeit,
(Die Zeit erschöpft ihn nicht!) und wie ihr göttlich seyd!
Zerstreut die alte Nacht die eure Blicke trübet,
Laßt dem geringern Vieh die Trebern die ihr liebet.
Der Stof, der ewig fließt, sich wandelt und entflieht,
Hat keine Nahrung nicht dem sterblichen Gemüth.
Mit zärtlicherm Gemüth von reinern stetern Freuden
Die Gott und Tugend zeugt, muß sich die Seele weiden.

Wer mit so hellem Blick der Dinge Wesen mißt,
Ists Wunder daß er frey, daß er glückselig ist?
Er, der nichts sterbliches zum Muster sich erlesen,
Bildt seinen ew'gen Theil nach dem vollkommnen Wesen.
Er ist ein Menschenfreund und ehrt der Gottheit Stral
In jeglichem Geschöpf. Kein Land und keine Wahl
Schränkt ihn im Wohlthun ein, und ohne Mißvergnügen
Sieht er ein prächtig Glück auf andern Schultern liegen,
Sein Geist von Eigennutz und Mißgunst nicht geschwächt
Verbreitet seine Kraft aufs ferneste Geschlecht.
Oft wenn die Mitternacht ihr schlummervoll Gefieder
Um andrer Häupter schwingt, beweint er seine Brüder,

Die

Die, nur weil den Verstand kein kräftig Licht entzündt,
Ein Raub der Leidenschaft, des Elends Sclaven sind.
Wie innig wünschet er, wenn eigner Sorgen los,
In seiner Freundin Arm und in der Vorsicht Schoos,
Er seiner Wünsche Ziel in freyer Ruh genießet
Und Seelenruh und Lust, in die kein Schmerz nicht fließet
Aus Lieb und Tugend schöpft; wie innig wünschet er?
Ach daß doch jeder Mensch nicht minder glücklich wär!
Er ist ein Knecht der Lust, allein ihr zu entgehen,
Flieht er in keinen Wald. Er meidt des Hofes Höhen,
Ihr Afterglanz reitzt nur ein blöderes Gesicht,
Und wo ein Pallas (*) herrscht, braucht man den Weisen nicht.
Ihn ist kein Glück zu klein, und strahlt an seinen Wänden,
Kein Gold noch Elfenbein, noch was die Perser senden,
So schmückt sie Platon aus, so steht dort Seneca
Beym schönern Tullius, Liv und Plutarchus da.
Hier unterredt er sich mit alter Helden Schatten,
Aus Zeiten, wo zum Lob noch Stoff die Dichter hatten,
Hier lebt noch ein Lykurg; hier rührt ihn Brutus Muth, (**)
Hier strömt die reinste Brust ihr unentheiligt Blut,
Unnachgeahmt wird stets der Heldin That entzücken!
Hier stirbt Leonidas vor den erstaunten Blicken,
Den allerschönsten Tod, den Tod fürs Vaterland;
Hier reizt ihn Aristid, wenn ihn Athen verbannt.
Wie mächtig glänzen ihm die unvergeßnen Namen?
Sein edelmüthig Herz klopft, ihnen nachzuahmen.
Die Musen öfnen ihm ihr unbewohnt Gefild:

Hier

(*) Pallas war ein freygelassener, der mit Narcissen das Herz des Kayfers Claudius getheilt hatte. Sueton.

(**) Der Urheber der römischen Freyheit, der mit dem Collatinus die tyrannischen Könige vertrieb.

Hier tönt, Virgil, dein Lied; so lieblichrauschend quillt
Ein muntrer Bach hervor aus engen Marmorklippen.
Hier füllt den grünen Rand der lautern Aganippen
Der Dichter heilig Chor; von Lorbern ganz bedeckt,
Lacht Opitz, daß sein Lied des Stümpers Lob erweckt.
Hier wo Homer zuerst das Feld des Witzes baute,
Das durch beglückten Fleiß Virgil verschönert schaute,
Und dem der Neuern Geist ein künstlich Ansehn gab,
Hier pflücket seine Hand die schönsten Blumen ab.
Hier wo er Gleiche findt, und im Gefolg der Weisen,
Lernt er die seltne Kunst ein jedes Glück zu preisen.
Mit aufgeklärtem Geist und Tugendvoller Brust
Nimmt er die Ruh aus Gott und quillt von ewger Lust.

O Weisheit, lehre mich mit wohlgewählten Bildern,
Das allergröste Glück, das Glück des Weisen schildern,
Dem, zu der innern Ruh, die nie der Tugend fehlt,
Auch äußre Güter noch sein Schicksal zugezählt.
Zwar kenn ich nicht den Mann, den solch ein Stern uns schickte,
Den bey der Thoren Glück nicht auch ihr Elend drückte;
Der in der Weisheit Arm und ihrer Tochter Schoos,
Ein irrdisch Paradeis, ein lautres Glück genoß;
Der nie gezwungen war, die Großen anzuflehen,
Des Lasters Ball zu seyn und Thoren nachzugehen.
Mit Hülfe der Vernunft schaft meine Phantasie
Sich einen Glücklichen; das Urbild lebte nie.
Was Sophroniskus Sohn und Seneca besassen,
Soll mein Gemählde dir in einem sehen laßen;

Das

(*) Sokrates und Seneca besassen Stückweise die Vortheile, welche ich in diesem Briefe meinem Weisen aus den möglichen Welten beylege. Sokrates hatte den Vorzug in der Größe des Gemüths und der Tugend, Seneca im Witze und in Glücksgütern.

Das Glück verschwendet nicht, wenn es den Weisen ehrt,
Dis hat Laertius und Suidas mich gelehrt.
Doch lehnte Zeuxis nicht, zum Bilde der Helenen, (*)
Verschiedner Theile Zier auch von verschiednen Schönen?
Sein Pinsel nahm von der des Mundes Anmuth ab,
Wenn, die der Augen Glanz, die, Stirn und Wangen gab.
Was die Natur vertheilt, um nicht zu reich zu scheinen,
Da wußte seine Kunst in einem zu vereinen;
So ward, zu Venus Schmach, die Zierde von Croton;
So mahlt mit Zenous Farb den weisen Posidon;
So, Freundin, will ich dir den Glücklichen gestalten:
Und denn mag Star sein Glück an diesen Maasstab halten!

Fern von der Fürsten Hof schließt ein zufriedner Hayn,
Sein väterliches Gut, den weisen Kleon ein.
Dem Neid der Schmeicheley, den Geißeln aller Großen,
Der Sucht nach höherm Glück, dem Geitz nach Ruhm verschlossen,
Genießt er ungestört, in süßer Einsamkeit,
Das lauterste der Lust, die uns die Erde beut.
Sein stets zufriednes Herz ist allen Freuden offen,
Bebt vor der Zukunft nicht, wallt nicht von eitlem Hoffen,
Und dankt dem Himmel das was ihm genugsam ist,
Weil auch ein Theil davon auf arme Brüder fließt.
Sein Haus zeigt zwar kein Gold noch persische Tapeten,
Doch darf die Reinlichkeit beym Eintritt nicht erröthen.
Er plündert nicht Corinth; (**) sein Dach ist nicht vergoldt,
Ihm

(*) Cicero erzählt die Geschichte dieses Gemähldes weitläuftig de Invention. Rhetor. L. II. c. I.

(**) Nach der Eroberung des reichen und wollüstigen Corinthus kam Pracht, Schwelgerey und Weichlichkeit mit den Reichthümern dieser Stadt nach Rom. Die Gefässe und Bildsäulen von corinthischem Erzte waren zu Ciceros Zeiten in hohem Werth, worüber er sich in einer Stelle der Paradoxorum sehr lustig macht.

Ihm hat Numidien den Marmor nicht gezollt, (*)
Und kein Silanion (**) das Vorhaus ausgezieret;
Des Besten Wahl wird hier im Nöthigen verspüret.
Ein richtiger Geschmack, der wahre Schönheit schätzt,
Nicht den Vulcan ins Meer, Neptun ins trockne setzt,
Wie Hagedorns Fatill; giebt den bescheidnen Zimmern
Zwar keine fremde Kunst und kein ermüdend Schimmern,
Doch Anmuth die gefällt. Sein Büchersaal stellt zwar
Kein Chaos ohne Form von allen Schriften dar,
Die, zu der Motten Lust, Pandolph in Schränke schließet;
Doch wird hier kein Homer, kein Sophokles vermisset.
Er braucht was er besitzt. Ihn lehret Tullius,
Roms Carnead, wie man vernünftig zweifeln muß.
Des besten Weisen Bild entwirft mit Meisterzügen
Ihm Xenophon, gleich groß im Schreiben und im Siegen,
Er lacht im Theophrast der Thoren seiner Zeit,
Hält sie an neuere, und findt die Aehnlichkeit.
Er steigt an Platons Hand zum Schauplatz der Ideen;
Und wenn er lang genug dem Schöpfer zugesehen,
Lockt ihn Anakreon mit Lieb und Wein zurück.
Denn macht ihn Seneca zum Meister vom Geschick.
Er sieht im Livius den Wuchs geringer Staaten,
Als sie die Väter noch vom Land aufs Rathhaus baten. (***)
Will er in seiner Brust der Tugend Macht erhöhn,
So läßt ihm sein Plutarch der Helden Bilder sehn,
Wovon die Züge stets an edlen Seelen haften.

Denn

(*) Non trabes himettiæ
Premunt columnas ultima rescias
Africa. Horat.

(**) Silanion war ein berühmter Bildhauer von Athen zu Alexanders Zeiten. Plin.

(***) In agris erant tum Senatores, id est Senes, siquidem aranti L. Quinctio Cincinnato nunciatum est, eum Dictatorem esse factum, a villa in senatum accersebantur & Curius & cæteri senes. Cato mai. c. XVI.

Denn führt ein Bacon ihn durchs Feld der Wissenschaften,
Und stürzt die Götzen um, vor die die halbe Welt,
Zur Schande der Vernunft abgöttisch niederfällt.
Denn folget er erstaunt dem Solon der Planeten,
Er sieht (und zittert nicht) die schweifende Cometen,
Und wie die Welten sich, wie durch Gewichte, ziehn,
Er siehts, und sinkt, o Gott! anbetend vor dich hin.

So bildt die Wissenschaft sein Herz und seine Triebe,
Befeurt in seiner Brust des großen Schöpfers Liebe,
Hellt seine Blicke auf, zeigt ihm die Wahrheit bloß,
Und macht sein edles Herz in jeder Regung groß,
Er selber widmet oft die Müh des ersten Morgen
Und später Mitternacht, vor andrer Wohl zu sorgen,
Was uns sein Fleiß geschenkt, trägt auch nach seiner Flucht
In eine beßre Welt, in späten Altern Frucht.

Warum ist Epiktet vergnügt im Sklavenkleid?
Ist nicht Aesop ein Knecht? Was macht ihn denn erfreut?
Kein Purpur schmückt ihr Haar, der goldnen Sklaven Menge
Macht ja um sie herum kein königlich Gepränge?
Kein Volk verhungert ja zu ihrer Wollust nicht?
Wo reimt ein Lohnpoet auf sie ein Lobgedicht?
Wo stellt ein Heldenlied der Welt sie zum Exempel?
Wo schmückt ihr Marmor wohl, zum Dank, Fortunens Tempel?
Arm, unerkannt, im Staub, von allem Schimmer bloß,
(Ihr reichen Thoren hörts!) sind sie beglückt und groß.
War dis Polykrates? (*) wer zeigt mir doch die Thronen,
Wo Laster, Sorg und Harm der Fürsten Ruhe schonen?

Wo

(*) Der Tyrann Polykrates von Samos wird von den Alten als ein besonderes Beyspiel eines Lieblings des Glückes an-

Wo schmückt sich wahres Glück mit prahlerischem Schein?
Der König wird ein Sklav, der Reiche dürftig seyn.
Wo Tugend Wissenschaft und Armuth sich verbinden,
Da, Freundin, wohnt die Ruh, da wirst du Weise finden.
Den Pöbel wundert dis. Ich bin nicht groß, nicht reich,
Ein jeder Erdensohn ist mir an Stande gleich,
Kein König weis von mir, auch bin ich überhoben
Mecäne vor den Lohn, wie mein Horaz, zu loben,
Mein Wissen runzelt nicht die immer freye Stirn,
Auf meine Lehren schwört kein Schüler ohne Hirn;
Kein Journalist befiehlt dem Erdkreis mich zu lesen,
Und schützet mein Gedicht vor Heringslak' und Käsen;
Kurz, ohne Glück und nach dem Maaß der Reichen klein,
Soll ich glückseliger als alle Großen seyn.
Wenn fasset das der Thor? er wird mich rasend nennen,
Und, so gesund ich bin, nur Nieswurz zuerkennen.
Er kennt die Güter nicht die unser Herz verschließt,
Wenn es von Leidenschaft und Wahn gereinigt ist,
Des Weisen Göttlichkeit, das himmlische Vergnügen
O Tugend, unvermerkt an deiner Brust zu liegen,
Die Schätze der Natur, die der allein besitzt,
Den die Vernunft gelehrt wie sie der Weise nützt.
Die Ehre, die sich nie den edlen wird versagen,
Die ihren Ruhm mit sich in beßre Sterne tragen,

Dis,

angeführt. Sein Freund, der König Amasis von Egypten, rieth ihm einst, er sollte, die Göttin Nemesis zu befriedigen, eine Kostbarkeit, die vor andern selten und werth wäre, ins Meer werfen. Polykrates schmiß den von den Alten so sehr gerühmten Siegelring hinein, welchen der Künstler Theodorus aus einem Smaragd verfertiget hatte, und der ihm aus einer großen Menge von Kleinodien vorzüglich lieb war. Allein einige Tage darauf fand ihn sein Koch in dem Bauche eines Seefisches, der vor ihn zubereitet werden sollte. Dem ohngeachtet ist das Ende dieses großen Fürsten sehr tragisch gewesen.

Dis, Freundin, unser Glück, begreift der Pöbel nicht,
Und lacht wenn ein Boeth (*) von Glück und Freude spricht.

Die Stimme der Begier, die Fühlbarkeit zur Lust,
Ist in der Thoren Herz wie in der Weisen Brust.
Im Gegenstand allein ists wo sich beyde scheiden.
Der sucht in Glück und Zeit, umsonst den Quell der Freuden,
Und jener Klügre wählt ein Gut das nie vergeht,
Und dessen Schönheit sich mit seinem Wunsch erhöht.

Das Gut wornach aus Wahn die Thoren sich bemühen,
Ergreift das ganze Herz und macht die Triebe glühen;
Je mehr er sie ernährt, je stärker wird der Brand,
Je herrschender der Sinn, je matter der Verstand.
Grundlosen Strudeln gleich, die Meere nicht erfüllen,
Macht der Genuß sie arm, und weiß sie nicht zu stillen.
Gieb dem Eroberer der sieben Hügel Macht,
Schließt er wohl Janus Thor? du magst der Berge Schacht,
Und Amphitritens Schatz unfüllbarn Greisen schenken,
Sie werden auf ein Schiff, den Mond zu plündern, denken,
Hat den Tiberius, dein Amt, Cäson, (**) vergnügt?
Olympiadens Sohn, wenn hat er ausgesiegt?

Viel anders wirkt das Gut das sich der Weise wählet,
Er wird nicht im Genuß von stärkern Durst gequälet,

Sein

(*) Dieser Platonisch-Stoische Weltweise blühte im Anfang des sechsten Jahrhunderts. Er verwaltete die höchsten Aemter in Rom, auch unter der Regierung des gothischen Theodorichs. Als er aber diesen Fürsten verdächtig gemacht wurde, ward er ins Gefängniß geworfen, woselbst er die 5 Bücher de Consolatione Philosophica geschrieben, und endlich enthauptet worden ist.

(**) So hieß der Elende, den Tiber, nach dem glänzenden Beyspiel des Xerxes, im Sold hatte, neue Arten von Wollüsten zu erfinden. Novum denique instituit officium a voluptatibus, præposito equite Romano, T. Cæsonio Prisco. Sueton.

Sein Herze läutert sich auch im Gebrauch der Lust.
Ihm weicht nicht alle Ruh beym bittersten Verlust,
Er adelt jeden Wunsch, der seiner Brust entfähret,
Die Tugend zeigt allein die Lust die er begehret.
Er kennt der Güter Werth, der Dinge wahren Brauch,
Die Schätze der Natur, und er genießt sie auch.
Wohin sein Blick sich wendt, ströint Wolluſt ihm entgegen,
Ihm trieffet jeder Tritt von seines Schöpfers Segen;
Kein innerlicher Feind macht in der Freude Schoos
Ihn zu vergönnter Lust verstockt und sinnenlos.
Des Himmels lächelnd Blau, der Athem sanfter Winde,
Des Frühlings Mahlerey, der Schatten tiefer Gründe;
Ist seinem Sinn genug indem der beßre Geist,
Erhabner Bilder voll, den Schöpfer sieht und preißt.
Vor ihm ist alles schön. Sein Aug mit Lust zu blenden,
Muß Indostan Rubin und runde Perlen senden.
Zwar nennt er sie nicht sein, doch strahlen sie vor ihm
An Celimenens Hals. Die gröſte Königin
Besitzt sie in der That. So, weiser Addison, (*)
Lehrst du uns reicher seyn als Greiff und Harpagon.
Den Preis den wir dem Glanz gefärbter Steine setzen,
Beweißt er nicht, daß wir nach Wahn die Dinge schätzen?
Wie manche Blume seufzt von unserm Fuß erdrückt,
Die jedem Edelstein der Farben Preis entrückt,
Die Wunder der Natur, der Muscheln bunte Schaalen,
Läßt man am öden Sand Valisnieren strahlen.

Des Weisen Urtheil fälscht des Pöbels Irrthum nicht,
Kein schimmernd Vorurtheil giebt seiner Wahl Gewicht.
Ihn rührt die Reitzung kaum, der andre unterliegen,
Er prüft und nützt allein das irrdische Vergnügen.

(*) Man sehe die unvergleichlich schöne 49. Abhandlung im 2. Th. des Guardians.

Nur der sie sparsam braucht, empfindet unbereut,
Das allersüßeste der Lust der Sinnlichkeit.
Wenn der ermüdte Geist in den noch fremden Höhen
Sich nimmer halten kann, wo sich in Ur:Ideen
Des Platons Weiser senkt, denn stärkt die Leidenschaft,
Mit wohlgewählter Lust die nachgelaßne Kraft.

Dem Zug den jeder fühlt zur strahlenreichen Ehre,
Folgt auch des Weisen Herz. Zwar würgt er keine Heere
Um einen Lobeerkranz, und um der Hoheit Schein,
Verlangt er nicht der Sklav von Lamien zu seyn;
Auch mehrt er nicht die Zahl der fruchtbaren Scribenten,
Mit deren Schriften wir sie selbst verbrennen könnten;
Der Ehre höchster Grad, den wenige erreicht,
Ist ihm wenn immer mehr sein Geist dem Urbild gleicht,
Wenn Tugend und Vernunft, was er beginnet, treiben,
Und er das üben kann, was Posidone schreiben.
So mäßigt die Begier, den Quell von allen Schmerz,
Des Weisen kluge Kunst, so bildet er sein Herz.
So herrscht die Harmonie, die der von Samos (*) lehret,
In allen Regungen, die seine Brust erfähret.
So findet er die Kunst, frey von des Glückes Schein,
Und ungeplagt vom Neid der Glücklichste zu seyn.
So war es Xenophon, da ihn, der Ruh im Schoos,
Dem höfischen Gedräng sein einsam Gut verschloß. (**)
Wie leicht kann nicht ein Herz voll von Sokratschen Lehren,
Und in der Freyheit Arm, der Fürsten Gunst entbehren?

Du,

(*) Pythagoras. Diese friedsame Harmonie der Affecten war ein Hauptsatz der Pythagoräischen Sittenlehre, welche Architas von Tarent, Theages und andere in ihren Schriften erläutert. Siehe die nie genug gepriesene Hist. Critic. Philos. T. I. p. 1068. n. VI. VII. Stolles Hist. der Heidnischen Moral. S. 244. u. d. f.

(**) Xenophon war erst ein Liebling des jüngern Cyrus, nach dessen unglücklichen Tode begab er sich auf ein bey Scyllus in Achaja gekauftes Landgut, und brachte einen schönen Theil seines Lebens daselbst in der Einsamkeit zu.

Du, Freundin, kennst das Glück, das edlen Seelen lacht,
Zwar nicht den Pöbel reißt, doch uns zufrieden macht;
Wenn uns auf ebnen Pfad die stille Tugend leitet,
Wo jeden sichern Schritt ein Freudenheer begleitet;
Da Leidenschaft und Wahn, unzählichfach verkleidt,
Der Seele wahres Glück betrognen Menschen neidt.

Unendlich Selige die sich so zärtlich lieben,
Daß sie mit edlem Fleiß sich in der Tugend üben;
Daß sie stets eingedenk wozu sie ewig sind,
Kein Gut der Unterwelt, kein Scheingut lüstern findt.
Die lieben so wie wir! und hätt der Sklav der Erden
Ein Bild von ihrem Glück, er würde edel werden.

Der Weise ziert die Welt der Tugend Bild zu seyn.
Sein Daseyn fließet mehr ins Wohl der Menschen ein,
Als manches Claudius so theur geschätztes Leben.
Die Thaten, die an ihm den Lehren Stärke geben,
Erwecken oft ein Herz, das seiner selbst vergißt,
Und erst durch ihn empfindt, wozu es ewig ist.
Sein Geist, zu groß dem Tand womit Sophisten prahlen,
Läßt einen Archimed vertieft in seinen Zahlen,
Und lernet in sich selbst den Kern der Wissenschaft
Spürt seine Triebe aus und wägt der Seele Kraft,
Er zeiget uns den Weg, den wen'ge recht gezeiget,
Wie man das Herz mit Lust zur sanften Tugend neiget,
Und giebt bey stillem Oel, der Wahrheit die er fand,
Gefälliger zu seyn, ein angenehm Gewand;
Wie die, die er sich stets zu seinem Vorbild wählet,
Mit einem schönern Geist den schönsten Leib beseelet.
Des Weisen edles Herz ist seiner Gottheit Bild.
Die Sphär der Wirksamkeit, die seine Kraft erfüllt,
Wird nicht von Vorurtheil und Eigennutz umgrenzet,

Er theilt sich willig mit. Das Licht das von ihm glänzet,
Fließt auf die Menschheit aus; er ist den Sterblichen
Zum Führer und zum Freund vom Himmel ausersehn.
Und ist der Pöbel gleich, auch der in Gold und Seiden,
Zu seinen Lehren taub, und sorgsam ihn zu meiden,
So hat die Vorsicht doch ihm Schüler zugethan,
In denen Unterricht und Beyspiel wirken kann.
Auch wenn sein bester Theil der Erde sich entziehet,
Und in der Sterne Reich des Helden Name glühet,
Da weckt sein Beyspiel noch der Jugend Ruhmbegier,
Da stellt ihn ein Plutarch zu unserm Muster für;
Sein Geist, sein göttlich Herz lebt noch in seinen Schriften.
Wenn sich der Herrscher Ruhm in unbekandten Grüften
Mit ihrer Asche mischt, des Moders freyes Spiel,
Lebt noch ein Tullius, nützt noch dein Lied, Virgil.
Wenn wir von Bagdads Pracht, von glänzenden Palmyren,(*)
Vom Rhodischen Coloß, kaum noch die Stelle spüren,
Führt noch des Weisen Spur, die nichts vom Alter leidt,
Den Enkel, der sie sucht, zu gleicher Ewigkeit.

Zwar hier haßt ihn das Glück, er weiß ihm nicht zu schmeicheln,
Sein Herz voll Redlichkeit kann keinem Laster heucheln.
Er baut sein Glücke nicht auf seines Freundes Fall.
Die Bosheit kränket ihn; der Neid haucht seinen Schwall
Auf seine schönste That; er bleibt vergessen sitzen,
Wenn um den Dionys ihm gleiche Thoren blitzen. (**)

Vielleicht

(*) Eine vormals berühmte Stadt in Syrien, von deren ehemaligen Pracht die noch vorhandene Ueberbleibsel zeugen.

(**) Dieses zielet auf den Aeschines, den würdigen Schüler des Attischen Weisen, welcher anfangs am Hofe des jüngern Dionys in Syrakus, so gar vom Platon und Aristipp, seinen ehemaligen Mitschülern, verachtet und verlassen wurde.

Vielleicht daß auch sein Herz der Menschheit Loos erfährt,
Und Schmerz und Ungeduld der Seelen Ruhe stört.
Bis die Vernunft die Nacht vor seinem Aug' erhellet,
Und ihm zu schärfern Blick auf ihre Höhen stellet,
Wo aller Zauberdunst der Vorurtheile flieht,
Und man an Königen auch ihre Plagen sieht.
Was ist des Glückes Gunst, daß wir so nach ihr rennen?
Aus seinen Lieblingen kannst du es selbst erkennen.

O dreymal selig ist der Ehrfurchts werthe Mann
Den aller Zeiten Glück nicht reicher machen kann!
Er darf um groß zu seyn nie goldne Ketten tragen,
Und hört, mit sich vergnügt, gestürzte Bacons klagen.

Ihr, die die Weisheit liebt, o preiset euren Stand,
Den mancher Hieron schon neidenswürdig fand;
Ihr seyd es, denen sich des Ganzen Innres zeiget
In das, mit eitler Müh, so manch Hipparchus (*) steiget
Ihr seht im Ewigen der Geister Grund und Ziel,
Meßt Zeit mit Ewigkeit; und unser Kinderspiel
Der Kronen schöne Last, die ungenoßne Ehre,
Der Sieger thöricht Laub, der Preiß vom Blut der Heere
Und Gold und Diamant und was sich selbst zur Pein
Der Mensch zu Gütern macht, wie wird dies euch so klein?
Die Flittern die so viel in blöden Augen gelten
Wie kindisch schimmern sie beym Glanz von tausend Welten?
Der, Thoren unbemerkt, nur unsern Blicken glüht;
Wo seine Hofnungen der Weise strahlen sieht;
Wo sich im Gott enthüllt; wo zahlenlose Spähren
Sich zum gesehnten Licht der ersten Sonne kehren.
Da steigt sein Heldensinn, von edlem Muth beschwingt,
In Höhn, wohin kein Wunsch bestäubter Sklaven dringt:

(*) Hipparchus war ein berühmter alter Mathematicus, dessen Schriften noch nützlich sind. Siehe Fabritz. Biblioth. Græc. L. III. c. v. §. 19.

Dort, irgend unterm Heer von tausend Orionen,
Bemerkt sein Auge nicht, wo unsre Herrscher thronen;
Versenkt ins himmlische, der Geister Vaterland,
Den lichtbegiergen Blick und wird mit ihm bekanndt.

Er fühlt wie frey sein Geist in diesen Tiefen fähret,
Wie nichts ihm fremde scheint, wie sich sein Herze nähret,
Und hat zum sichern Grund von seiner Göttlichkeit,
Daß ihn das Göttliche befriedigt und erfreut. (*)
Und führt die Menschheit ihn in sein Bezirk zurücke
Wo seine Laufbahn ihn zum unvollendten Glücke
Durch Zeit und Schicksal trägt, und auf der Weisen Pfad,
So schwebt sein Herz doch stets wo er sein Erbe hat,
Und ahmt die Richtigkeit der himmlischen Bewegung
In seinem Leben nach, durch seiner Triebe Regung; (**)
Weiß das sein grösres Herz die Erde nicht umschließt,
Und eilt wohin der Strom der reinsten Wünsche fließt.

So, Freunde, ward Sokrat und Seneka beglücket,
So sucht die Seelenruh, die kein Geschick entrücket;
So suchet in euch selbst, was keines Fürsten Gunst
Fein Indien gewährt, des Lebens wahre Kunst.
Wißt daß ihr, euch zur Schmach und ohne Ursach klaget
Wenn euch der Vorsicht Huld ein irrdisch Gut versaget.
Mit ihrem eignen Reitz zieh euch die Tugend an, (*)
Wo hat die Zeit ein Glück daß sie belohnen kann?
Wo ist ein Schmerz der Zeit, den der zu schwer befindet,
Der seiner Hofnung Bau in Gott und Tugend gründet?

Der

(*) Quum illa tetigit, alitur & crescit ac veluti vinculis liberatus in originem redit, & hoc habet argumentum divinitatis suæ, quod illum divini delectant, nec ut alienis interest sed ut suis. Seneca.

(**) Ein Gedanke des unvergleichlichen Cicero aus dem Cato major.

(*) Igitur alte spectare si voles atque hanc sedem & æternam domum contueri; neque te sermonibus vulgi dederis, nec in præmiis humanis spem posueris rerum tuarum. (Suis te oportet illecebris ipsa. Virtus trahat ad verum decus &c.) Cicero.

Der Beyfall, den mein Herz bey jeder That mir zahlt,
Die meinen Pflichten gleicht, ist, ob er gleich nicht prahlt,
Anständiger für mich, als tausend Ewigkeiten,
Die magre Dichter mir, für die Gebühr bereiten,
Hält ihres Herzens mich die beste Freundin werth,
So sey es daß mein Lob die Nachwelt nicht erfährt!
Was dieser Erde bleibt kann mich nicht glücklich machen.
Hebt Stax sich über mich? ich kann des Thoren lachen,
Der, weil er, wie sein Pferd von edlen Stammen ist,
Verstand den Bürgern läßt, und gern mein Hirn vermißt.
Von dir, mein Kind geliebt, der großen Welt verborgen,
Will ich mein göttlich Theil, Verstand und Herz besorgen.
Dein Vorbild reitzt mich an auf den verlaßnen Höhn
Der Tugend, die dich führt, dir hurtig nachzugehn.
Ich such und hoffe nicht des Zufalls eitle Gaben,
Und für mein Glück soll nur den Dank der Himmel haben.

Wie lang, ihr Sterbliche, wollt ihr nach Schatten laufen,
Und statt des wahren Guts ein Nichts das schimmert, kaufen?
Staber! was schrecket dich? Was nimmt dir Schlaf und Ruh?
Was sich Sokrat gewählt, die Armuth, fürchtest du.
Schämst du dich dem Arist an Tugend nicht zu gleichen?
O Thor! dis schändet dich; das Mark von allen Reichen
Gold, Purpur, Cronen selbst, vertheilt des Glückes Hand,
Und größern Thoren oft; doch Tugend und Verstand
Schenkt dir ein Zufall nicht, die must du selbst dir geben,
Durch sie weiß Epiktet im Mangel wohl zu leben.

Wie edel dacht Ulyß zum Beyspiel für die Welt?
Er ist des Lebens werth das ihm Homer erhält!
Herr eines Reichs, wohin kein Tyrus Schiffe schicket,

Von langem irren müd, von Zorn Neptuns gedrücket,
Zog er sein Ithaka, entblößt von aller Zier,
Calypsens Paradies und ihrer Liebe für,
Und einer Ewigkeit von Wollustreichen Tagen.
Wem hat mit solchem Reitz das Glück sich angetragen?
Kein lachend Tempe war der Nymphe Wohnung gleich,
Kein Traubenvoll Tarent, nach Aphroditens Reich.
Hier schüttelt Amor stets auf junge Myrthenäste
Und Florens weichen Schoos, ein Heer verbuhlter Weste
Von Rosenflügeln ab. Ein nie entblößter Wald
Bekränzt mit schwarzen Laub, der Göttin Aufenthalt,
Den Prognens Schwestern stets mit ihrem Lied beleben:
Verlangend nach dem Herbst, windt die nektarschen Reben
Der Weinstock um ihn her; ein Feld wo Veilchen blühn
Von jungen Westen voll, verbreitet sich um ihn.
Hier rauschen nachbarlich mit abgemeßnen Fällen
Durchs blumichte Gefild vier perlenfarbe Quellen,
Selbst ein Unsterblicher, der dis Elysien
Von ungefehr betrat, blieb vor Entzückung stehn.
Doch vor Ulyssen war in diesen Götterauen
Kein Reitz, der seinen Blick, nicht in die See zu schauen,
Vom hohen Ufer rief, wo er nur Ithaka
Und seinen Telemach und Penelopen sah.
Wo sind die Helden itzt die wie Ulysses denken?
Göttinnen, ohne Macht Unsterblichkeit zu schenken,
Und ohn ein Zauberreich von immer neuer Lust,
Sind mit gemeinem Reitz, zu stark vor eure Brust.

Ach! Freundin, jene Zeit von der Homere melden,
Der Tugend Monarchie, die fruchtbar war an Helden,
Flog mit der Muse fort, die jene Dichter trieb
Vor derem starkem Lied oft Alpheus stehen blieb.
Wo ist dein Schimmer hin, Zeit der Olympiaden?

Wo ist Leonidas? wo sind die Miltiaden?
Wo bist du Phocion? wo ist mein Sokrates?
Da wo Euphranor ist, da wo Euripides. (*)
Der Frühling ist verblüht, der dich, o Erde, schmückte,
Der Pfad von Dornen starr, den einst der Weise drückte,
Die scheue Tugend wich von Söhnen fremder Art,
Und hat Asträen sich im Sternenfeld gepaart.
Itzt nennt man ohne Kraft der wahren Helden Nahmen,
Kein Trieb beseelt uns mehr Fabrizen nachzuahmen,
Der arme, wär er auch Sokratens Ebenbild,
Kann nimmer edel seyn. (**) Ein Narr in Gold verhüllt;
Strahlt tausend Weisen vor; man staunet bey Rubinen,
Bedeckt ihr Schimmer gleich nur geile Messalinen;
Ziert Purpur ihren Leib, ein Diadem das Haar,
So wird Sulpitia (***) vor ihnen unsichtbar.

Komm, Freundin, laß die Welt vor ihren Götzen knien,
Kein schimmernd Kind des Sumpfs soll uns von Höhen ziehen
Wo sich vor unserm Blick der Wahn umsonst verdeckt,
Kein Glück uns Wünsche raubt, kein Unfall uns erschreckt.
Die Güter miß ich leicht, die Thoren angehören.
O Freundin, nur dein Herz, dis kann ich nicht entbehren.

Wider=

(*) Jener war ein berühmter Mahler, dieser ein großer Dichter, den das Orakel zu Delphus selbst vor einen Weisen erklärt. Griechenland hat fast zu einer Zeit die grössesten Männer gehabt. Weltweisheit, Künste, Beredsamkeit, Poesie, Bildhauer- und Mahlerkunst haben auf das herrlichste geblühet, und die Staaten waren glücklich.

(**) Si quadringentis sex septem millia desunt,
Est animis tibi, sunt, mores & lingua fidesque
Plebis eris! Horat. Ep. I. L. I.

(***) Diese Gemahlin des Fulv. Flaccus wurde von zehn ihres Geschlechts, welche aus hundert andern zu diesem Urtheil ausgelesen wurden, vor die keuscheste Matrone ihrer Zeit zu Rom, erklärt, und erwählt, das Bild der Venus Verticordia einzuweyhen.

Widersprüche.

Der Sachwalter, der in Frankreich vor einigen Jahren den Stand eines Schauspielers ehrlich machen wollte, ward durch einen Parlamentsspruch abgesetzt, und seine Schrift durch den Henker verbrannt. Dieses geschahe in einem Lande, in welchem die ganze Nation bis zu Unsinn in alle Gattung von Schauspielen verliebt ist.

Doctor Schnepf hat schon vor drittehalbhundert Jahren wider das Verbrennen der Hexen geeifert, und doch sind vor wenig Jahren noch welche verbrannt worden, und der gemeine Mann glaubt in ganz Europa noch zuversichtlich an solche Undinge.

Aus Brasilien sind in sechzig Jahren aus den dortigen Bergwerken zwey Milliards und vierhundert Millionen Livres Turnois, aus Potosi gegen vierhundert Millionen Piaster gezogen worden. Wie viel Bergwerke haben die Europäer nicht noch außer diesen, und wo ist ein Land, daraus sie nicht Gold und Silber zusammen schleppen? Und doch ist dieses Metall noch nicht so gemein, als es diesem nach seyn sollte. Wir sind auch weder gelehrter, noch reicher und geschmackvoller, als die Griechen, noch mächtiger, patriotischer und verständiger als die Römer, oder glücklicher als die Chineser. Würden wir es wohl alsdenn seyn, wenn unsere Bauerhütten mit Silber anstatt des Strohes bedecket wären?

Sind die Spaltungen unter den Gelehrten aus einem Eifer für die ewigen und unveränderlichen Verbindlichkeiten der Moralität entsprungen? Aus einer angelegentlichen Sorgfalt für Gerechtigkeit, Wahrheit und Barmherzigkeit? Oder aus einem Wettstreite, wer es dem andern in der wes

sentlichen und allein nützlichen Tugend hervorthun könnte? Gerade das Gegentheil.

Die grösten Wollüstlinge werden uns gestehen, daß man mitten unter den Entzückungen der Sinnen langweilige und schmerzliche leere Stunden antrift, und ohne diejenigen Ergötzungen unglücklich ist, welche aus dem Vermögen zu denken unstreitig entspringen, und das wahre Salz der übrigen sind.

Es ist in manchen Fällen besser mit einem aufrichtigen, unerschrockenem und nachdenkendem Gemüthe zu irren, als aus Gewohnheit, aus einer blinden Ehrerbietung für das Herkommen und ein menschliches Ansehn, die rechte Meynung zu haben.

Ein Mensch der in seinem Leben nichts gethan, als daß er über Gott und die Religion nachgedacht, hierzu aber weder einen guten Bewegungsgrund, noch den Zweck dabey gehabt und erreicht hätte, wirklich tugendhafter zu werden; ein solcher hätte seine Zeit nicht besser zugebracht, als wenn er dieselbe angewendet hätte, die Körner eines großen Sandhaufens zu zählen, und die gleichgültigste Verrichtung eines Menschen, dadurch er sich oder andern nur die geringste Art von Bequemlichkeit verschaft hätte, wäre wirklich schätzbarer gewesen, als das ganze Leben des erstern.

O der Elende? der trinkt und nicht sieht, daß schwermüthiger Müßiggang, die allerschwersten Krankheiten, Verwirrung der Sinnen, unterbrochenes Nachdenken, diese Vorläufer des Todes, in den Becher versteckt sind, daß unter

ter den, um denselben hangenden Blumen schwarze Nattern zischen und giftige Schlangen sich winden.

Es verhält sich mit der gesunden Vernunft, wie mit einer guten Schüssel Rind- oder Hammelfleisch, das man nur den Bauern vorsetzt. Aber ein Mischmasch von Thorheit, eine wohl gewürzte Brühe ist ein Gericht, das man auch einem Kayser vorsetzen darf.

Setzt nur in eure Wort', ein kühn und edles Leben,
So habt ihr ihnen schon den Adelsbrief gegeben.
Der redet allezit wohl, der wohl und edel denkt,
Weil stets ein edler Sinn, die Zung' auch edel lenkt.
Thut ihr nach der Vernunft, so mag kein Deutscher tadeln,
Und ihr müßt weiter nicht als nur Laqueyen adeln.

Das Herz hat eigentlich nur eine Tugend, und diese ist der lebendige, kräftige, von kein Gewissen und der Vernunft erzeugte Vorsatz überall gut und der göttlichen Bestimmung gemäß zu handeln, weil wir nichts seeligers thun können.

Wer zu einem Dienst oder Amt gelangen will, muß an vielen Orten so viele Ordnungen und Vorschriften beschwören, und mit solcher Selbstverfluchung seine Treue versichern, als ob diesen Eiden und nicht der Macht des Gesetzes, die Wahrnehmung der Pflichten anvertraut wäre. So ein allgemeines Versehen ist in den Regierungen.

Und was ists dann mit der Bastille? Das schrecklichste steckt im Worte. — Man mache es so schlimm, als man

kann,

kann, sagte ich zu mir selbst, die Bastille ist blos ein ander Wort für Tower — und Tower ist blos ein ander Wort für ein Haus, aus dem man nicht heraus kommen kann. Die armen Podagristen müssen sich das im Jahre wohl zweymal gefallen lassen. — Aber mit neun Livres des Tages, und Feder, Dinte und Pappier und Geduld, kann man in einem Hause ganz gut leben, wenn man gleich nicht hinausgehen darf. — Zum wenigsten auf einen Monat oder sechs Wochen. Zu Ende dieser Zeit, wenn er niemanden was zu leide gethan, kömmt seine Unschuld an den Tag, und er kömmt besser und weiser heraus, als er hinein gekommen ist. Wahr ists, sagte ich, indem ich den Satz näher bestimmen wollte, die Bastille ist kein verächtliches Uebel. — Man nehme ihr aber ihre Thürme, — man fülle den Graben, — entriegle die Pforten, — man nenne es blos Haus-Arrest, den man wegen einer tyrannischen Unpäßlichkeit, und nicht eines tyrannischen Mannes wegen hält; — so ist das Uebel verschwunden, und die andere Hälfte erträgt man ohne Murren.

Um allen Urrthum in meinen Vorstellungen von der Bastille zu vermeiden, nahm ich einen einzigen Gefangnen, und nachdem ich ihn vorher in seinem dunkeln Kerker verschlossen hatte, sah ich durch die Dämmerung des Thürgatters, um sein Gemählde aufzunehmen.

Ich sah seinen Körper halb abgezehrt, von langem Harm und dem einsperren, und fühlte, was fehlgeschlagene Hofnungen dem Herzen für eine Art Krankheit verursacht hatten. Bey näherer Betrachtung fand ich ihn blaß und fieberhaft; in dreyßig Jahren hatte kein kühler Westwind sein Blut erfrischt. — In dieser langen Zeit hatte er keine Sonne gesehen, — und keinen Mond, — noch hatten seine Ohren die Stimme eines Freundes oder Verwandten vernommen. — Seine Kinder —

Aber hier fieng mein Herz an zu bluten, und ich war gezwungen, einen andern Theil des Portraits vorzunehmen.

Er saß in dem hintersten Winkel seines Kerkers, auf einen kalten Boden auf ein wenig Stroh, welches ihm als Stuhl und Betten zugleich dienten. Zum Kopfe lag ein kleiner Calender von dünnen Kerbhölzern, worauf die Zahl der jammervollen Tage und Nächte, die er daselbst zugebracht hatte, eingeschnittten waren. — Er hielt eines von diesen Hölzern in der Hand, und mit einem verrosteten Nagel kratzte er einen neuen Tag des Elendes zu der grossen Zahl der übrigen.

Da ich das wenige Licht, das er hatte, verdunkelte, hob er ein hofnungsloses Auge gegen die Thüre; schlug es wieder nieder, schüttelte den Kopf, und fuhr in seinem wehmüthigen Geschäfte fort. Ich hörte seine Ketten klirren, als er sich drehte, und sein kleines Kerbholz zu dem Bündel zu legen. — Er holte einen tiefen Seufzer. — Ich sah das Eisen in seine Seele fahren. — Die Thränen stürzten mir aus den Augen. Ich konnte das Gemählde nicht ertragen, welches meine Phantasie von der Gefangenschaft entworfen hatte.

Verbirg dich, wie du willst, dennoch, Sklaverey! dennoch bist du ein bitterer Trank, sagte ich; und ob man dich gleich zu allen Zeiten tausenden zu trinken gegeben hat, so bist du doch darum nicht weniger bitter. — Du aber, dreymal süße und holde Göttin! und richtete meine Worte an die Freyheit, die jedermann heimlich oder öffentlich verehrt. Deine Schaale ist lieblich dem Geschmacke, und wird es stets bleiben, bis die Natur selbst sich verwandelt. Kein Kleck von Worten kann deinen schneeweißen Mantel beflecken, noch chymische Kraft deinen Zepter in Eisen verwandeln. — Lächelst du ihm nur, wenn er sein Rinde genießt, so ist der Hirt glücklicher, als sein Monarch, von dessen

Hofe

Hof du verbannet bist. — Barmherziger Himmel! rief ich; indem ich niederkniete, du hast so viele Gaben, beschere mir nur Gesundheit, und gieb mir nur diese schöne Göttin zur Gesellschafterinn, dann schütte deine Bischofshütte wie Schnee-Flocken, wenns deiner göttlichen Fürsehung so gut scheint, über jene Köpfe, welchen darnach wehe thut.

✡ ✡ ✡

Seht da ein Afterbild, der hohle Medor schreibt
Hat zwar noch nie gedacht, allein was brauchts? er gläubt.
Das reiche Alterthum der Folianten Herre
Beraubt er andachtsvoll, und kleidet seine Ehre.
Wie, wenn des Jägers Fleiß in dunkeln Wäldern irrt,
Durch Dorn und Hecken schleicht, und endlich sich verwirrt,
Wenn ihn die Nacht befällt: so liefet Medor immer,
Schwimmt in Gelehrsamkeit, erreicht die Weisheit nimmer.

✡ ✡ ✡

Sähest du deinen Bruder, deine Mutter, dein Eheweib
Alle deines Lebens zärtlichsten liebsten Gefährten,
Deren gemeinsamer Nutze blos nur einen Zweck hatten,
Deren vermischte Wünsche in einzeler Flamme aufstiegen
Weit von dir entfernt; und dich Elenden alleine
Auf der Linken von allen deinen Bekannten getrennt:
O wie würdest du zagen! Millionen anbieten
Für noch eine Prüfung, einen ruhigen Tag mehr,
Eine verfloßene Stunde, eines Augenblicks Muße,
Um begierigst die Mittel der Gnade noch zu ergreifen,
Gnade zu erkämpfen in einem heiligen Rasen,
Um in diesem Augenblicke ein Leben zu bessern!
Treib die Fluth zurücke, halt den Sturm in der Luft auf
Heiß die Sonne stehen — hoffe — Aber nur hier nicht.

✡ ✡ ✡

Die Helden sind nicht an allen Orten und bey aller Gefahr Helden, sie sind es nur da, wo man ihnen eine Hülfe, einen Sporn giebet, wider ihre Natur zu handeln. Von Natur sind die Menschen ordentlicherweise zusammen furchtsam, und die natürliche Herzhaftigkeit, die einer vor dem andern vovaus hat, kann man wohl in nichts anders setzen, als in einen geringern Grad der Furchtsamkeit, dadurch sich einer von dem andern unterscheidet.

❁ ❁ ❁

Die abgezogene Vorstellung des Verstandes nöthiget dem Gemüth wohl, die theoretische Gutheißung einer allgemeinen Wahrheit ab; das Herze aber mit seinen stärksten Zuneigungen lenket sich allezeit nach der Lebhaftigkeit der sinnlichen Bilder von Ruhe, Freude, Glückseligkeit.

❁ ❁ ❁

Es giebt viele, welche die Religion verachten und sie nicht kennen, aber es giebt deren noch weit mehr, die sie hochschätzen, und sie doch nicht kennen. Ich weiß nicht, wer sie mehr beschimpfet, ob die ersteren durch ihre Verachtung, oder die anderen durch ihre äußerliche Hochachtung. Wenn man aber fräget, wer ihr den grösten Schaden thut; so kann man dreist antworten, daß es die letzten sind.

❁ ❁ ❁

Es ist nicht schwer, die Ursachen zu entdecken, warum viele von denen, die sich den Wissenschaften ergeben, oft von dem äußerlichen und demjenigen, was man den eingeführten Wohlstand nennt, so verlassen sind. Begierig auf ihre Künste, verschließen sie sich auf ihre Studierstuben und fliehen den Umgang, auf den sie ihre Kenntnisse sollten anwenden lernen. Sie bleiben Freindlinge auf dem Schauplatze der Welt. Ist es zu verwundern, daß sie ihre Rolle schüch-

tern und ängstlich spielen, wenn sie denselben so selten betreten? Ist es zu verwundern, daß sie bey dem Geschmacke, den sie besitzen, und in Gesellschaft nie genützt haben, Männer ohne Geschmack zu seyn scheinen, und aus Furcht keine Pedanten vorzustellen, oft Pedanten werden? so gewiß es ist, daß der Umgang allein, ohne Einsicht, ohne Geschmack, nichts, als den Ton des Wohlstandes lehret, und blendende Stutzer oder höfliche Gecken zeugt: so gewiß ist es auch, daß Geschmack in den schönen Künsten, wenn er nicht auf das gemeine Leben und die Gesetze des Wohlstandes durch dem Umgang angewandt wird, keinen Mann von Lebensart bildet.

Kein Mensch mit allem Schwulst seines Gepränges und seines Stolzes kan mir durch sein Gutheißen einen Werth geben, weil er selbst keinen Werth hat, als in so fern er rechtschaffen ist, und sich mit mir nach eben denselbigen ewigen Regeln des Rechts und Ordnung richtet.

Uns hat der Vorsicht Macht in eine Welt gesetzet,
Die jeden, der sie kennt, und kennen will, ergötzet:
Doch diese Welt ist nicht für Menschen ganz allein;
Auch Thieren räumte sie zugleich den Erdball ein.
Da wir das flüchtge Wild in Büschen leiden können,
Wer würde Thoren auch nicht ihren Platz vergönnen?
Theils thöricht von Natur, und theils muthwillig blind,
Sind sie gestraft genug indem sie Thoren sind.
Sie sind dem Weisen stets, trotz ihrem stolzen Wahn,
So sehr, als wie das Wild dem Menschen unterthan.

Die Wahrheit, sonderlich in den großen Lehren zu erforschen, welche die Moral betreffen, erfodert nicht so nothwendig einen scharfen Verstand, als ein aufrichtiges und redliches Herz.

✿ ✿ ✿

Es giebt gewisse Laster, die durch die Nahrung verstärket werden, und Tugenden, die sich unter gewissen Himmelsstrichen leichter ausüben lassen, Speisen, die zur Wollust reichen, machen geil, und träge Leute sind niemals geitzig.

✿ ✿ ✿

Ich erschrecke über meine Kleinheit in der unermeßlichen Natur, und gegen die noch unermeßlichere Gottheit. Dieses Sandkorn, diese Erde, ist ein Staub, ein Punkt. Und ich auf dieser Erde? — was bin ich? — Nur das macht mich noch zu etwas, daß ich die Ordnung empfinden und in derselben bis zu dem Anfange aller Ordnung hinaufsteigen kann.

✿ ✿ ✿

Der Aberglaube ist gemeiniglich der Fehler einer ermüdeten und stumpf gewordenen Vernunft. Leute, die sie durch die hellste Einsicht in Entdeckungen im Reiche der Gelehrsamkeit sehr angestrengt und gebraucht haben, fallen mit der Mattigkeit und Erschlaffung ihrer Denkungskräfte, auf diese Ausschweifungen des Aberglaubens. Sie halten die Religion für eine Sache, bey der sie die Kräfte ihrer Vernunft nicht sonderlich anzustrengen nöthig haben; oder sie beschäftigen sich vielmehr zu einer Zeit mit derselben, da sie durch Arbeit anderer Arten sie schon zu sehr erschöpfet haben. Aus diesem Grunde glaube ich, kann man es erklären, wenn große, wenn scharfdenkende Geister am Abend ihres Lebens sich

von der Thorheit und Ausschweifung des Aberglaubens hinreissen lassen.

✿ ✿ ✿

Die Vorurtheile müssen, wie Fontenelle sagt, oft der Vernunft aushelfen, und es heißt unsrer Seele Gewalt anthun, wenn man sie alle ausrotten wollte.

✿ ✿ ✿

Unpartheyische Forscher haben entdeckt, daß Lesen, Hören, Beten, nur in so fern einen erheblichen Nutzen haben können, als die Menschen dadurch angetrieben werden, ihre Begierden zu mäßigen, und Gerechtigkeit und allgemeine Gütigkeit gegen ihre Nebenmenschen zu beweisen.

✿ ✿ ✿

Jede besondere Art von Gegenständen erfodert eine gewisse Kunst, eine gewisse Fertigkeit, um gänzlich bekannt zu seyn. Man mag so scharfsinnig seyn, als man immer wolle, so wird es einem bey einem ganz neuen Gegenstande nicht so gleich glücken. Da nun alle die Umstände, darinn sich die Menschen befinden, so verschieden sind, so müssen es ihre Kenntnisse und Fähigkeiten eben auch seyn; und hieraus folget, daß die Gegenstände ihrer angenehmen und unangenehmen Empfindungen eben so sehr von einander entfernet seyn müssen, als der Charakter der Menschen verschieden sind. Die Verschiedenheit des Geschmacks ist also nur eine Wirkung der äußern Umstände.

✿ ✿ ✿

Eben so leicht, sagt Hume, läßt es sich gedenken, daß kleine Räderchen und subtile Triebfedern wie die Räder in einer Taschenuhr sind, einen beladenen Wagen bewegen können, als daß feine und ausgekünstelte Betrachtungen unsere Leidenschaften erregen.

✿ ✿ ✿

Was folgt dir, wenn du heute stirbst?
Die Würden, die dir Menschen gaben?
Der Reichthum? Nein! das Glück der Welt genützt zu haben;
Drum sey vergnügt, wenn du dir dis erwirbst.

✿ ✿ ✿

Um einen Freund von edler Art zu finden,
Must du zuerst das Edle recht empfinden,
Daß dich der Liebe würdig macht.
Hast du Verdienst, ein Herz von wahrer Güte:
So sorge nichts ein ähnliches Gemüthe
Läßt deinen Werth nicht aus der Acht.

✿ ✿ ✿

Damit wir uns durch die Spötter unserer Zeiten nicht irre machen lassen; so laßt uns allemal Sorge tragen zwischen einen Vernunftschlusse und einen lächerlichen Einfall einen Unterscheid zu machen. Es kann allerdings in dem Lächerlichen auch Vernunft befindlich seyn; ich glaube aber, man werde gemeiniglich finden, daß ein größerer Theil Falschheit und Verdrehung darinn angetroffen werde. Wenn wir daher mit diesen Waffen angegriffen werden, wie wir hinlänglichen Grund haben es zu vermuthen, so laßt uns sorgfältig prüfen, was das sey, das wirklich lächerlich ist; ob es die Religion selbst, oder etwas fremdes sey, daß an die Stelle der Religion gesetzet wird.

✿ ✿ ✿

Ich weis nicht, was für einen Begriff andere von demjenigen Lichte haben können, welches man Witz nennet. E** stellet sich die Einbildung als eine brennende Fackel vor, die ein Windstoß aufgeblasen hat; sie leuchtet in der Dunkelheit ein wenig, und vertreibt solche nur halb; ihr schwacher Schimmer ist hinlänglich, uns zu zeigen, daß man in dem

Stande eines jähen Absturzes wandelt, aber nicht zureichend uns den schlüpferigen Ort wahrnehmen zu lassen, wo der Fuß ausglitschen kann. Man fällt, und wenn man bis auf den Grund hinunter gerollt ist, so hat man den Vortheil, daß man nachdenkend und ganz zerstoßen von seinem Falle zu sich sagen kann: wenn man sich besser vorgesehen hätte, so würde man nicht da seyn.

✿ ✿ ✿

Oft fängt ein kleiner Herr sich mächtig an zu brüsten,
Und meynt sich noch so groß, wenn sich auf sein Gelüsten
Ein ungemeßner Bau aus seinem Boden streckt,
Und bald den halben Stamm von seinem Ländgen deckt:
So steht ein Riesenkopf auf einem Zwergenleibe.
Wie aber gehts zuletzt dem theuren Zeitvertreibe?
Der Unterthan verarmt; dem Herren fehlt das Geld;
Die Arbeit stecket sich, der Wunderbau zerfällt;
Bald soll der Pflug aufs neu in seinen Gränzen spielen
Und durch den theuern Schutt zerknirschten Marmors wühlen.

✿ ✿ ✿

Das was wir der Tugend großer Männer im Heidenthum zur Last legen, ist eben das, was unsrer Tugend ihren Werth gemeiniglich benimmt, und sie unter die Tugend der Heiden hinabsetzt. Wenn wir stärkere und mehrere Gründe tugendhaft zu seyn haben, so sollten wir auch größere Tugenden aufweisen können, als die Heiden aufzuweisen gehabt haben — — Die Heiden trieb zur Tugend der natürliche Trieb, die natürliche Anlage dazu, die ein Erbgut des menschlichen Herzens ist. Es war die Stimme der Natur, die sie darzu auffoderte. Ist denn diese Stimme deswegen, weil sie schwach ist, nicht werth: daß man ihr gehorche? Ist die Großmuth, ist die Gelassenheit, ist die Liebe der Christen gegen ihre Feinde, allemal eine christliche Tugend?

Würde sie sich nicht durch ihre Stärke, durch ihre Grösse, durch ihr Feuer, durch ihre Lebhaftigkeit vor einer blos natürlichen auszeichnen müssen? Und zeichnet sie sich allemal durch diese Merkmahle aus? Haben wir nicht Beyspiele, der Großmuth, der Unerschrockenheit, der Gelassenheit unter den Heiden, die die Beyspiele dieser Art unter den Christen verdunkeln?

✡ ✡ ✡

Weil die Herrschaft des Verstandes über den Willen von einem gewissen hohen Grade der Erleuchtung abhängt, so müssen wir auch unsere Erkenntniß so lebendig machen, daß sie zur Herrschaft des Willens fähig sey.

✡ ✡ ✡

Ihr glaubet nicht meine Lieben, mit welcher Beruhigung des Gewissens es sich sterben lässet, wenn man gute Grundsätze hat, und sich bewußt ist, daß man darnach gehandelt habe. Ich rühme mich nicht, daß ich von allen Fehlern rein geblieben sey; aber meine Tage sind in böse Zeiten und unter solche Umstände gefallen, welche die Rechtschaffensten zu kleinen Fehlern nöthigen, damit man größere vermeide. Ich hoffe, Minos werde es mit mir halten, wie wir es mit den Poeten halten, wenn wir in zehn Zeilen drey gute entdecken, so verzeihen wir die schlechtern um der guten willen.

✡ ✡ ✡

Bist du niedergeschlagen? Auf, bemeistere dich einer wichtigen Wahrheit; feßle jene Leidenschaft; erzeig eine großmüthige Wohlthat; lehre den Unwissenden sehen, oder den Gram lächeln; beßre deinen Freund; diene deinem größten Feind; oder schwinge dich mit entbrannten Herzen, und göttlicher Zuversicht, empor, und ergreif mit starken Händen den, der dich gemacht hat — Siehe, die Wolke der

Schwermuth ist zerstreut, die ermunterten Lebensgeister wallen; wenn gleich dein Weinstock verdorret, und deine Harfe verstimmet ist.

Siehe, dort steht er mit einem sanften Antlitz, und empor gerichtetem Auge, auf einem heitern Berge, weit über dem Nebel der Sinnlichkeit, in den Stürmen der Leidenschaft. Alle die schwarzen Sorgen und Tumulte dieser Lebensbahn brechen sich gleich unschädlichen Gewittern, zu seinen Füßen; sie erwarten sein Mitleiden, aber sie vermindern seine Ruhe nicht. Dort sieht er die echten Söhne der Erde, die gekrönten unter den Sclaven, eine vermischte Rotte! Eine blinde Heerde! unten im Thal umirren, ihm in allen unähnlich! Ihre ganze Sorge ist das Gegenwärtige; die Zukunft ist die Seinige. Ihre Tugenden übertünchen die Natur, die Seinigen erhöhen sie. Er siehet mit ganz andern Augen als jene: wo sie eine Sonne schauen, da entdecket er eine Gottheit; was sie blos zum Lächeln bewegt, das reizt ihn zur Anbetung; wo sie einen Berg sehen, da sieht er nur einen Atomus; ein Königreich wiegt in seiner Wage nicht schwerer als ein Sandkorn. Sie verehren irrdische Dinge als göttlich: Seine unsterbliche Hofnung bläßt sie weg, als ein Staub, der seine Aussicht verdunkelt. Ihm ist sein eigener Vortheil viel zu theuer, als daß er seines Nächsten Wohlfahrt versäumen, und dessen Rechte anfallen sollte. Seine Unschuld geht gern nackend einher, ein verderbtes Herz ist das einzige wodurch sie ihr Ansehen beschützen. Wo sein reiches Freudenmahl anfängt, da hören die ihrigen auf. Seine Lust gebieret ihm eine künftige Glückseligkeit, die ihrige tödtet. Nur er darf über das kostbare Geschenk des Daseyns frohlocken; und nur er darf frohlockend glauben, daß sich sein wahres Daseyn noch nicht angefangen habe. Sein glorreicher Lauf war gestern schon vollendet; schon gestern war ihm der Tod willkommen, und

doch bleibt ihm das Leben jetzo noch süß. Durch die Wollust unbesiegt, durch die Pein ungeschwächt besitzt er einen Theil derjenigen Allmacht, auf welche er trauet. Er erträgt alles, er wagt alles, bis er fällt; und wenn er fällt, so schreibt er noch auf seinen Schild: „Ich habe überwunden.„ Er folgt der Natur, und zeigt uns an sich das unverkehrte System eines Menschen. Sein Verstand entrinnt den gemeinen Wolken von Dünsten, die aus einer kochenden Brust aufsteigen; Sein Haupt ist klar und heiter, weil sein Herz kühl ist, und sich durch keine irrdische Wünsche in Glut setzen läßt. Die gemäßigsten Bewegungen seiner Seele verstatten ihm deutliche Begriffe, und reiffe Ueberlegung, ein unpartheyisches Auge und eine richtige Wage.

✿ ✿ ✿

Wenn der Mensch mit den Menschen Frieden hat, wie viel leichter als eine Feder ist alsdann das schwerste von allen Metallen in seiner Hand! Er zieht seinen Geldbeutel hervor, hält ihn leicht und sorglos in der Hand, sieht um sich her, als ob er einen Gegenstand suchte, dem er mittheilen könne. — So wie ich dis that, sagt Yorik, fühlte ich, daß sich jedes Gefäß in meinem Körper erweiterte. — Die Arterien schlugen alle ganz munter, und jede Kraft, das Leben durch Bewegung zu erhalten, verrichtete ihr Geschäfte mit so weniger Friction, daß es die größeste physikalische Precieuse in Frankreich würde verwirrt haben: mit allem ihren Materialismus, hätte sie mich kaum eine Maschine nennen können.

✿ ✿ ✿

Welch eine Menge von Begebenheiten kann der Mann mit seiner kleinen Lebensspanne umfassen, der sein Herz an allem Theil nehmen lässet, und der, da er Augen hat, zu sehen, was ihm Zeit und Gelegenheit, so wie er seinen Weg

fortsetzet, ohn Unterlaß darbieten, nichts unberührt läßt, woran er seine Hände mit Ehren legen darf. —

Wenn das eine nichts hervor bringt — So wirds das andere thun — Es schadet nichts — Es ist ein Versuch über die menschliche Natur — Ich fasse Wasser in ein Sieb — Genug — das Vergnügen des Experiments hat meine Sinne und den bessern Theil meines Bluts wachend erhalten, und den gröbern einschläfert.

Ich bedaure den Mann der von Dan bis Berseba reisen und ausrufen kann; es ist alles dürre und öde. — Doch so ist es; und so ist die ganze Welt dem, welcher der Früchte nicht warten und pflegen will, die sie hervor bringt. Ja, ich bezeuge, daß, wäre ich in einer Wüsten, ich auch in der Wüste etwas finden würde, das meine Neigung auf sich zöge — Fände ich nichts bessers, so wollte ich sie auf einen süßen Myrthenbaum heften, oder irgend eine melancholische Cypresse suchen, mit der ich mich einlassen könnte — Ich würde ihren Schatten besingen, und für ihren Schutz sie freundlichst grüßen — Meinen Namen schnitt' ich in ihre Rinde, und schwöre, die lieblichsten Bäume in der ganzen Wüsten wären sie. Wenn ihre Blätter welken, wollt ich mich zum Trauren gewöhnen: und Freude jauchzete mit ihnen mein Herz, wenn sanfter Thau sie erquickte.

Der gelehrte Smelfungus reisete von Boulogne nach Paris — von Paris nach Rom — und so weiter. — Aber mit Spleen und Gelbsucht gieng er aus, und jeder Gegenstand, wo er vorbey kam, war entstellt, verbleicht und verzerret. —

Er schrieb davon einen Bericht; allein, es war nichts als der Bericht von seinen unglückseeligen Empfindungen.

Ich begegnete dem Smelfungus im großen Portal des Pantheons — Er trat eben heraus — — Es ist nichts

als

als eine ungeheure Gauckelbude, sagte er. *) — Ich wünschte, Sie hätten nicht noch etwas Schlimmers von der medecinischen Venus gesagt, versetzt' ich. — Denn, wie ich durch Florenz kam, ward mir erzählt, daß er die Göttin gelästert, und sie ausgehunzt hätte, wie ein gemeines Gassenmensch, ohne daß er durch irgend etwas dazu gereizet worden.

In Turin stieß ich abermals auf den Smelfungus, auf seiner Heimreise; und er hatte eine betrübte Geschichte von jammervollen Begebenheiten zu erzählen, „worinn er „von beweglichen Zufällen zu Wasser und zu Lande sprach, „und von den Cannibalen, welche einander verschlingen: „die Antropophagi„ — Er war bey lebendigem Leibe von Flöhen gefressen, und geröstet und gebraten, und in jedem Gasthofe, wo er eingekehrt, ärger gemißhandelt, als St. Bartholomäus. —

— Ich wills der Welt erzählen, rief Smelfungus. Sie thäten besser, versetzte ich, wenn Sie es ihrem Arzte erzählten.

Mundungus that, mit unermeßlichem Reichthume, die große Reise; er gieng von Rom nach Neapolis, — von Neapolis nach Venedig — von Venedig nach Wien — nach Dresden, nach Berlin, ohne daß er von einer einzigen rühmlichen Verbindung oder angenehmen Anecdote zu erzählen hatte. Er war aber schnurstracks fortgereiset, ohne weder zur Rechten oder zur Linken zu sehen, damit nicht Liebe oder Mitleid ihn von seinem Wege locken möchte.

Friede sey mit ihnen! wenn er für sie zu finden ist; aber dem Himmel selbst, wenn möglich wäre, mit solchen Gemüthern hinein zu kommen, würde es an Gegenständen gebrechen. — Jeder seelige Geist würde ihnen auf den Flügeln der Liebe entgegen schweben, ihre Ankunft zu begrüßen — Die Seelen des Smelfungus und des Mundungus würden nichts

*) Siehe Smollets Reisen.

nichts hören als neue jubilirende, lebhafte Entzückungen der Liebe, nichts als laute Zurufungen über ihre gemeinschaftliche Seeligkeit — herzlich bedaure ich sie — Sie haben keine Fähigkeit zu diesem Geschäfte mitgebracht; und wären Smelfungus und Mundungus auch in die glückseeligste Wohnung des Himmels versetzt, Smelfungus und Mundungus würden dennoch so weit von aller Glückseeligkeit entfernt seyn, daß ihre Seelen vielmehr daselbst bis in alle Ewigkeit büßen würden.

* * *

Wenn alles fertig, und jeder Artickel im Gasthofe bezankt und bezahlt ist, so bleibt (wofern man nicht durch den letzten Auftritt zu mürrisch geworden,) noch immer vor der Thüre etwas auszumachen übrig, ehe man in den Wagen kommen kann, und das ist mit den Söhnen und Töchtern der Armuth, welche einen umringen. Niemand sage, „laßt sie an den Galgen gehen„ — Das ist ein sehr saurer Gang für etliche wenige Elende, und sie haben ohnedem Leiden genug gehabt. Ich halt' es immer für besser, etliche Sous oder Pfennige in die Hand zu nehmen; und ich möchte jedem feinen Passagier rathen, es eben so zu machen; er braucht nicht so genau aufzuschreiben, aus was Gründen und wofür er sie ausgegeben, — es wird schon anderwärts zu Buche gebracht.

Was mich selbst betrift, so giebt kein Mensch so wenig, als ich; denn ich kenne fast niemand, der so wenig zu geben hätte; da dieses gleichwohl die erste öffentliche Handlung meiner Mildthätigkeit in Frankreich war, so schien sie mir desto merkwürdiger.

Wie wird das gehn? sagt' ich; ich habe nur acht Sous zu vergeben, hierbey rüttelte ich solche in der Hand, und davon wollen acht arme Männer und acht arme Frauen was haben.

Ein

Ein armer zerlumpter Mann, der kein Hemde auf dem Leibe hatte, ließ seinen Anspruch dadurch fahren, daß er sich zwey Schritte aus dem Zirkel zurückzog, und durch einen Bückling zu verstehen gab, daß er für sich nichts verlange. Hätte das ganze Parterr einstimmig geschrien, place aux Dames, so hätte solches das Gefühl der Achtung für das zärtere Geschlecht nicht mit solcher Würkung ausgedrückt.

Gerechter Himmel! aus was für weisen Ursachen hast du es so geordnet, daß Bettelarmuth und gesittete Lebensart, welche in andern Ländern so weit getrennt sind, hier den Weg ausfündig gemacht haben, in einer Hütte, beysammen zu wohnen!

Ich bestand darauf, daß er einen Sous zum Geschenke annehmen möchte, bloß seiner Politesse wegen.

Ein armer, kleiner, lebhafter Knirps von Kerl, der gegen mir über im Kreise stund, zog, indem er erst etwas unter den Arm nahm, das ehedem ein Hut gewesen war, seine Dose aus der Tasche, und bot ganz freygebig zu beyden Seiten eine Prise herum. Es war eine kleine Gabe, und wurde mit Bescheidenheit abgelehnt. — Das arme kleine Männchen nöthigte sie mit einem gutherzigen Kopfnicken — prenez-en, sagt' er, und sah anderwärts hin; also nahm ein jeder. — Jammer, wenn deine Dose jemals leer seyn sollte; sagt ich bey mir selbst, und drückte ein Paar Sous hinein, — indem ich eine kleine Prise herausnahm, um das durch den Werth der Gabe zu erhöhen. — Er fühlte das Gewicht der zwoten Verbindlichkeit stärker als der ersten — dadurch erzeigte ich ihm eine Ehre, — durch das erste bloß eine Wohlthat, — — und er machte mir dafür einen Bückling bis zur Erden.

Da! sagt' ich zu einem alten Soldaten mit einer Hand, den die vielen Feldzüge völlig abgemergelt hatten, und der nun verabschiedet war, da hat er ein Paar Sous. — Vive le Roi! sagte der alte Soldat.

Jetzt hatte ich nur noch drey Sous übrig: einen gab ich bloß pour l'amour de Dieu weg, denn auf diese Art bat sie es. — Das arme Weib hatte eine verrenkte Hüfte, also konnte es wohl nicht gut aus andern Gründen seyn.

Mon cher & trés charitable Monsieur! — Dem widerstehe wer da kann! sagt' ich.

Mylord Anglois! — der bloße Schall ist das Geld werth — also gab ich meinen letzten Sous dafür hin.

Aber in der Hitze des Gebens hatte ich einen pauvre honteux übersehn, der niemand hatte, für ihn um einen Sous zu bitten, und der wie ich dachte, lieber verhungert wäre, als daß er selbst hätte ansprechen sollen. Er stund bey der Chaise ein wenig außer dem Kreise, und wischte eine Thräne von einem Gesichte, das, nach meiner Meynung beßre Tage gesehn hatte. — Gütiger Gott! sagt ich. — Und ich habe nicht einen einzigen Sous mehr übrig, den ich ihm geben könnte. — Aber, du hast ja tausende! schrye in mir die Natur mit allen Stimmen, — und so gab ich ihm! — es thut nichts, was — itzt schäme ich mich zu sagen, wie viel, — damals schämte ich mich zu denken, wie wenig. Wenn also der Leser sich ohngefehr einen Begrif von meiner Disposition machen kann, so mag er, da ich ihm diese zwey feste Punkte ausgegeben habe, auf ein oder zwey Livres nach, urtheilen, wie viel es eigentlich gewesen.

Den übrigen konnte ich nichts geben, als ein Dieu vous beniße. — Et le bon Dieu vous beniße encore, sagte der alte Soldat, der Zwerg, u. s. w. Der pauvre honteux konnte nichts hervor bringen. — Er zog ein kleines Schnupftuch heraus, und wischte die Augen, wie er sich wegwandte, — und ich dachte er dankte mir mehr als alle Uebrigen.

✿ ✿ ✿

Heil euch liebe kleine Gefälligkeiten des Lebens, denn ihr macht seinen Pfad eben und sanft! Gleich der Grazie und der Schönheit, welche beym ersten Anblick unser Herz zur Liebe neigen, seyd ihr es, welche diese Pforte öfnet und den Freundlig bewillkommnt.

✿ ✿ ✿

Die Söhne und Töchter der Dienstbarkeit entsagen in ihren Contrakten der Freyheit, aber nicht der Natur. Sie sind Fleisch und Blut, und haben, mitten im Hause des Zwanges, ihre kleine Eitelkeiten und ihre Wünsche so gut, als ihre Herrschaften. — Freylich haben sie einen Preiß

auf

auf ihre Selbstverläugnung gesetzt, — und ihre Erwartungen sind oft so unverschämt, daß ich sie ihnen versagen möchte, wenn einem ihr Stand nicht zu leicht die Macht dazu gäbe.

Siehe! — Siehe, ich bin dein Knecht — entwafnet mich auf einmal von der Gewalt eines Herrn. —

✡ ✡ ✡

Theuere Empfindlichkeit! unerschöpfliche Quelle alles dessen, was schätzbar in unsern Freuden, oder köstliches in unsrer Traurigkeit ist! Du kettest deinen Märtyrer nieder an sein Lager von Stroh — und auch du erhebest ihn doch bis zum Himmel — ewiger Brunnen unsrer Empfindnisse! Hier will ich dich suchen — und dieses ist deine Gottheit, welche in mir sich reget. — Nicht daß, in trüben Stunden der Krankheit „meine Seele zurück bebt in sich selbst, und vor der Vernichtung sich entsetzt“ — blosser Prunk in Worten! — sondern, daß ich noch uneigennützige Freuden, und uneigennützige Sorgen außer mir empfinden kann. — Alles kömmt von dir, grosses, grosses Sensorium der Welt! welches fibrirt, wenn auch nur ein Haar, in der entferntesten Wüste deiner Schöpfung von unserm Haupte fällt. Von dir gerührt, zieht Eugenius meinen Vorhang auf, wenn ich vor Krankheit schmachte — hört meine Erzählung der Symptomen, und klagt das Wetter an, über die Schwachheit seiner Nerven. Zuweilen giebst du davon seinen Antheil dem rohesten Hirten, der die unwirthbarsten Gebirge durchstreicht — Er findet das zerrißne Lamm eines fremden Hirten — diesen Augenblick sehe ich, wie er den Kopf an seinen Stab gelehnt, mit mitleidigem Gefühl darauf herab blickt — O! wär ich einen Augenblick früher gekommen! — es blutet sich zu Tode — sein fühlbares Herz blutet mit ihm. —

Friede sey mit dir, großmüthiger Hirt! Ich sehe du gehst mit Kummer von dannen — aber deiner Freuden sollen nicht weniger seyn! — denn, glücklich ist deine Hütte, — glücklich sie, die solche mit dir theilet — und glücklich sind die Lämmer, die um euch spielen.

XXX (1.2 B.1) XII. 86

XII. 87

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sulzer, Johann Georg, 1720-1779

Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens Zum Gebrauch einiger Klassen des Königl. Joachimthalischen Gymnasium

Bd.: [1]

Berlin 1771

Paed.pr. 3884-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761421-3
VD18 14763974-001